Napoleon I

August Fournier

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. **Gindely, A.,** Gesch. d. 30jähr. Krieges in drei Abteilgn. I. 1618—1621: Der böhm. Aufst. u. s. Bestrafung. 280 S. Mit 3 Doppelvollbild., 1 Vollbild u. 4 Portr. in Holzst.

Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.,** Allgemeine Witterungskunde.
266 Seiten. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich.

Bd. 3. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen.
II. 1622—1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs. 292 Seiten. Mit 10 Doppelvollbildern und 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.,** Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden.
304 Seiten. Mit 70 Abbildungen.

Bd. 5. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen.
III. 1633—1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden. 240 Seiten. Mit 9 Doppelvollbild. u. 3 Porträts in Holzstich.

Bd. 6. **Jung, Dr. Karl Emil,** Der Weltteil Australien.
I. Abtlg.: Der Australkontinent und seine Bewohner. 280 Seiten. Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 7. **Taschenberg, Dr. Otto,** Die Verwandlungen der Tiere.
272 Seiten. Mit 88 Abbildungen.

Bd. 8. **Jung, Dr. Karl Emil,** Der Weltteil Australien. II. Abtlg.: I. Die Kolonien des Australkontinents u. Tasmanien. II. Melanesien (I. Teil). 312 Seiten. Mit 19 Vollbildern, 29 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Karten in Holzstich.

Bd. 9. **Klaar, Alfred,** Geschichte des modernen Dramas in Umrissen.
320 Seiten. Mit 9 Porträts in Holzstich.

Bd. 10. **Becker, Dr. Karl Emil,** Die Sonne und die Planeten. 308 S. Mit 68 Abbildungen.

Bd. 11. **Jung, Dr. E.,** Der Weltteil Australien. III. Abtlg.: I. Melanesien (II. T.). II. Polynesien (I. T.). 304 S. M. 27 Vollbildern u. 31 in d. Text gedruckt. Abbildgn.

Bd. 12. **Gerland, Dr. E.,** Licht und Wärme.
320 Seiten. Mit 4 Porträts und 126 Figuren in Holzstich.

Bd. 13. **Jung, Dr. Karl Emil,** Der Weltteil Australien.
IV. Abtlg.: I. Polynesien (II. Teil). II. Neuseeland. III. Mikronesien.
276 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 35 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 14. **Der Weltteil Afrika I. Hartmann, Prof. Dr. R.,** I. Abyssinien und die übrigen Geb. d. Ostküste Afrikas. 312 S. M. 18 Vollbildern u. 63 i. d. Text gedruckt. Abbildgn.

Bd. 15. **Jung, Jul.,** Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit I.
298 Seiten. Mit 9 Vollbildern und 70 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 16. **Peters, Prof. Dr. C. F. W.,** Die Fixsterne. 176 Seiten. Mit 69 Abbildungen.

Bd. 17. **Jung, Jul.,** Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit II.
280 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 18. **Schultz, Prof. Dr. A.,** Kunstgeschichte I.
284 Seiten. Mit 38 Vollbildern und 120 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 19. **Der Weltteil Europa I. Willkomm, Dr. Moritz,** Die pyrenäische Halbinsel I.
260 Seiten. Mit 26 Vollbildern und 14 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 20. **Lehmann, Paul,** Die Erde und der Mond.
280 Seiten. Mit 6 Vollbildern und 59 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 21. **Schultz, Prof. Dr. A.,** Kunst und Kunstgeschichte II.
262 Seiten. Mit 44 Vollbildern und 42 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 22. **Der Weltteil Amerika I. Ochsenius, C.,** Chile. Land und Leute. 268 Seiten. 28 Vollbildern, 59 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 23. **Meyer von Waldeck,** Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche.
282 Seiten. Mit 27 Vollbildern und 51 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 24. **Der Weltteil Afrika II. Hartmann, Prof. Dr. R.,** Die Nilländer.
224 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 65 in den Text gedruckten Abbildungen.

Inhalt der erschienenen Bände:

Folgende Bände sind in Vorbereitung und werden nach und nach erscheinen:

Behaghel, Prof. Dr., Die deutsche Sprache.

Blümner, Prof. Dr. H., Sitten und Leben der Griechen. (2 Abteilungen.)

Egli, Prof. Dr., Die Schweiz.

Hartmann, Prof. Dr. R., Madagaskar.

Krümmel, Prof. Dr. Otto, Der Ocean.

Löwenberg, Pol und Äquator.

Pinner, Prof. Dr. A., Die Gesetze der Natur-Erscheir

Schaßler, Dr. M., Aesthetik. (2 Abteilungen.)

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

L. Band.

Napoleon I.

Eine Biographie

von

Dr. August Fournier,
Professor an der deutschen Universität Prag.

In zwei Bänden.

Leipzig: G. Freytag. 1886. Prag: F. Tempsky.



Buonaparte

Napoleon I.

Eine Biographie

von

Dr. August Fournier,
Professor an der deutschen Universität Prag.

Erster Band:

Von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich.

Leipzig: G. Freytag. 1886. Prag: F. Tempsky.

Vorwort.

Einem größeren Kreise gebildeter Leser das Werden, Wagen und Wirken eines Mannes von unvergleichlicher historischer Bedeutung kurz und mit schlichten Worten zu erzählen, ist der Zweck der folgenden Blätter. Ich weiß wohl, daß erst unlängst von Kennern dieses Gegenstandes wiederholt versichert worden ist, es sei heute noch nicht an der Zeit, eine Geschichte Napoleon I. zu verfassen. Wenn ich es trotzdem unternahm, so geschah es mit der Überzeugung, daß der Historiker, auch wenn er nicht Endgiltiges zu bieten vermag, dennoch die Pflicht hat, über den jeweiligen Stand der erworbenen Kenntnis diejenigen zu unterrichten, die den Werkplätzen der Wissenschaft ferne stehen, so wie diese das Recht haben, solche Mitteilung von ihm zu fordern. Erz und immer nur Erz zu graben, kann seiner Lebensmühe letztes Ziel nicht sein: die Welt braucht Schmuck und Waffen, und ihre Schmiede dürfen nicht feiern.

So leicht allerdings wird es dem Geschichtsschreiber Napoleon I. nicht, daß er nur die bisherigen Resultate der Forschung einfach zu verzeichnen und in entsprechende Form zu kleiden hätte. Denn diese Resultate widersprechen gar häufig einander und stehen auch oft nicht fest genug, um ohne weiteres Gemeingut zu werden. Man erwäge nur, welche Wandlung das historische Andenken des gewaltigen Korsen in Frankreich selbst erfahren hat, von den Hymnen Béranger's bis zu den Satiren Barbier's, von Thiers' rühmender Erzählung bis auf Lanfrey's vernichtende

Kritik. Durch das im Jahre 1869 erschienene Werk des Zuletztgenannten wurde die Legende vom schattenlosen Ruhmesglanze Napoleon I. endgiltig beseitigt, und seitdem hat sich das allgemeine Urteil über den ersten Kaiser der Franzosen nur noch verschärft. Zwei Momente wirkten dabei vor anderen mit. Einmal, daß seither authentische Aufzeichnungen aus jener Epoche bekannt geworden sind, welche — wie z. B. die Memoiren der Frau von Rémusat — immer neue Schwächen und Fehler an dem berühmtesten Emporkömmling aller Zeiten zum Vorschein brachten, die historische Schätzung desselben beeinflußten und bewirkten, daß man heute nur zu sehr geneigt ist, über dem kleinen Menschen den großen Mann zu übersehen. Ein zweites ist, daß im Jahre 1870 das Regiment seines Neffen, Napoleon III., welches auf der Basis der noch unerschütterten bonapartistischen Tradition begründet worden war, von der Republik abgelöst wurde, d. i. von jener Form des Staatsorganismus, die ehedem der Oheim mit Gewalt und Willkür zerbrochen hatte. Indem sich Frankreich jetzt wieder für sie entschied, kamen ihre historischen Gegner gleichsam von Staatswegen in Mißkredit, indes die Werke und Thaten der großen Revolution in ein unverdient günstiges Licht rückten. Erst in den letzten Jahren hat man in den ernsten, dem politischen Parteizwist abgewendeten Kreisen der französischen Gelehrten — vielleicht durch die Forschung der Deutschen angeregt — erkannt, daß es nicht bloß eine napoleonische, sondern auch eine revolutionäre Legende gebe, die, wie jene, beseitigt und durch die rückhaltlose Wahrheit ersetzt werden müsse. Dieses Bemühen ist noch nicht zu unbestreitbaren Resultaten gelangt und der Klärungsprozeß der letzten hundert Jahre französischer Geschichte noch nicht beendet. Aber schon jetzt kann man sehen, daß aus der giltigeren Auffassung der ersten Republik von 1792 – 1799 sich auch eine gesichertere Anschauung von der historischen Bedeutung Napoleon I. vorbereitet. Man braucht nur festzuhalten, daß dieser zugleich das Geschöpf und die Vollendung der Revolution gewesen ist und in ihren Bahnen auch dann noch gewandelt

hat, als seine kühne Hand bereits nach dem Diadem von Frankreich griff. Von diesem Gesichtspunkte aus wird sein heutiger Biograph seine Aufgabe zu erfassen haben, und soweit es die durch äußere Umstände eng gesteckten Grenzen meiner Darstellung erlaubten, hab' auch ich im bescheidensten Maße zu ihrer Lösung beizutragen versucht. Von mehr als einem dürftigen Umriß wird allerdings nicht die Rede sein können. Wie viel ich dabei vorangegangenen Werken verdanke, kann ich im einzelnen nicht besonders verzeichnen; fachgeschulten Kennern wird dies von selbst in die Augen fallen. Ab und zu aber bin ich doch auch meinen eigenen Weg geschritten. Ich hoffe, er hat mich zwischen politischer Befangenheit auf der einen, und bloß moralisierendem Kritteln auf der andern Seite hindurchgeführt zu einem, nicht vollständigen und nicht abgeschlossenen, aber doch vielleicht in seinen Konturen nicht unähnlichen Bilde von dem Wesen und Thun dieses Mannes, der, wie kein zweiter vor ihm, die Geschicke einer Welt beeinflußt hat.

Ich habe am Schlusse dieses Bandes litterarische Notizen mitgeteilt. Sie sind selbstverständlich von jeder Vollständigkeit auch nur des Wichtigsten weit entfernt, und sollen ebensowenig, wie die unter dem Texte befindlichen Noten, meine Darstellung belegen. Sie sind vielmehr nur in der Absicht dargeboten, jene Leser, die mein Buch zu erweiterter Lektüre und tiefer gehender Beschäftigung mit dem Gegenstande anzuregen vermag, auf Werke zu verweisen, welche ihnen dabei am zuverlässigsten dienen werden. Nur wenn ihr solche Anregung gelingt, wird meine Erzählung den Erfolg haben, den ich ihr wünsche.

Wien, Ende Dezember 1885.

Der Verfasser.

Inhalt.

Notiz.

Das Titelbild ist die verkleinerte Wiedergabe eines C. J. Schott'schen Stiches nach einem Porträt David's. Der Stich trägt die Unterschrift: „Bonaparte, I^er Consul de la Rép. Françoise".

Erstes Kapitel.

Die Bonaparte auf Korsika. Napoleons Geburt und Lehrjahre.

„Es giebt in Europa noch ein Land, welches der Gesetzgebung fähig ist; das ist die Insel Korsika. Der Mut und die Standhaftigkeit, mit welchen dieses wackere Volk seine Freiheit wieder zu erlangen und zu verteidigen gewußt hat, verdienten wohl, daß es irgend ein Weiser lehrte, wie es sich dieselben sichern könne. Mir ahnt gewissermaßen, daß diese kleine Insel Europa eines Tages in Erstaunen setzen wird." So schrieb 1762 Jean Jacques Rousseau in seinem unvergänglichem Buche über den Gesellschaftsvertrag. Wenige Jahre später wurde auf der „kleinen Insel" ein Mann geboren, der durch seine gewaltige weltumwälzende Genialität die Ahnung des Denkers zur Wahrheit machen sollte.

Jean Jacques Rousseau stand damals nicht allein mit seiner Sympathie für Korsika. Der Befreiungskrieg, welchen die kleine patriotische Nation seit 1729 gegen Genua führte, unter dessen Oberherrschaft sie seit Jahrhunderten geseufzt, hatte die Augen von ganz Europa auf sie gelenkt. Die besten Geister des Weltteils beschäftigten sich mit ihrem Schicksale: Friedrich der Große, Voltaire, Montesquieu reden in ihren Werken mit Achtung und Teilnahme von dem thatkräftigen Bergvolke und der imponierenden Persönlichkeit seines Führers Pasquale Paoli. Dieser Letztere hatte, von seinen Landsleuten zum Regenten des „König-

reiches“ ausgerufen, die Insel bis auf die Küstenplätze den Genuesen entrissen, unter sorgsamer Wahrung der Volksfreiheiten ein weises und fördersames Regiment begründet und damit in engen Grenzen erreicht, was zu jener Zeit die Wortführer der politischen Aufklärung als Ideal hinzustellen nicht müde wurden. Und sicher wäre es ihm gelungen, den Feind auch noch aus den letzten Positionen zu vertreiben, sein Vaterland gänzlich frei und unabhängig zu machen, hätte sich nicht eine Macht ins Mittel gelegt, deren überlegene Kräfte schließlich beide Kämpfer aus dem Wege drängten: Frankreich. Das war während des siebenjährigen Krieges, als Genua sich auf die französische Seite schlug, wofür König Ludwig XV. die Republik gegen Korsika zu unterstützen versprach. Damals hielten die Franzosen drei Jahre lang (1756 bis 1759) die Häfen von San Fiorenzo, Calvi und Ajaccio besetzt und suchten zwischen den Kriegführenden zu vermitteln. Bald aber griffen sie selbst nach dem wichtigen Eiland im Mittelmeer. Unterhandlungen mit dem Dogen von Genua führten im Jahre 1768 einen Vertrag herbei, welcher dem Könige von Frankreich gegen den Nachlaß einer gennesischen Schuld und eine jährliche Subvention die Souveränetät über Korsika „pfandweise“ einräumte. Trotz der einschränkenden Klausel erkannte doch alle Welt, daß es sich hier um eine definitive Annexion handelte. Wer sollte sie auch hindern? Die Politik der maßgebenden Mächte ging damals andere Wege, und so hatte Ludwig XV. nur mit einem einzigen Gegner zu thun, mit den Korsen selbst. Ihre Unabhängigkeit an Frankreich zu verlieren, galt ihnen keineswegs erträglicher, als die genuesische Herrschaft, und Paoli wagte den ungleichen Kampf. Er unterlag. Nach einigen glücklichen Gefechten wurde er im Mai 1769 in einer entscheidenden Schlacht am Goloflusse besiegt und zur Flucht genötigt. Im Juli verließ er die Insel, um in England ein gerne gewährtes Asyl zu finden. Nur wenige der getreuesten Kampfgenossen begleiteten ihn dahin. Die Mehrzahl war auf den Monte Rotondo ohen und bot, von den Franzosen mit aller Schonung dazu

aufgefordert, ihre Unterwerfung an. Frankreich war im Besitze der Insel.

Unter den Wortführern der Deputation, die den Sieger um Frieden bat, erscheint Carlo Buonaparte, der Vater Napoleons. Die Vertrauens-Mission verdankte er wohl dem Ansehen, in welchem seine Familie in der Stadt Ajaccio stand, wo dieselbe seit zweihundert Jahren ihren Sitz hatte. Es hat späterhin, als aus dem kleinen Korsen der große Mann geworden war, an Virtuosen schmeichlerischer Empfindung nicht gefehlt, die seinen Stammbaum weit hinauf und bis auf einen byzantinischen Kaiser des Mittelalters zurückzuführen wußten. Mit einiger Sicherheit jedoch läßt er sich nur bis nach Sarzana im Toscanischen verfolgen, von wannen ein Gabriel Buonaparte im sechzehnten Jahrhundert nach Ajaccio übersiedelte. Es war ein adliges Geschlecht. Zum mindesten säumte der Großherzog von Toscana, Leopold von Österreich, nicht, dem Großvater Napoleons im Jahre 1757 die Nobilität zu bestätigen. Das Gleiche geschah später von Seite des französischen Heroldsamtes. Die Buonaparte — so schrieben sie sich, und so schrieb sich auch Napoleon bis ins Jahr 1796 — hatten, wie die meisten Bewohner der Küstenstädte, lange zu Genua gehalten, bis auch sie sich dem patriotischen Aufschwunge nicht mehr zu entziehen vermochten. Carlo stellte sich, als es zum Kampfe mit Frankreich kam, unter das nationale Banner und ward dafür von Paoli besonders ausgezeichnet. Nach dem Siege der Feinde aber wurde er bald ein eifriger Anhänger des neuen Regiments. Sein Haus in Ajaccio, wo seine schöne junge Gattin Lätitia (aus der Familie Ramolino) die liebenswürdige Wirtin machte, stand den Fremden jederzeit offen, und der französische Kommandant Graf Marbeuf verkehrte darin mit Vorliebe. Carlo war ein Mann von Kenntnissen, jedoch ohne überraschende Geistesgaben, ehrgeizig, leichten Sinnes zwar und vergnügungssüchtig, aber doch voll Sorge für seine zahlreiche Familie. Er war Advokat seines Berufes und zugleich sein eigener Klient: keines seiner Geschäfte lag

ihm mehr am Herzen als ein Prozeß um ein einträgliches Besitzstück, welches von einem frommen Anverwandten den Jesuiten legiert worden war. Die Letzteren waren ihm darum verhaßt, wie er denn überhaupt nicht zu den treugläubigsten Katholiken zählte. Der bei den französischen Behörden, als Besitznachfolgern der vertriebenen Mönche, geführte Rechtsstreit verschlang viel Geld und Mühe; desgleichen die wiederholten Reisen nach Versailles, wohin Carlo seine Würde als Abgeordneter des korsischen Adels führte; und als er im Jahre 1785 — erst achtunddreißigjährig — auf einer solchen Fahrt in Montpellier starb, hinterließ er den Seinigen, außer der unentschiedenen Rechtsfehde, nur knappe Mittel zu einer notdürftigen Existenz.

Maria Lätitia hatte ihrem Gemahl dreizehn Kinder geboren. Von diesen waren beim Tode des Vaters noch acht, fünf Söhne und drei Töchter, am Leben, das Jüngste (Jérôme) drei Monate alt. Keine leichte Aufgabe für die Witwe, ihr Hauswesen und eine so zahlreiche Familie in den engen Verhältnissen mit Anstand weiterzuführen. Aber Lätitia löste sie. Das war eine Frau von scharfer Klugheit, rascher Einsicht und jener zähen Energie, welche die Sorge überwindet, lebhaft und sinnend, unerschrocken und berechnend zugleich, eine ganze Korsin. Güter höherer geistiger Anlage und Bildung waren ihr versagt geblieben, doch hatte sie viel praktischen Verstand und war nicht ohne eine gewisse hochsinnige Art des Empfindens. Als zur Zeit des Franzosenkrieges Carlo zu Paoli hielt, war sie ihrem Gatten mutig in die Berge gefolgt und hatte willig, ein Kind unter dem Herzen, alle Mühsal des Feldzuges ertragen. Jetzt regierte sie mit fester Hand ihr Haus und hielt den geringen Besitz mit Umsicht und Sparsamkeit zu Rate. Freilich hatten die rückhaltlose Parteinahme Carlos für Frankreich und die Freundschaft des Gouverneurs längst auch schon ihre Wirkung gethan. Von den Kindern waren die älteren in französischen Erziehungsanstalten auf Kosten des Königs untergebracht worden.

[illegible]ch dem Tode des Vaters kehrte der älteste Sohn Joseph

zur Unterstützung der Mutter heim, und auch der nächstjüngere, Napoleon, verließ noch im Jahre 1785 die Pariser Militär-Akademie als Leutnant, nicht minder bereit, den Seinigen nach Kräften zu helfen. Wer ahnte wohl damals, daß in dem bergenden Schatten dieses kleinen Offiziers dereinst die ganze Familie zu Hoheit, Macht und Ansehen gelangen sollte?

Napoleon war am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren worden; ein Datum, dessen Richtigkeit übrigens von der neuesten Forschung angefochten wird. Und in der That, die jüngst beigebrachten Zeugnisse sind nicht wenig angethan, die Autorität des vielgefeierten Napoleonstages ins Schwanken zu bringen. Nach denselben soll 1768 das Geburtsjahr und Corte der Geburtsort des berühmten Mannes sein. Die Beweise reichen aber doch nicht aus, um heute schon der bisher geltenden Überlieferung völlig den Rücken zu kehren, ganz abgesehen davon, daß es im Vergleiche mit den vielen großen Ereignissen im Leben unseres Helden nur von untergeordneter Bedeutung sein kann, ob derselbe ein Jahr früher oder später, im Innern oder an der Küste seiner Heimat zur Welt kam. Genug, er war da und machte sich recht bald bemerkbar. Als Kind soll er seiner Mutter ähnlich gesehen haben, wie er denn auch in seinem Wesen das Meiste von Lätitias durchgreifender Art hatte, während die Brüder sich mehr nach dem Vater bildeten. Eigensinnig und starrköpfig, machte der Knabe seiner Umgebung viel zu schaffen. „Ich war“, erzählte er selbst in seinen letzten Tagen, „eigenwillig und starrsinnig, nichts imponierte mir, nichts brachte mich aus der Fassung, ich hatte vor Niemandem Furcht. Den Einen schlug ich, den Andern kratzte ich, Alle fürchteten mich. Mein Bruder Joseph war es, mit dem ich zumeist zu thun hatte; er ward geschlagen, gebissen, gescholten. Oft beklagte ich, daß er sich nicht rasch genug erholte.“ Die Mutter allein vermochte den übermütigen Jungen mit Strenge zu bändigen, während der Vater ihn häufig in Schutz nahm. Die erste Erziehung mag also, wie man sieht, nicht die sorg-

fältigste gewesen sein. Mit Onkel Fesch, einem Halbbruder Lätitias, lernte Napoleon das Alphabet und später in einer Mädchenschule des Städtchens das Notdürftigste aus seiner Muttersprache. Mit mehr Aufmerksamkeit aber mag er den vielfachen Erzählungen von Paoli und den Freiheitskämpfen der Korsen gelauscht und begierig die Ideale in sich eingesogen haben, die hier in nächster Nähe vor ihm lagen. Als der Knabe später nach Frankreich kam, war er von ihnen erfüllt.

In dem unbändigen Wesen des Jungen mochte der Vater dessen Anlagen für den militärischen Beruf entdeckt haben. Er bat um einen Freiplatz für ihn in einer der königlichen Anstalten, in welchen die Söhne des französischen Adels für die Offiziers-Carriere vorgebildet wurden, und dem Ersuchen ward willfahrt. Ende 1778 verließ er mit seinen beiden Ältesten die Heimat, um sie zunächst in das Kollegium von Autun zu bringen, wo Napoleon das nötige Französisch erlernen und dann in die Militärschule nach Brienne übersiedeln, Joseph aber seine lateinischen Studien absolvieren sollte, um Priester zu werden. Nach drei Monaten hatte Jener in der That sich einigermaßen in der fremden Sprache ausdrücken gelernt, und am 23. April 1779 ward Napoleone de Buonaparte in die Liste der Zöglinge von Brienne eingetragen. Es war nun entschieden, er wurde Soldat.

Die fünf Jahre, die er hier zubrachte, waren keine freudvolle Zeit für den jungen Korsen. Aus dem ewig lachenden Süden in den trüben Norden der Champagne versetzt zu sein, vom Meere weg in das eintönigste Binnenland, aus freier Ungebundenheit in strenge klösterliche Zucht, die keine einzige der kleinen süßen Freuden des Elternhauses kannte, was Wunder, wenn das empfängliche Gemüt des Knaben sich verdüsterte? Und dazu kam vor Allem, daß er nicht geartet war, sich an Genossen anzuschließen. Sein herrisches, trotziges Wesen fand nur zu bald entschiedene Gegner an den hochmütigen Söhnen der Castries, Comminges und wie sonst die illustren Namen hießen, die sich mit · Brienne zusammenfanden. Er mußte die Kränkung er-

fahren, daß sie seinen Adel nicht für voll ansahen und unglimpflich von seinem Vater sprachen, den sie seiner häufigen Bittstellereien wegen den „Thürsteher" nannten. Napoleon wehrte sich anfangs in seiner unbändigen Art; bald aber zog er sich im Groll von Allen zurück. Zwei seiner Mitschüler haben über seinen Aufenthalt in der Militärschule und sein ungeselliges Benehmen glaubwürdige Aufzeichnungen gemacht. „Finster, ja sogar wild," erzählt der Eine, „fast immer verschlossen, war er, als wenn er eben aus der Wildnis gekommen wäre und erstaunt und mißtrauisch die ersten Eindrücke von seinen Mitmenschen empfinge. Er war ein Feind aller Spiele, überhaupt jedes kindlichen Vergnügens. In einem ihm zugewiesenen Teile des Gartens studierte und brütete er, und wehe dem, der ungerufen herantrat. Eines Abends explodierte bei Gelegenheit eines Feuerwerkes, welches die übrigen Knaben abbrannten, ein Pulverkästchen. Bestürzt stob die Schar auseinander, und Einzelne flüchteten über Napoleons Zaun. Da lief dieser im Zorne herbei und hieb mit einer Hacke auf die Fliehenden ein." Nur während des Winters wurde er notgedrungen geselliger. Dann konnte er wohl auch die Anderen lehren, im tiefen Schnee Festungswerke aller Art anzulegen, dieselben anzugreifen und zu verteidigen. Der erste Frühlingstag aber sah ihn schon wieder ernst und einsam in seiner Gartenecke. Natürlich fand er keinen Freund unter seinen Schulgenossen — er hat nie im Leben einen besessen. Ja, man ist versucht zu fragen, ob er überhaupt eine Jugend gehabt; denn es will scheinen, als sei niemals ein Strahl des goldenen Lebenslenzes, der so vielen Glücklichen lacht, auf den Weg dieses früh verhärteten Gemütes gefallen.

Bald trat der Qual verletzten Stolzes die nüchterne Sorge zur Seite. Die engen Verhältnisse daheim ließen nicht zu, die Söhne mit reichlichem Taschengelde auszustatten; ein neuer Grund, gegen die verhaßten Franzosen zurückstehen zu müssen. Der zwölfjährige Napoleon machte dem Vater deshalb Vor-

stellungen in einem Briefe, der für Sinnesart und Charakter desjenigen, der ihn schrieb, überaus bezeichnend ist. Er bittet, ihn von Brienne fortzunehmen, ja ihn, wenn es sein müsse, lieber ein Handwerk erlernen zu lassen, als ihn zu zwingen, noch länger seine Armut zur Schau zu tragen. „Ich bin es müde,“ schreibt er, „meine Dürftigkeit auszulegen und über dieselbe unverschämte Knaben spotten zu sehen, die mir nur durch ihr Vermögen überlegen sind, an edlen Empfindungen aber bergetief unter mir stehen. Wie, Herr, Ihr Sohn soll also fortwährend die Zielscheibe sein für eine Anzahl Lümmel, die, stolz auf die Annehmlichkeiten, welche sie sich verschaffen können, mich beschimpfen, indem sie über meine Entbehrungen lächeln?“ Zur Antwort muß er erfahren, daß in der That zu Hause die Mittel fehlen, ihm sein Ansehen wahren zu helfen. Neue Verbitterung, die der Kummer um die materielle Existenz der Seinen noch vermehrt.

Napoleon war kein durch Übereifer oder Kenntnisse besonders hervorstechender Schüler. Er hat nach fünf Jahren die Schule verlassen, und seine französische Orthographie war herzlich mangelhaft. Ein reines Französisch hat er übrigens auch später nicht geschrieben. Im Lateinischen hatte er so wenig Fortschritte gemacht, daß es unter den Lehrern nicht an beschränkten Pedanten fehlte, die ihm deshalb alle Begabung absprachen. Dagegen lernte er gerne Geschichte und Geographie und mit besonderer Vorliebe Mathematik. „Alle Welt sagte damals“, erzählte er später selbst, „der Junge ist nur für die Geometrie geschaffen.“ Alles in Allem genommen war er ein früh gereifter Kopf. Die Briefe, die er aus Brienne an Onkel Fesch schrieb, sind durchaus ernst, klar und logisch. Er wußte zu vergleichen, zu unterscheiden und scharf zu urteilen. Man höre, wie der vierzehnjährige Knabe seinen älteren Bruder charakterisiert, welcher damals Lust hatte, statt des geistlichen den militärischen Beruf zu wählen. „Hierin“, schreibt Napoleon an Fesch, „hat er aus mehreren Gründen Unrecht.

1. Wie mein Vater meint, fehlt es ihm an der erforderlichen Kühnheit, um den Gefahren einer Schlacht zu trotzen. Seine schwache Gesundheit verstattet ihm nicht, die Mühsalen eines Feldzuges zu ertragen. Mein Bruder sieht überhaupt den militärischen Beruf nur vom Standpunkte der Garnison an. Gewiß wird er ein guter Garnisonsoffizier sein. Regelrecht gewachsen, mit leichtem Witz begabt und infolgedessen für frivole Komplimente geeignet, wird er in einer Gesellschaft sehr gut seinen Mann stellen. Aber in der Schlacht? Das ist, was der Vater bezweifelt. 2. Er ist zum Geistlichen vorgebildet worden; zum Umsatteln ist es nun zu spät. Der Herr Bischof von Autun hätte ihm eine reiche Pfründe gegeben, und er wäre gewiß auch Bischof geworden. Welche Vorteile für die Familie! Der Bischof von Autun hat sein Möglichstes gethan, ihn zum Ausharren zu bewegen, und ihm versprochen, daß es ihn nicht gereuen würde. Umsonst, er bleibt unerschütterlich. Ich würde ihn loben, wenn es eine ausgesprochene Neigung wäre für einen Beruf, der unter allen der schönste ist, und wenn der große Beweger der menschlichen Dinge ihm, wie mir, bei seiner Erschaffung eine entschiedene Eignung fürs Militär mitgegeben hätte. 3. Er will, daß man ihm im Soldatenstande eine Stellung gebe. Das ist recht schön, aber in welcher Waffe? Er will gewiß unter die Infanterie. Gut, ich begreife, er will den ganzen Tag müßig sein, den ganzen Tag das Pflaster treten. Und dann, was ist ein winziger Infanterieoffizier? Während dreiviertel der Zeit ein Taugenichts. Und das ist, was weder mein Vater, noch Sie, noch die Mutter, noch der Oheim-Archidiakon wollen, da er schon kleine Züge von Leichtsinn und Verschwendung verraten hat u. s. w.“

Die Muße, welche ihm die Studien übrig ließen, füllte er mit den Träumen seiner lebhaften Phantasie aus. Sie führten ihn zurück nach dem vaterländischen Eilande mit seinen hohen Bergen und dem ewig klaren Himmel darüber, seiner malerischen Küste und dem tiefblauen Meer, zurück in die vergangene glück-

lichere Zeit seiner Kindheit. In ihnen allein fand er Erholung und Erquickung, an ihnen wuchs in der trostlosen Einsamkeit der Fremde sein Heimatsgefühl zum flammenden Patriotismus auf. Sind nicht, die ihn hier höhnen und erniedrigen, zugleich auch die feindlichen Bezwinger seines Vaterlandes? O, er kann es seinem Vater nicht verzeihen, daß er auf Korsika den Franzosen Vorschub geleistet hat, und er spricht es offen aus. Vor ihm taucht in vollem Glanze die Heldengestalt Paolis auf, und er erklärt, er wünsche zu werden wie dieser. „Ich hoffe," rief er aus, „einst in der Lage zu sein, Korsika seine Freiheit wiederzugeben." Daß er sich dazu auf Frankreichs Kosten vorbereitete, kümmerte ihn wenig. Zunächst drängte es ihn, die Geschichte seines Volkes ganz zu kennen, und er bittet die Seinigen, ihm Boswell und andere Bücher darüber zu leihen. Vielleicht faßt er schon jetzt den Plan, selbst einmal die Historie seiner Heimat zu erzählen. Kurz, er war durch und durch Korse und den Franzosen von ganzer Seele abgeneigt. Vor Allem aber haßte er diejenigen unter ihnen, die dünkelhaft auf die Vorrechte ihrer Geburt und ihres ererbten Reichtums pochten und geringschätzig von denen dachten, die nicht ihres Standes waren. Und so entwickelte sich in diesem einsam grübelnden Kopfe, getragen von einer starken subjektiven Empfindung, dieselbe revolutionäre Anschauung, wie sie in jenen Tagen ganz Frankreich zu erfüllen begann. Wird er ihr draußen begegnen, so ist sie ihm nichts Fremdes mehr.

Napoleon war von seinem Vater und durch eigene Neigung für die Marine bestimmt worden. Daraus sollte jedoch nichts werden. Es hatten sich zu viele von den Kriegsschülern dazu gemeldet, und er hätte, wenn er bei seiner Absicht beharrte, ein volles Jahr verlieren müssen. Das war bei den schlechten Vermögensverhältnissen der Familie nicht gut thunlich, und so entschied er sich kurzweg für die Artillerie, eine der größeren Arbeit wegen von den Junkern meist gemiedene Waffe. Nach diesem Entschlusse ward er in die adelige Kadetten=

Kompagnie in Paris aufgenommen, wohin er am 23. Oktober 1784 übersiedelte. An seiner inneren Entwickelung hat dieser Wechsel nur wenig geändert. Hier wie dort derselbe Abstand zwischen den Söhnen der vornehmen Geschlechter und den auf Königs Kosten ernährten Kindern der armen Edelleute. Dieselbe unausfüllbare Kluft, die ihn dort von den Comminges und Castries getrennt hatte, schied ihn hier von den Rohan und Montmorency und empörte sein maßloses Selbstgefühl von neuem. Er ist auch hier nicht beliebter als in Brienne, und ist es um so weniger, als er in einer Denkschrift gegen den verweichlichenden Aufwand eiferte, welcher die Ecole militaire zu einem der kostspieligsten Staatsinstitute, die Zöglinge aber zu wenig tauglichen Soldaten machte. Dazu stirbt jetzt sein Vater, und er hat keinen andern Gedanken als den der möglichst raschen Beförderung zum Offizier, auf die er mit seinen sechzehn Jahren Anspruch erheben darf. Ein Examen wird schlecht und recht gemacht, ein Gesuch um die Zuteilung zum Artillerie-Regimente La Fère in Valence eingereicht, am 1. September erfolgt seine Ernennung zum Sekonde-Lieutenant, und im Oktober fährt er — mit geborgtem Reisegeld — nach seiner Garnison ab.

Die Lehrer der Ecole aber, unter denen sich damals der berühmte Mathematiker Monge befand, erstatteten über den geschiedenen Zögling folgenden bezeichnenden Rapport: „Zurückhaltend und fleißig, zieht er das Studium jeder Art von Unterhaltung vor und vergnügt sich an der Lektüre guter Schriftsteller. Sehr eifrig in den abstrakten Wissenschaften, hat er für die anderen wenig Sinn. In der Mathematik und Geographie besitzt er gründliche Kenntnisse. Er ist schweigsam, liebt die Einsamkeit, ist launenhaft, hochmütig und außerordentlich zum Egoismus geneigt. Ohne viel zu sprechen, ist er entschieden in seinen Antworten, schlagfertig und überlegt in der Diskussion. Er besitzt viel Eigenliebe und einen Ehrgeiz, der nach Allem strebt."

„Als ich meinen Dienst antrat“ — erzählte Napoleon einmal der Frau von Rémusat — „langweilte ich mich in den Garnisonen. Ich fing an Romane zu lesen, eine Lektüre, die mich höchlich interessierte. Ich selbst versuchte, welche zu schreiben, und diese Beschäftigung ließ meiner Einbildungskraft freien Spielraum. Sie kreuzte sich mit den positiven Kenntnissen, die ich mir erworben hatte, und es unterhielt mich oft, zu träumen und dann sofort meinen Traum am Maßstabe meiner Vernunft zu messen. Ich versetzte mich in Gedanken in eine ideale Welt und untersuchte, worin sich dieselbe von derjenigen unterschied, die mich umgab.“ Also immer noch der alte Träumer! Nicht nur innerhalb der Klausur der Schule, auch draußen in voller Freiheit und steter Berührung mit dem Tagesleben dieselbe Lust an der Zurückgezogenheit und an einsamem Hinbrüten! Wie mochten wohl die Menschen seiner idealen Welt aussehen, wenn die der realen, mit Jenen verglichen, sofort seines Umganges unwert wurden? Eines aber ergiebt sich aus seinem Bekenntnisse mit Sicherheit: daß die Offiziere der königlichen Armee reichlich Zeit hatten, Romane zu lesen, zu träumen und zu räsonnieren. Und in der That, die französische Heeres-Organisation des alten Regimes machte weder den Soldaten noch ihren Befehlshabern den Dienst allzu sauer. Von tüchtigem Exerzieren, von Lagerübungen und Manövern war keine Rede. Wohl hatten nach der Schlappe von Roßbach, im Jahre 1757, einige Reformfreunde danach gerufen, aber ihre Stimmen waren ungehört verhallt; die Regierung war zu schwach und die bequeme Indolenz der adeligen Offiziere ein unbesiegbares Hindernis gewesen. An Muße also fehlte es nicht. Wer aber von den jungen Militärs sie dazu benützen wollte, seine Zukunft zu überdenken, der mußte aus vornehmer und reicher Familie sein, wenn sich ihm ein glänzendes Bild zeigen sollte. Denn nur solchen waren die Stellen der Stabschargen und Generale zugänglich, während der arme und geringe Adel sich zeitlebens mit subalternen Positionen begnügen mußte. Und nun denke man sich den Feuer-

kopf Napoleon mit seinem fieberhaften Durst nach Geltung vor die dürre Perspektive gestellt, ein halbes Dutzend Jahre lang auf sein Vorrücken zum Premier-Leutnant warten zu müssen, mindestens ebenso lange, bis er Hauptmann wurde, um schließlich als solcher im Ruhestande seine Tage zu endigen, auf dem ganzen Wege treulich geleitet von Mangel und Einschränkung: wen wundert es da, daß seine Gedanken andere Bahnen wandelten, ja, daß er sich selbst äußerlich von denen trennte, die bei so bescheidenem Lose ihr Genügen fanden? Er hatte in der Garnison ebenso wenig Umgang mit Kameraden, wie in der Schule. Es war ja im Grunde auch nur die etwas reifere Ausgabe der Junker von Brienne und Paris. Viel lieber verkehrte er mit königlichen Beamten, Advokaten und anderen Personen aus bürgerlichem Stande, die ähnlich unter den zerklüfteten sozialen Verhältnissen litten, wie er, und die den Ausbrüchen seiner radikalen Anschauungen mehr Aufmerksamkeit schenkten, als die Offiziere von La Fère, die ihn einmal, gereizt durch seinen schneidenden Hohn, in den Rhône warfen. Eine Zeit hindurch besuchte er die geselligen Kreise von Valence, namentlich das Haus der Frau von Colombier, wo der Abbé St. Ruf die hervorragendste Rolle spielte und wo die Töchter des Adels der Umgebung verkehrten. Doch nur vorübergehend. Bald nahm er seine einsame Lebensweise wieder auf. Hatte ihn etwa eine zarte Neigung in jenes Haus geführt und war dieselbe unerwidert geblieben? Wir wissen nichts sicheres darüber. Fünf Jahre später aber — er zählte damals zweiundzwanzig — schrieb er in einem „Dialog über die Liebe" Folgendes nieder: „Auch ich war einst verliebt, und es ist mir davon genug in Erinnerung geblieben, daß ich die metaphysischen Definitionen der Liebe nicht nötig habe, die doch nur die Dinge verwirren. Ich leugne ihre berechtigte Existenz, und mehr als dies, ich halte sie für schädlich für die Gesellschaft wie für das Glück des Einzelnen, kurz, ich glaube, daß die Liebe mehr Übles als Gutes stiftet und daß es eine Wohlthat der Gottheit wäre, die Menschen davon zu befreien."

Romanlektüre und Phantasterei waren es jedoch nicht allein, womit er seine freien Stunden ausfüllte. Er pflegte auch jetzt, und mehr als zuvor, ernste Studien und las namentlich politische und historische Bücher. Das war damals die Zeit, in welcher die größten Geister Frankreichs als Lehrer und Führer der Nation hervorgetreten waren, um jene Theorien der Aufklärung zu verkünden, welche die herrschenden Zustände verdammten und an ihrer Stelle einen neuen Staat und eine neue Gesellschaft forderten. Die Schriften Voltaires und Montesquieus, Rousseaus und d'Alemberts befanden sich in Aller Händen. Auch Bonaparte*) hatte sich schon auf der Pariser Akademie mit Eifer ihrem Studium hingegeben, und selten sind die Worte Jean Jacques' auf fruchtbareren Boden gefallen. Er machte sich Auszüge aus dem „Contrat social", schrieb Notizen hinzu und stimmte begeistert in die Schwärmerei des Genfer Philosophen für den Naturzustand der Menschen ein. Daneben las er Filangieris „Scienza della legislazione", die damals — seit 1780 — ein unverdient großes Publikum fand, Adam Smiths „Wealth of Nations", Neckers Rechenschaftsbericht und vieles Andere. Mehr jedoch als Alle scheint Raynal seine nächste Entwickelung beeinflußt zu haben. Raynal war in den achtziger Jahren der gelesenste Schriftsteller Frankreichs. Seine „Philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien" hatte ihrer revolutionären Tendenz wegen unbestrittenes Ansehen gewonnen. Das Buch bot auch mehr, als sein Titel voraussetzen ließ. Es berichtete zum Beispiel nicht allein von den Verfassungszuständen Chinas, sondern verglich dieselben auch mit den französischen, und Frankreich hielt den Vergleich nicht aus. Mit eindringlicher Beredsamkeit schilderte es die Verhältnisse im eigenen Lande, die unsinnigen Vorrechte des Adels und der hohen Geistlichkeit, die tiefe Kluft zwischen Arm und Reich und die Recht-

*) Wir bleiben fortan bei dieser Schreibart des Namens.

losigkeit des mittleren Standes, die entsittlichende Käuflichkeit der Ämter, die schlechte Finanzwirtschaft und weissagte den nahen Zusammenbruch, ja noch mehr, es forderte geradezu auf zur Revolution, denn diese werde unter solchen Umständen zur Pflicht. Diese Doktrin machte auf Napoleon tiefen Eindruck, tieferen noch als die Lehren Rousseaus. Er hat sich später in einer Schrift: „Über das Menschenglück", welche er (samt ihren orthographischen Fehlern) im Jahre 1791 der Lyoner Akademie überreichte, als eifrigen Schüler Raynals bekannt. Im Jahre 1787 machte er dessen persönliche Bekanntschaft, sprach ihm von seinen Studien über die Geschichte seines Heimatlandes und übergab ihm einige Jahre später wirklich ein Fragment „Briefe über Korsika", die er 1786 begonnen hatte und in welchen er die Historie der Insel bis auf Paoli heraufführte. Napoleons Bruder Lucian wollte wissen, daß Raynal die „Briefe" Mirabeau gezeigt und dieser das Genie des Verfassers gerühmt habe. Lucians Glaubwürdigkeit ist jedoch nicht über allen Zweifel erhaben.

Genug, Napoleon ist Schriftsteller geworden. Er hat mit unermüdlicher Feder außer seiner korsischen Geschichte einen Roman, der auf der heimatlichen Insel spielt, ein Drama „Graf Essex" und Erzählungen im Stile Diderots und Voltaires verfaßt. Aber er will sich durchaus nicht damit begnügen, seine Gedanken zu Papier gebracht zu haben, er will sie auch gedruckt, gelesen sehen, und er will es aus Ehrgeiz und Eitelkeit nicht allein, sondern um Geld zu verdienen. Denn die materielle Sorge hat ihn in seinem Garnisonsleben nicht verlassen, im Gegenteile, sie ist gewachsen und quält ihn bis zum Überdruß. Nicht, daß er für seine Person mit den hundert Livres monatlicher Gage nicht ausgelangt wäre. Er benötigte wenig. Für etwas mehr als acht Livres wohnte er bei Mademoiselle Bon in Valence zur Miete und aß eine Zeitlang nur einmal des Tages. Und daß er mit den flotten Kameraden vom Regimente geringen Verkehr pflog, war im Grunde auch eine Ersparnis. Aber daheim bei Mutter Lätitia wurden die Mittel mitunter recht knapp.

Im September 1786 war der Gouverneur Marboeuf, der hilfreiche Gönner der Familie, gestorben, ein Großoheim, der Archidiakon Lucian, der stets mit sorgendem Rate beigestanden hatte, schwer erkrankt; Bruder Joseph, der die geistliche Carriere mit der militärischen vertauscht und nach des Vaters Tode auch diese aufgegeben hatte, um sich in der Heimat eine Stellung zu schaffen, suchte noch immer nach einem Erwerb. Für den Unterhalt einer der Maulbeerbaumschulen, welche die Regierung auf Korsika anpflanzen ließ, hatte die Familie bisher alljährlich eine bestimmte Summe erhalten; jetzt wurde dieselbe gekündigt; bald fehlte es an Geld. All das war selbst Lätitiens energischem Wesen zu viel. Sie schrieb ihre Bedrängnis an Napoleon und bat ihn zu kommen. Der Eindruck des Briefes auf den Sohn war tief und schmerzlich. Mit seinem Vater hatte er die sorgliche Bemühung um die Seinigen gemein, und sie in gedrückter Lage zu wissen, verursachte ihm aufrichtigen Kummer. Die trübe Stimmung wuchs, als ihm der erbetene Urlaub zunächst abgeschlagen und nur für den Beginn des folgenden Jahres bewilligt wurde. In seinem Tagebuche machte sie sich in bitteren Worten Luft: „Immer allein, selbst mitten unter den Menschen, komme ich nach Hause, um mich meinen einsamen Träumen und meiner Schwermut hinzugeben. Nach welcher Seite hat sie sich heute gewendet? Sie sinnt den Tod. Und ich stehe doch erst im Morgenrot meiner Tage und kann hoffen, noch lange zu leben! Seit sechs bis sieben Jahren bin ich von meinem Vaterlande abwesend. Welche Freude werde ich empfinden, wenn ich meine Landsleute und Angehörigen wiedersehe! Kann ich nicht aus dem süßen Gefühle, welches die Erinnerung an die Freuden meiner Kindheit stets in mir weckt, schließen, daß mein Glück vollkommen sein werde? Welche Raserei treibt mich nun an, meine Zerstörung zu wollen? Aber, fürwahr! was soll ich in der Welt? Da ich doch einmal sterben muß, wär's nicht gleich so gut, mich jetzt zu töten? Wär' ich ein Sechziger, so würde ich die Vorurteile meiner Zeitgenossen respektieren und

geduldig abwarten, bis die Natur ihren Lauf vollendet hätte. Da ich aber mein Leben damit beginne, Unglück zu erfahren, da nichts mir Freude bereitet, weshalb ein solches Leben ertragen? Wie entfernt sind doch die Menschen von der Natur! Wie feige, niedrig, kriegerisch sind sie! Was werde ich in meinem Vaterlande für ein Schauspiel sehen! Meine Landsleute, in Ketten gelegt, küssen zitternd die Hand, die sie unterjocht. Das sind nicht mehr die tapferen Korsen, die ein Held mit seinen Tugenden beseelte, nicht mehr, wie ehedem, die Feinde der Tyrannen, der Genußsucht, der niedrigen Höflinge ... Franzosen! Nicht zufrieden damit, uns entwendet zu haben, was uns das Liebste war, habt ihr auch noch unsere Sitten verdorben . . . Was für eine Figur werd' ich in der Heimat spielen? welche Sprache soll ich reden? Wenn das Vaterland nicht mehr ist, muß ein guter Bürger sterben! . . . Mein Dasein ist mir zur Last, da ich keinerlei Freude genieße und Alles mir nur Schmerz verursacht; es ist mir zur Last, weil die Menschen, mit denen ich lebe und voraussichtlich immer leben werde, so ganz anders geartet sind als ich, ungefähr wie der Glanz des Mondes sich von dem der Sonne unterscheidet. Ich kann daher nicht die Lebensweise führen, welche allein mir das Dasein erträglich machen könnte, und daraus folgt ein unendlicher Widerwille gegen Alles ..."

Nichts bezeichnender, als dieser Erguß einer verstimmten Seele. Man sieht, Goethes Werther, den Napoleon fünfmal gelesen haben will, und Rousseaus schwärmerische Schriften haben auf ihn ihre Wirkung geübt; an mehr als einer Stelle erkennt man ihren Einfluß. Daneben aber steht, fast unvermittelt, ein kräftiger, höchst selbstbewußter Sinn, und man hat sofort die Überzeugung, daß der Schreiber des Tagebuches, dem die Todesgedanken so leicht aus der Feder fließen, ebensowenig die ernste Absicht hat, dieselben wahr zu machen, als achtundzwanzig Jahre später in Fontainebleau der entthronte Kaiser daran dachte, sich zu töten. Es ist eben immer dieselbe Doppel-

natur, die Napoleon in dem angeführten Gespräche mit Frau von Rémusat selbst bezeugt, dieselbe Schwärmerei, die aber doch stets wieder am Maßstabe einer kühlen und methodischen Überlegung gemessen wird, ein Idealismus, den ein hoch ausgebildetes realistisches Verständnis bändigt, berichtigt, beherrscht. Das ist der Grundzug seines Wesens und zugleich der Schlüssel zu dessen Verständnis.

Auch jetzt hat er rasch einen praktischen Entschluß gefaßt. Einmal in Ajaccio, wird er sich den gewährten Urlaub „aus Gesundheitsrücksichten" verlängern lassen, soweit die Langmut des Kriegsministers nur immer reichen mag. Auf diese Weise kommen seine Bezüge den Seinigen zugute, indes er selbst Gelegenheit gewinnt, seine schriftstellerischen Entwürfe auszuführen. Und wirklich, nicht früher als im Mai 1788 rückte er bei seinem Regimente in Auxonne wieder ein.

Man würde übrigens irren, wenn man meinte, nur die Sorge um Erhaltung und Fortkommen seiner Angehörigen und die Aussichtslosigkeit seiner eigenen Carriere hätten den jungen Offizier so tief bedrückt. Was ihn überdies jetzt noch quälte, war der Konflikt zwischen dem, was er als seine Pflicht erkannte, und dem, was er selbst in seinen naturrechtlichen Phantasien als Bürgertugend pries. In einem Brief an Fesch hatte er einmal geschrieben: „Der Soldat darf keiner andern Sache angehören als seiner Fahne." Aber rief ihn diese Fahne nicht in den Dienst der Franzosen, die er schon in der Schule hassen gelernt hatte? vor deren Thüren sein Stolz sich demütigen mußte, um für die Familie Buonaparte Benefizien und Aushilfen zu erbetteln? der Franzosen, die sein Vaterland bezwungen hatten, in dessen Befreiung er die kühnsten Träume seiner Muße verwirklicht sah? Er, dessen leuchtende Vorbilder Sampiero und Paoli waren, hatte ihren siegreichen Feinden Treue zugeschworen und sich selbst damit Fesseln angelegt, die seine Ehrsucht lähmten und sein Dasein zur Geringfügigkeit verdammten! Ein Held seines Volkes hatte er werden wollen, und nur bis zu dessen

Gendarm hat er es bringen können! Es war unerträglich, und doch kaum zu ändern. Denn unerhörte Dinge mußten geschehen, um die Hindernisse zu beseitigen, die sich vor dem fieberhaft drängenden Willen dieses Ehrgeizigen türmten. Die Ordnung einer Welt mußte sich verkehren, um dem Fluge dieses eigenartigen Genius Raum zu geben.

Und sieh', das Unerhörte geschah, die Weltordnung trat in eine neue Phase.

Zweites Kapitel.

Die Revolution. Napoleons korsische Abenteuer.

Es kann hier nicht unternommen werden, all' die Ursachen und Veranlassungen darzulegen, welche in Frankreich die umwälzende Bewegung herbeigeführt haben, von der ein großer Teil unserer modernen Zustände in Staat und Gesellschaft datiert. Thatsache ist, daß die Notwendigkeit derselben lange vor dem entscheidenden Jahre 1789 empfunden worden war. Schon um die Mitte des Jahrhunderts, als noch König Ludwig XV. lebte, dem seine Mätressen und Niederlagen den Ruf verschafft haben, dessen er in der Geschichte genießt, hatte das Wort „Revolution" einen messianischen Klang gewonnen und wußte sich mit Zähigkeit zu erhalten. Als auf Jenen dann sein Enkel Ludwig XVI. folgte und den besten Willen zeigte, zu bessern und Ungehöriges zu beseitigen, da stellte sich heraus, daß mit gutgemeinten Reformen gar nicht mehr zu helfen war und das Übel viel tiefer lag, als daß es die Wirksamkeit auch des vortrefflichsten Ministers zu heben vermocht hätte. Seit dem siebzehnten Jahrhundert hatte sich in Frankreich eine despotisch-zentralistische Staatsform ausgebildet, welche des Landes Geschicke einzig der Willkür seines Königs und dem Ermessen einer alle Verhältnisse dominierenden Büreaukratie anheimgab. Die alten Grundrechte des Volkes waren bei-

seite geschoben, die Reichsstände, d. h. die Vertreter der nach den drei politischen Klassen der Geistlichkeit, des Adels und des Bürgertums geschiedenen Bevölkerung, seit Langem nicht mehr — wie es doch in der alten Verfassung verbrieft war — zur Teilnahme an der Gesetzgebung einberufen worden, und mit den obersten ständischen Gerichtshöfen, den Parlamenten, lag die Regierung in steter Fehde. Klerus und Adel hatten sich in das neue System ihrer politischen Bedeutungslosigkeit gefunden, und der König hatte mit freigebiger Hand ihre Loyalität gelohnt: ihnen blieb ihre Standesfreiheit und allerlei sonstiges Vorrecht gewahrt, womit ehedem der Staat ihre guten Dienste als Richter und Beschützer ihrer Unterthanen bezahlt hatte. Der dritte Stand dagegen, der keiner derartigen Privilegien teilhaftig geworden war, mußte zu dem Verluste seiner politischen Rechte auch noch fast allein das ganze Gewicht der Staatslasten auf sich nehmen. Vom Landbesitz lagen zwei Drittel in den Händen der zwei bevorrechteten Stände und waren demgemäß steuerfrei, während in das dritte Drittel sich eine große Zahl kleiner Eigentümer teilte, die keineswegs, wie Jene, befugt waren Frohnen, Weggelder und Brückenzölle von den Bauern zu fordern dafür aber mit ihrem dürftigen Grundstück selbst zu allerlei Abgaben herangezogen wurden. Die Bauern vollends auf den Gütern der privilegierten Klassen hatten dem Staate, der Kirche und dem Beamten des Grundherrn zu steuern und fristeten vom Reste ihres Erwerbes ein allzu kümmerliches Dasein. In den Städten stand wenigen reichen und bevorzugten Kreisen eine besitzlose Menge gegenüber, die, ferngehalten von Zünften, Innungen und jedem Gemeindeamte, im Interesse Jener von Tag zu Tag ihr Leben neu verdienen mußte. So war der arme Mann in Frankreich der gedrückteste zugleich, indes die Vornehmen in Paris oder am verschwenderischen Königshofe zu Versailles in dem Luxus eines glänzenden Salonlebens die Frucht fremder Mühe vergeudeten.

Die Unnatur dieser Verhältnisse hatten die besten Geister

des Landes längst erkannt. In unvergänglichen Werken voll Glanz und großartiger Einfachheit der Sprache bekämpften sie die Intoleranz der Kirche, welche noch in den sechziger Jahren die willigen Behörden zu harten Maßregeln gegen die Reformierten bewog, bewiesen sie die Unrechtmäßigkeit der bestehenden sozialen Verhältnisse, suchten sie — auf verschiedenen Wegen — nach dem Ideal des besten Staates, den man an die Stelle des gegenwärtigen setzen wollte, wenn dieser zusammenbrach, wie er es verdiente. Und der Zusammenbruch erfolgte bald genug. Schlechte Finanzwirtschaft auf der einen, Mißernten und Not auf der andern Seite beschleunigten die Krisis. Nachdem zu Beginn der achtziger Jahre der Finanzminister Necker die verzweifelte Lage des Staatsschatzes aller Welt kundgethan, nachdem ein zweiter, Calonne, vergeblich daran gearbeitet hatte, den Reichtum der zwei privilegierten Stände für die Landesbedürfnisse heranzuziehen, nachdem immer neue Anlehen den Kredit erschöpft hatten und der Bankerott unvermeidlich schien, da entschloß sich der König, dem allgemeinen Verlangen nachzugeben und die Generalständekammern für den Anfang Mai 1789 nach Versailles einzuberufen.

Die Generalstände des alten Frankreich, wie sie im Jahre 1614 zum letztenmale versammelt worden waren, bildeten keinen einheitlichen Beratungskörper, etwa im Sinne des englischen Parlamentes oder unserer modernen Reichstage. Die Abgeordneten der drei Stände berieten und stimmten gesondert, und die Mehrheit unter diesen drei Standesstimmen — zwei gegen eine — entschied über Annahme oder Ablehnung eines Gesetzes. Unter solchen Umständen hatten die Bürgerlichen, gegenüber dem Klerus und Adel, notwendig den Kürzeren ziehen müssen. Aber der dritte Stand von 1789 war nicht mehr der von 1614. Das Beispiel zweier großer siegreicher Revolutionen, der englischen im siebzehnten und der amerikanischen im achtzehnten Jahrhundert, war auf ihn nicht ohne Wirkung geblieben. Die Doktrinen der Philosophen und Politiker waren in seine Kreise gedrungen,

die Überzeugung vom Unrecht des Bestehenden war vorzugsweise die seinige, und der Wunsch, derselben durch die That Ausdruck zu geben, ließ ihn jetzt den ersten revolutionären Schritt thun. Entgegen den Bestimmungen der alten Verfassung und dem Wunsche Ludwig XVI., gingen die Abgeordneten des dritten Standes — an Zahl denen des Adels und der Geistlichkeit zusammen gleich — von dem bisherigen Beratungsmodus ab, erklärten sich selbst als Nationalvertretung und forderten die Deputierten der beiden ersten Stände auf, mit ihnen in gemeinsamen Beratungen und Beschlüssen zusammenzuwirken. (17. Juni 1789.) Der Entschluß wurde durchgeführt, und so entstand an Stelle der alten feudalen Ständekammern ein modernes Abgeordnetenhaus, welches sich nicht mehr damit begnügte, der willfährige Garant für die Kreditgeschäfte der Regierung zu sein, sondern sich berufen fühlte, das ganze alte Regime zu beseitigen und an seiner Stelle ein neues Frankreich zu konstituieren. Noch im Jahre 1789 wurde der erste Teil der Aufgabe gelöst. In der Nachtsitzung des 4. August sind im Taumel allgemeiner Begeisterung jene denkwürdigen Beschlüsse gefaßt worden, welche jedes Standesvorrecht für beseitigt, alle Feudallast des Bauern für aufgehoben, den geistlichen Zehent für ablösbar, den bisher gepflogenen Verkauf der Staatsämter für unzulässig erklärten und den Grundsatz aufstellten, daß jedes Amt und jede Stelle im Zivil- und Militärdienste jedem Staatsbürger gleich erreichbar sein solle. Damit war — allzu hastig allerdings — der morsche Bau des alten Frankreich abgerissen und der Grund gelegt zu einem neuen wohnlichen Haus.

Das war aber keineswegs das Werk ruhiger, ungestörter Erwägung und Entschließung gewesen. Während die Gesetzgeber zu Versailles den Kodex der neuen Freiheit entwarfen, tobte in der nahen Hauptstadt der helle Aufruhr. Seit Jahrzehnten hatte es in Paris nicht mehr an Aufläufen gefehlt. Jetzt war es, als habe sich dort die Revolte in Permanenz erklärt. Kurz bevor die Nationalversammlung die erwähnten Be-

schlüsse faßte, hatte das „souverän“ gewordene Volk von Paris den königlichen Soldaten auf dem Vendôme-Platz ein glückliches Gefecht geliefert, den Invalidendom gestürmt und die Bastille der Erde gleich gemacht; nur mit Mühe vermochten die Deputierten der ausschreitenden Menge zu gebieten. Es war eine eigentümlich zusammengesetzte Gesellschaft, dieses „Volk von Paris“: leidlich gebildete, ehrliche Freiheitsenthusiasten neben vertierten Vagabunden, die das Elend des flachen Landes zu vielen Tausenden nach der Stadt getrieben hatte; gedrückte Arbeiter, die um ihr gutes Recht einer menschenwürdigen Existenz kämpften, neben schamlosen Glücksrittern und fingerfertigem Gesindel, das ohne Scheu jeder mobilen Habe den Krieg erklärte; methodische Köpfe, entschlossen, aus ihren erklügelten Grundsätzen die letzte Konsequenz zu ziehen, neben Legionen von Unwissenden, die sich unter dem Druck einer auf der Straße erlauschten Phrase willenlos fortbewegten — eine imposante Armee der Anarchie, die bald eine schreckliche Bedeutung gewinnen sollte.

Und nicht auf die Hauptstadt allein blieb der Aufruhr beschränkt. Auch die Provinz war gleich zu Beginn der politischen Aktion von der Strömung erfaßt worden. Hier usurpierte der Hunger die exekutive Gewalt. Hunderte von Getreideaufläufen sind nur die Einleitung zu weiteren Exceſſen. Die Ernte von 1789 ist im Süden schlecht ausgefallen. In Mittel- und Nordfrankreich, wo das Ergebnis ausreicht, hat niemand den Mut, Korn auf den Markt zu bringen. Die hohen Preise bleiben fest und veranlassen neue Ausschreitungen. Die Grundbesitzer werden unter Todesdrohungen gezwungen, ihre Vorräte auszuliefern. Die Bauern ziehen vor die Schlösser der Adeligen und nötigen sie, ihre Feudalrechte nicht nur, sondern auch ihr Eigentum aufzugeben. Wer sich widersetzt, verliert das Leben. In der östlichen Hälfte von Frankreich, vom äußersten Norden bis zur Provence herab, sind Bauernaufstände und Besitzstörungen allgemein, Mord und Todschlag nichts Seltenes. Keine Autorität vermag dem Unwesen zu steuern.

Auch die Stadt Auxonne an der Saône, wo das Artillerie-

regiment La Fère in Garnison lag, blieb von der Revolution nicht unberührt. Im Juli 1789 war auch hier die Sturmglocke geläutet, waren auch hier die Zollschranken zerbrochen und die Einnehmerbüreaus zerstört worden. Eine Abteilung Kanoniere, welche die Ordnung herstellen sollte, weigerte den Dienst und sah, die Waffe im Arm, dem Auflauf zu. Ihr Hauptmann, der einen der Rädelsführer verhaften wollte, wurde von der Menge verfolgt und entging nur mit Not einem bösen Schicksal. Erst als einige Nationalgardekompagnien der Stadt die Emeute unterdrückten, leisteten die Truppen Beistand. Ob auch der junge Lieutenant Bonaparte dabei beteiligt war, ist nicht bekannt, und wir können, so interessant es wäre, seine Haltung in diesen Tagen zu kennen, darüber keine Ansicht gewinnen. Was wir aber wissen ist, daß er seit seiner Rückkehr aus Ajaccio immer bestimmter eine dem Umschwung freundliche Stellung einnahm. In seinem Tagebuche findet sich zum 23. Oktober 1788 der Entwurf zu einer „Dissertation über die königliche Gewalt". „Dieses Werk" — heißt es darin — „wird mit allgemeinen Gedanken über den Ursprung und das Erstarken des königlichen Namens in den Vorstellungen der Menschen beginnen. Hierauf wird in die Einzelheiten der usurpierten Gewalt eingegangen, deren sich die Könige in den zwölf Monarchien Europas heute erfreuen. Es giebt nur wenige unter ihnen, die nicht verdient hätten, abgesetzt zu werden." Recht vorgeschrittene Ideen für einen königlichen Leutnant von zwanzig Jahren! Im Übrigen hält sein Geist die Richtung auf Korsika fest. Er hat seine „Briefe über korsische Geschichte" umgearbeitet und will sie jetzt dem verbannten Paoli widmen. Ein Schreiben vom Juni 1789, mit welchem er sich Diesem zu nähern suchte, manifestiert seinen Haß gegen die französischen Unterdrücker aufs deutlichste. Und bald hat er keinen andern Gedanken mehr als den, die Revolution zu benützen, um in seinem Vaterlande Macht und Ansehen zu gewinnen und mit seiner eigenen Unabhängigkeit zugleich auch die seines Volkes zu erkämpfen. Das ist nicht mehr die

Zeit des geschriebenen Wortes. Die „korsischen Briefe", deren Widmung Paoli abgelehnt hat, bleiben ungedruckt. Ihr Verfasser sucht sich selbst einen Platz in der Geschichte seiner Heimat.

Auf Korsika gab es seit der französischen Eroberung zwei Parteien: die der Fremdenfreunde, welche sich mit den neuen Zuständen versöhnt hatten und dieselben zu ihrem Vorteile benützten, und die der Nationalen, welche nur mit dem größten Widerwillen den Druck der neuen Herrschaft erduldeten. Zu Jenen, den Konservativen, gehörte der geringe Adel und die Geistlichkeit mit ihrem blinden Anhang, desgleichen ein Teil der Bürgerschaft der Küstenstädte, wie denn überhaupt die Küstenbewohner, der Gunst oder Ungunst jeder Fregatte preisgegeben, frühzeitig gelernt hatten, sich der Gewalt fremder Herren zu fügen, während die Leute in den Bergen des innern Landes — den Söhnen Montenegros nicht unähnlich — ihren unbändigen Freiheitssinn leichter zu bewahren vermochten. Die Nationalen unterschieden sich ihrerseits nach zwei Richtungen: die Einen hofften von einem Zusammengehen mit den Revolutionären in Frankreich die Sicherung ihrer bürgerlichen Freiheit, die Andern wollten von den Franzosen und einem Paktieren mit denselben überhaupt nichts wissen. Die Konservativen wählten in die Generalständekammern die offiziellen Kandidaten: General Buttafuoco und Abbé Peretti, die Nationalliberalen Männer der Opposition: Salicetti und Colonna di Cesare Rocca. Diese beiden Letzteren wissen die Wünsche ihrer Auftraggeber in der Nationalversammlung geltend zu machen: an Stelle der dem Gouverneur der Insel zur Seite stehenden Adelskommission ein freigewählter Administrationsrat, und eine aus Söhnen des Landes gebildete besoldete Miliz. Entsprang der Gedanke einer neuen Nationalverwaltung dem Ehrgeize einer Anzahl junger Korsen, der Pozzo di Borgo, Peraldi, Cuneo u. A., die sich bereits als Regenten träumten, so war jene Volksmiliz die Idee des Lieutenants Bonaparte in Auxonne, der durch seinen Oheim Fesch über die Vorgänge auf der Insel

genau unterrichtet worden war und dessen Familie sich seit Marboeufs Tode der Opposition angeschlossen hatte. Auch er strebte nach der ersten Stelle in der Heimat. Aber sein Ehrgeiz baute sich nicht auf Wahlen und Debatten nnd dem schwankenden Boden der Volksgesinnung auf. Ihm galten schon jetzt die Bajonette als die sichersten Werkzeuge der Macht. Er rechnete darauf, daß ihm, dem militärisch Geschulten, ein hervorragender Posten im Kommando der korsischen Landwehr nicht leicht entgehen konnte, und daß er, einmal im Besitz einiger Machtmittel — —. Doch dergleichen verfolgt man nicht aus der Ferne. Er erbittet neuerdings längeren Urlaub, den er erhält. Im September 1789 ist er wieder in Ajaccio.

Gleich bei seiner Ankunft erheben sich Schwierigkeiten. Der konservative Deputierte Buttafuoco hat die Absicht der Nationalen bei der königlichen Regierung zu hintertreiben gewußt: von Volksrat und besoldeter Miliz ist fürs Erste nicht die Rede. Aber es ist die Zeit, in welcher die Opposition zur Gewalt greift. Auch Napoleon hat seine Schule in dem revolutionären Sommer nicht ohne Erfolg durchgemacht. Er hat in den französischen Städten Nationalgarden sich bilden sehen und den Zauber der Kokarde kennen gelernt; jetzt verwertet er seine Erfahrungen und entfaltet einen fieberhaften Eifer. Er will die reaktionäre Behörde stürzen, eine Nationalgarde organisieren, sich der Bastille von Ajaccio bemächtigen, die Franzosen verjagen, und der patriotische Klub der Stadt, dem er seine Absichten vorträgt, ist Feuer und Flamme dafür. Es entsteht in der That eine Bürgerwehr, und die Revolution ist unter Anleitung des königlichen Lieutenants im besten Zuge. Ein Biograph erzählt von ihm: „Seine unermüdliche Thätigkeit brachte Alles in Bewegung und elektrisierte ganz Ajaccio.“ Da erhält die Garnison Verstärkung, der Klub wird geschlossen, die Nationalgarde aufgelöst, und die Revolutionäre müssen sich mit einem von Napoleon verfaßten Protest an die Pariser Nationalversammlung begnügen, von der sie Schutz ihrer Freiheit erbitten. (Ende Oktober 1789.)

Unterdessen hat sich der Aufruhr, nach dem Beispiele Ajaccios, auch in anderen Städten erhoben und war in einigen derselben, wie Bastia und Isola Rossa, Sieger geblieben. Die Regierung will auf Buttafuocos Rat die Bewegung mit dem Aufgebot größerer Truppenmassen niederschlagen und hat schon Befehl dazu gegeben, als die Nationalversammlung auf den Antrag Salicettis, Korsika, welches bisher nur als erobertes Land angesehen worden war, zur gleichberechtigten französischen Provinz erhob. Jener Vertrag mit Genua vom Jahre 1768, welcher das Eiland nur „pfandweise“ der Souveränetät Frankreichs überantwortet hatte, ward dabei nicht weiter beachtet. Eine Amnestie ebnet Paoli und den Genossen seines Exils die Rückkehr in die Heimat. Die Regierung muß von ihren gewaltsamen Plänen abstehen, und die Radikalen der Insel erhalten freien Spielraum. In Ajaccio eröffnet im Sommer 1790 der Klub wieder seine Sitzungen, die Nationalgarde wird unter Napoleons Sorgfalt ausgebildet, und ein neuer Gemeinderat wird gewählt, in welchem nun auch Bruder Joseph endlich eine Stelle findet. Was lag näher, als das im Vorjahre unterbrochene Werk wieder aufzunehmen? Nur die Wachsamkeit der Garnison, welche die Citadelle besetzt halten, hintertrieb die Absicht Napoleons, sich der Veste zu bemächtigen; auf seinen Antrag, einer regelrechten Belagerung ging der Klub doch nicht ein. Die verhaßten Franzosen blieben.

Bald darauf kehrte Paoli heim. Die zu seinen Ehren herbeigeeilten Tausende empfingen ihn mit frenetischen Ausbrüchen der Freude. Alle Städte hatten Deputationen gesendet. Der Diktator von ehedem, um dessen ruhmreiche Gestalt die Erinnerung an die Zeiten des Freiheitskampfes und das Märtyrertum seines Exils einen hehren Schimmer gewoben hatten, genoß unbedingte Verehrung. Als es im September 1790 zur Wahl der öffentlichen Beamten kam, wie sie die neukonstruierte Verfassung Frankreichs in jedem Departement vorschrieb, wurde er einstimmig zum Präsidenten des Gouvernementrates ausgerufen. Um ihn scharten

sich die Ehrgeizigen des Landes. Auch Napoleon hat nicht gefehlt, immer in der zuversichtlichen Erwartung, es werde nun doch zur Errichtung jener besoldeten Landesmiliz kommen, deren Kommando er so sehnlich erstrebte. Dann hätte er seine Offiziersstelle in der französischen Armee, die ihm so lästig war und ihn von dem eigentlichen Schauplatz seines Ehrgeizes fernhielt, niederlegen können und an der Seite Paolis, der im Grunde kein geschulter Soldat war, eine hervorragende Rolle spielen müssen — und Paoli war ein alter Mann. Vergebens. Das Ministerium weigerte sich, das korsische Volk auf Frankreichs Kosten zu bewaffnen, und Bonaparte sah sich genötigt, im Februar 1791 endlich wieder sein Regiment aufzusuchen.

La Fère hatte während dieser Zeit manchen Offizier durch Emigration verloren, und diesem Umstande dankte es Napoleon, daß ihm nicht nur sein Mangel an Pflichtbewußtsein und Disziplin nachgesehen, sondern er auch überdies am 1. Juni 1791 zum Premier-Lieutenant beim vierten Artillerie-Regiment in Valence befördert wurde. Hier nahm er — die Zeiten waren scheinbar ruhiger geworden — sein altes Leben, wie er es vor zwei Jahren geführt hatte, wieder auf. Nur daß er jetzt seine ärmliche Wohnung und seine kärgliche Besoldung mit seinem jüngeren Bruder Ludwig, dem späteren König von Holland teilte. Als dieser zwanzig Jahre nachher dem Kaiser der Franzosen durch eigenmächtige Niederlegung seiner Krone Verlegenheiten bereitete, kam Napoleon im Gespräche mit Caulaincourt auf jene Tage zurück. „Wie, mein Bruder mir schaden“ — rief er aus — „anstatt mich zu unterstützen? Jener Ludwig, den ich aus meiner Leutnants-Gage erziehen ließ, Gott weiß um den Preis welcher Entbehrungen? Ja, ich fand die Mittel, für ihn die Pension zu bezahlen. Aber wissen sie auf welchen Wegen? Indem ich niemals den Fuß in ein Café oder in eine Gesellschaft setzte, trocken Brot aß und meine Kleider selbst bürstete, damit sie länger vorhielten. Um nicht von meinen Kameraden abzustechen, lebte ich wie ein Bär, immer allein in meiner kleinen Stube mit meinen

Büchern, die damals meine einzigen Freunde waren. Und um mir diese Bücher zu verschaffen, mit welchen harten, am Notwendigsten gemachten Ersparungen erkaufte ich mir das Vergnügen ihres Besitzes! Wenn ich in Folge meiner Enthaltsamkeit zwei Thaler zusammengebracht hatte, lenkte ich meine Schritte mit kindlicher Freude einem Buchladen zu, musterte wiederholt mit Neid die Reihen, und meine begehrlichen Blicke forschten lange, bevor mir meine Börse zu kaufen gestattete. Das waren die Freuden und Exzesse meiner Jugend!" Oft aber reichen die kleinen Einkünfte nicht hin. Dann müssen Schulden kontrahiert werden, bescheidene zwar nur, aber bei der Aussichtslosigkeit zu reicherem Erwerb immerhin drückend. Neuerdings werden litterarische Projekte gemacht. Jene Abhandlung „Über das Menschenglück" soll den Lyoner Preis von zwölfhundert Francs verdienen — sie hat die Hoffnung ihres Verfassers nicht gerechtfertigt. Auch die schriftstellerischen Träumereien werden wieder aufgenommen, und es entsteht der erwähnte „Dialog über die Liebe". Daneben „Reflexionen über den Naturzustand", welche Rousseaus Voraussetzungen entgegentreten und einen überaus scharfen Blick für menschliche Verhältnisse verraten. Da plötzlich unterbricht der Lärm unerhörter Aufregung, die ganz Frankreich erfüllt, die beschauliche Einsamkeit des jungen Offiziers.

In den ersten Monaten des Jahres 1791 war endlich die neue Verfassung Frankreichs in einer Reihe von Grundgesetzen fertig geworden, die nur noch der Sanction des Königs bedurften, um fürderhin als Recht zu gelten. Da aber diese Verfassung so ausgefallen war, daß sie die königliche Autorität bis zur Geringfügigkeit einschränkte und durch radikale Kirchengesetze das religiöse Gewissen des Monarchen bedrückte, entschloß sich Ludwig XVI., aus Paris zu entfliehen und im Auslande Sicherheit und Wehr für seine Person und seine Würde zu suchen. Der Plan mißlang; der königliche Hof ward unterwegs aufgehalten und nach der Hauptstadt zurückgebracht. Durch das

Land aber ging ein Sturm der Entrüstung gegen den König und diejenigen, die ihn verführt hatten, sein Volk aufzugeben. Die Nationalversammlung suspendierte die monarchische Gewalt, und in allen Städten Frankreichs schwuren Klubisten, Bürgergarden und Linientruppen unverbrüchliche Treue den Dekreten des Parlaments und der neuen Verfassung. Nur mit Mühe behielten die Gemäßigteren die Oberhand über die Radikalen, die „Feuillants" über die „Jakobiner". Erst mit der Annahme der Konstitution durch den König war die Ruhe notdürftig wieder hergestellt.

In diesen Tagen hat auch der Premierleutnant Bonaparte seinen Eid niedergeschrieben:

„Ich schwöre, die in meine Hände gelegten Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes gebrauchen, die von der Nationalversammlung dekretierte Verfassung gegen alle inneren und äußeren Feinde aufrecht erhalten, lieber sterben als die Invasion fremder Truppen dulden und nur denjenigen Befehlen gehorchen zu wollen, welche im Vollzug der Dekrete der Nationalversammlung gegeben w.rden."

Valence, am 6. Juli 1791.

Buonaparte
Offizier im 4. Artillerie-Regiment.

Auch in den Klubs hat er sich bethätigt. Er war Sekretär der „Verfassungsfreunde" von Valence, welche mit den Jacobinern in Paris in Verbindung standen, und verfaßte in dieser Eigenschaft eine Zustimmungsadresse an die Nationalversammlung. Bei einem patriotischen Feste brachte er einen Trinkspruch auf die Radikalen aus. Aber man würde irren, wenn man darin etwas von dem vaterländischen Enthusiasmus vermuten wollte, welcher damals die Franzosen erfüllte und das Wort „Nation" zu ungeahnter Bedeutung emporhob. Napoleon blieb inmitten von alledem Korse, nur Korse, und hielt zähe an den Plänen fest, die seine Zukunft mit seiner Heimat verknüpften. Sie sollten bald wieder festere Gestalt gewinnen.

In einer Sitzung am 22. Juli 1791 beschloß die Nationalversammlung die Errichtung von besoldeten Freiwilligenbataillonen in der Höhe von über hunderttausend Mann. Auch das Departement Korsika sollte vier solcher Bataillone stellen. Kaum vernahm Napoleon die Nachricht, so war er in Valence nicht mehr zu halten. Da bot sich denn endlich die so lange und sehnlich gewünschte Gelegenheit, in der Heimat eine militärische Rolle zu spielen. Schon in den Septembertagen ist er wieder mit Urlaub in Ajaccio. Was kümmert es ihn, daß Frankreich am Vorabende eines Krieges steht? Ebensowenig, als daß am 1. Januar 1792 der Termin seiner Rückkehr verstrichen ist. Später entschuldigt er sich mit „unvorhergesehenen Umständen", „heiligen Pflichten." „In diesen schwierigen Zeitläuften" — schreibt er an den Kriegskommissär Sucy — „ist der Platz eines guten Korsen in seinem Vaterlande." Daß er nebenher auch französischer Offizier war, der auf des Königs Kosten seine Erziehung erhalten hatte, daß er erst vor kurzer Zeit einen Eid zur Verteidigung Frankreichs geschworen hatte, galt ihm wenig. Er erreichte, daß er vom 1. Januar 1792 ab aus der Armeeliste gestrichen wurde. Um so eifriger bewarb er sich nun um die Kommandantenstelle des Freiwilligenbataillons von Ajaccio, die durch die Wahl der Truppe besetzt wurde. Seit Jahren schon hat er sich mit den Gebirgsbewohnern befreundet, sie stimmten jetzt für ihn und majorisierten seinen Rivalen, indes er selbst einen der Wahlkommissäre gewaltsam in seinem Hause festhielt bis der Akt vorüber war; er ward neben einem zweiten unbedeutenden Manne als Oberstleutnant Befehlshaber des Bataillons seiner Vaterstadt. Es war sein erster Staatsstreich. Und wieder flog sein Blick nach der Citadelle empor, wo noch immer französische Offiziere und Soldaten residierten. Jetzt, an der Spitze ergebener Leute, konnte der Erfolg nicht fehlen. Es galt nur einen günstigen Anlaß abzuwarten.

In Ajaccio gab es, wie in anderen korsischen Städten, eine nicht geringe Anzahl eifrig frommer Katholiken, die sich durch

die neuen Kirchengesetze der Revolution in ihrem Glauben nicht weniger gekränkt fühlten, als der König von Frankreich. Es war den zahlreichen Priestern der Insel ein Leichtes, diese Elemente in ihrem Haß gegen die neue Ordnung und ihre Verfechter zu bestärken. Kein Wunder, daß es dem Jakobinerklub, welcher mit den Klubisten von Toulon und Marseille enge Fühlung hatte, nicht an erbitterten Feinden fehlte. Napoleon, der sich hier, wie in Valence, zu den Radikalen hielt und überdies mit seinem Oheim Fesch eine Broschüre „Über den Verfassungseid der Priester" hatte erscheinen lassen, war besonders verhaßt. Schon in den Julitagen 1790 war es zu Aufläufen gekommen, bei denen die Rufe: „Es lebe die Revolution! Tod den Jakobinern! Tod dem Offizier!" gehört wurden. Einmal hatte sich die fanatische Menge schon auf ihn gestürzt, und nur dem Dazwischentreten eines befreundeten Banditen verdankte er seine Rettung. Seither war diese Stimmung nicht ruhiger geworden, und die Kirchengesetze fanden nur geringe Beachtung. Diesen Umstand benützte Napoleon jetzt. „Um den Dekreten der Nationalversammlung Achtung zu verschaffen", besetzte er das Kapuzinerkloster der Stadt mit seinen Freiwilligen. In dem Konflikt, welcher sich daraus mit den Klerikalen ergeben mußte, rechnete er, würden sich die gemäßigt konstitutionellen Behörden der Stadt notwendig auf seine Seite stellen, was ihm den gewünschten Einfluß verschaffen und die Citadelle öffnen mußte. Hier wollte er dann mit den französischen Soldaten fraternisieren, die Offiziere zum Abzug drängen und sich selbst zum Herrn der Stadt machen. In der That, in den Ostertagen 1792 entbrannte ein erbitterter Straßenkampf, und es gelang Napoleon, die wichtigsten Punkte zu okkupieren. Schon hat er dem Thore der Citadelle gegenüber eine mächtige Barrikade gebaut, um den Kampf mit der Besatzung aufzunehmen, als, von Paoli gesandt, Regierungskommissäre erschienen, welche Einstellung der Feindseligkeiten forderten, Bonaparte, als dem Unruhstifter, den Tadel des Gouverneurs und den Befehl überbrachten, mit seinen Leuten aus Ajaccio fort ins Innere des

Landes zu marschieren. Auch an den Armeeminister ward der Vorfall berichtet, und nur die Verwirrung der Zeit bewahrte den excedierenden Offizier vor dem Kriegsgerichte. Da schien nun wieder Alles verloren. Daheim von einem Teile der Bevölkerung gehaßt und von den Behörden mit gerechtem Mißtrauen beobachtet, auf dem Festlande schlimm angeschrieben und ohne Platz in der regulären Armee — und die Freiwilligen waren nur für ein Jahr geworben worden. Was dann, wenn diese Frist ablief? Da konnten nur entscheidende Schritte am rechten Orte helfen. Mit der Bewilligung des Gouvernements begab sich Napoleon nach Paris.

Hier war alles in unerhörte Bewegung geraten. Der Friede zwischen dem Königtum und der Revolution hatte nicht lange gewährt. Daß Ludwig XVI. den Beschlüssen des gesetzgebenden Körpers gegen jene Priester, welche den Eid auf die Kirchengesetze verweigerten, und gegen die emigrierten Prinzen und Aristokraten, deren kriegerische Zusammenrottung an der Grenze man mit der Konfiskation ihrer Güter bestrafen will, seine Sanktion versagt, hat die Fortschrittsparteien neuerdings gegen ihn erregt. Schon erklären sich die Jakobinerklubs offen für die Republik. Dazu war über den Zusammenhang des Hofes mit dem Auslande kein Zweifel mehr, und die Opposition überlegt, daß ein siegreicher Krieg gegen die fremden Mächte zugleich auch ein Triumph über die Monarchie in Frankreich sein müßte. Deshalb setzen die Republikaner in der Kammer den Kampf gegen die ausländischen Fürsten auf ihr Programm, deshalb stürzen sie ein friedliebendes Ministerium und nötigen den König, dem mit dem Hofe verwandten Österreich den Krieg zu erklären (20. April 1792). Der Beginn desselben täuschte jedoch die Erwartungen. Ein Angriff auf das österreichische Belgien ward mit leichter Mühe abgeschlagen, und die Niederlage erzeugte in Paris eine ungeheuere Aufregung. Alles schrie Verrat und sah in dem eigenen Könige den Verschwörer gegen sein Volk, umsomehr, als Ludwig gerade jetzt, am 13. Juni 1792, ein radikales Ministerium entließ und sich

mit gemäßigt royalistischen Räten umgab. Diese Stimmung benützten die Führer der radikalen Parteien, indem sie die anarchischen Elemente der Hauptstadt direkt gegen das Königtum ausspielten. Am 20. Juni strömt ein mächtiger Haufe bewaffneten Gesindels in die Tuilerien, um die Sanktion jener beiden Dekrete zu erzwingen. Nur die ruhige gefaßte Haltung des Königs pariert den Anschlag auf sein Leben. Aber schon am 10. August erneuert sich, von den Jakobinern angefacht, der Sturm; Scharen von Pikenmännern, Arbeitern der Vorstadt St. Antoine und St. Marcel und allerlei Pöbel belagern das königliche Schloß und zwingen Ludwig XVI. in der Nationalversammlung Schutz zu suchen. Hier aber erklärt man ihn seiner Würde verlustig und das Königtum für suspendiert. Mit ihm fällt auch das gemäßigte Ministerium und macht einer aus republikanisch gesinnten Girondisten gebildeten Regierung Platz.

Diese Wendung im Gange der Revolution ist auch für Bonaparte wichtig geworden. Ohne Unterhalt, in der Heimat diskreditiert, war er in die Hauptstadt gekommen, um hier seine Wiederaufnahme in die Armee zu betreiben. Er war dabei nicht ohne alle Protektion, die sich jedoch bei der von den Vorgängen auf Korsika wohlunterrichteten Juniregierung als unzureichend erwies. Bald stellte sich bei ihm der Mangel am Notdürftigen ein. Er findet einen Kameraden von der Brienner Schule wieder, Fauvelet von Bourrienne, den er zu einem Kompagniegeschäft als Häuservermieter bereden will; aus der Sache wird aber nichts, weil der Genosse einen Posten bei der Stuttgarter Legation erhält. Napoleons Verlegenheit steigert sich zur Not und zwingt ihn sogar, sich zeitweilig von seiner Taschenuhr zu trennen. Das waren harte Tage. Was helfen konnte, war einzig der Sturz des widerspenstigen Kriegsministers. Und darum ist auch für Bonaparte der 10. August von großer Bedeutung. Ob er an diesem Tage wirklich, wie man annehmen will, der Bewegung als Agitator in den Schänken nachhalf, ist nicht erwiesen. Er selbst äußerte sich später einmal darüber: „Am zehnten August fühlte ich, daß,

wenn man mich gerufen hätte, ich den König verteidigt haben würde. Ich war gegen Jene, welche die Republik mittelst des Pöbels begründen wollten. Und überdies sah ich Leute im Zivile Männer in Uniform angreifen: „cela me choquat.“ Gewiß, das war seine tiefinnerste Empfindung. Aber seinem damaligen Interesse entsprach sie nicht. Dieses forderte den Sieg des verachteten Pöbels, und er war ihm willkommen.

Thatsache ist, daß sich Napoleons Verhältnisse jetzt mit einem Schlage besserten. Dem neuen radikalen Ministerium erschienen die Umtriebe des jungen Offiziers nicht so sträflich; man nahm ihn wieder zu Gnaden auf, ja noch mehr, man ernannte ihn zum Kapitän in seinem Regiment und datierte sein Dekret auf den 6. Februar 1792, das ist auf jenen Tag zurück, an welchem bei seinem Verbleiben in der Armee seine Vorrückung erfolgt wäre. Denn das Avancement im Offizierskorps war in dieser Zeit, Dank der Flucht der Aristokraten, ein ungemein schnelles. Nun sollte man meinen, Napoleon habe endlich sein gegen den Feind engagiertes Regiment aufgesucht, um die Pflicht zu erfüllen, für welche er doch zum mindesten bezahlt wurde. Keineswegs. Für Frankreichs Schicksal hatte er gar kein Gefühl. Noch immer war der Gesichtskreis seines Denkens und Strebens von den Küsten der heimatlichen Insel umschrieben. Dort das verlorene Ansehen wiederzugewinnen, stand ihm höher, als Ehren und Triumphe im Dienste jener Grundsätze, für welche damals Tausende von Franzosen freudigen Mutes in den Tod gingen. Hätte sich ihm die Möglichkeit zur Heimkehr auch nicht durch einen Zufall geboten, er würde sie doch erlangt haben. So aber traf es sich, daß das neue Ministerium die adligen Damenstifte aufhob und die Fräulein nach Hause schickte. Marianne Bonaparte befand sich darunter. Wer konnte es dem Bruder wehren, in so aufgeregter Zeit seine Schwester zu begleiten? Mitte September sind die Geschwister in Ajaccio. Napoleon bleibt bis in den Sommer 1793.

Diese Zeit ist entscheidend gewesen für sein Leben, für das

Schicksal einer Welt. Gleich zu Beginn seines neuen Aufenthaltes kam es zwischen ihm und Paoli zu heftigen Auseinandersetzungen, da Napoleon wieder das Kommando seines Milizbataillons übernahm, als ob inzwischen gar nichts vorgefallen und er nicht Kapitän in der regulären Armee wäre. Zwar erreichte der junge Offizier, daß ihm der Befehl über die Truppe provisorisch und für die Dauer einer (verunglückten) Expedition nach der Insel Sardinien überlassen blieb. Aber die Spannung zwischen ihm und dem greisen Gouverneur wuchs im Verlaufe der nächsten Monate, um sich schließlich zum völligen Bruch auszugestalten. Der Grund lag zum guten Teil im Fortgang der allgemeinen Dinge. Paoli war mit konstitutionell monarchischer Gesinnung aus England zurückgekehrt und hatte der französischen Verfassung nur darum willig seine Zustimmung gegeben und sich in ihren Dienst gestellt, weil sie ähnlichen Verhältnissen entsprach, wie er sie auf britischen Boden schätzen gelernt hatte. Jetzt war diese Verfassung in ihren wesentlichsten Grundlagen erschüttert, das Königtum vom neuen Nationalkonvent abgeschafft, der König abgesetzt, des Vaterlandverrats angeklagt, verurteilt und am 21. Januar 1793 hingerichtet worden, der Staat selbst aber in den Händen extremer Parteien, die keinerlei Bestand verbürgten. Dazu kam, daß Paoli bei seiner Rückkehr aus Dankbarkeit gegen seine gastlichen Wirte im Exil den Vorbehalt gemacht hatte, niemals gegen England zu fechten, und nun war nach der Exekution Ludwigs XVI. ein Krieg mit der englischen Krone ausgebrochen und Paoli französischer General. Er widersetzte sich dem Befehle, Korsika zu verlassen und zur Südarmee zu stoßen, und als der Konvent als Antwort darauf am 2. April 1793 einen Verhaftsbefehl gegen ihn erließ — den man freilich später als den Akt eines Mißverständnisses zurücknahm — erklärten sich neun Zehnteile der korsischen Bevölkerung für ihren greisen Führer und gegen die republikanische Regierung samt ihrem Anhange auf der Insel. Zu dem Letzteren zählte Napoleon Bonaparte, für den jetzt der kritische Augenblick gekommen war; er

mußte sich entscheiden. Was er auf Korsika erträumt und erstrebt, das hatte ein anderer erreicht. Ihm selbst war im Lager der Paolisten, wenn er dahin überging, gewiß nur eine untergeordnete Stellung vorbehalten. Dagegen forderte andererseits seine Pflicht als Offizier der französischen Armee kategorisch seine Anwesenheit beim Regimente, und überdies wies ihn seine ganze bisherige politische Haltung auf den Konvent hin, wo die Radikalen immer mehr Boden faßten. Wenn es jetzt für ihn noch denkbar war, Korsika zu gewinnen, so konnte das nur mit französischer Hilfe geschehen. So trennte er sich denn — es war in den ersten Maitagen 1793 — offen von Paoli, der noch einmal versucht hatte, den Sohn seines Freundes Carlo für sich zu stimmen, und warf sich ganz und gar in die Arme der Franzosen, die er so lange bitter gehaßt. Kurz nachher sprach ein korsischer Volksrat die Acht aus über ihn und erklärte die Familie Bonaparte für infam. Nur mit Mühe gelang es Lätitia mit ihren Kindern nach Calvi zu flüchten; ihr Haus ward verwüstet und in Brand gesteckt. Ein letzter Coup Napoleons, mit französischen Expeditions-Truppen und im Vertrauen auf die ehemals ihm ergebenen Nationalgarden Ajaccio zu erobern, scheiterte. Am 11. Juni 1793 verließ er mit den Seinen die Insel, um nach Toulon zu übersiedeln. Ein paar Wochen vorher war sein Bruder Lucian mit einer Deputation von Gleichgesinnten nach Frankreich hinübergeeilt, um Paoli der Konspiration gegen die Republik zu verdächtigen und von den Jakobinern Unterstützung zu heischen. Napoleon selbst hatte in einer Denkschrift vom 4. Juni, welche den greisen Führer anklagte, das Ideal seiner Jugend mit Verleumdung und Beschimpfung vernichtet.

Seine Rolle auf Korsika ist ausgespielt. Zwei Motive hatten ihn bei seinen revolutionären Unternehmungen in der Heimat geleitet: ein starker Patriotismus, der Alles, was außerhalb derselben lag, kaum beachtete, und ein unbändiger Drang nach Macht und Geltung, mit dem er sich zum Befreier und Beherrscher seines Volkes berufen glaubte. Von diesen Motiven

ist nun das eine gegenstandslos geworden. Der Fluch der eigenen Nation hat ihn seines Vaterlandes verlustig erklärt und jedes Gefühl dafür in ihm getötet. Zwar blieb noch während der beiden nächsten Jahre die Absicht, die Insel wiederzuerobern, lebendig in ihm, und er hat manches versucht, sie zur Ausführung zu bringen — aber nicht mehr aus Patriotismus, sondern vielmehr aus Haß gegen die Patrioten und um seinem Bedürfnis nach Rache zu genügen. Als er später, im Jahre 1796, Frankreich thatsächlich wieder in den Besitz von Korsica brachte, war auch diese Empfindung erloschen und die Heimat nicht mehr imstande, sein Interesse in höherem Grade zu fesseln, als etwa Korfu oder Malta.

Wenn in der sympathischen Empfindung des Einzelnen für das Wohl und Wehe des Volkes, dem er zugehört, ein sittliches Moment liegt, so hat Napoleons weiteres Thun und Leben desselben entbehrt. Er hat aufhören müssen, Korse zu sein; er hat es nie dahin gebracht, Franzose zu werden. Mit ihm ist sein Ehrgeiz heimatlos geworden; ein Ehrgeiz, den bisher der Küstensaum eines kleinen Eilandes zu umfangen vermochte, kannte von jetzt ab keine Grenzen mehr.

Drittes Kapitel.

Die Belagerung von Toulon und die Verteidigung des Konvents.

Der Aufstand auf Korsika war nur ein Glied in einer ganzen Kette von Erhebungen gegen das Jakobinerregiment, welches sich nach der Hinrichtung des Königs in Paris entfaltet hatte. Der Kampf, der über dem Grabe Ludwig XVI. zwischen den beiden republikanischen Parteien des Konvents, den radikalen

„Montagnards" und den gemäßigteren „Girondisten" entbrannt war, hatte im Sommer 1793 mit der Niederlage der Letzteren geendet. Was sich nicht geflüchtet hatte, wurde eingekerkert und endete auf dem Schafott, während die Sieger fortan Frankreich durch den Wohlfahrtsausschuß des Konvents regierten, dessen Mitglieder, Robespierre voran, sich auf die Jakobinerklubs und seine Zweigvereine stützten. Diese jakobinische Regierung besaß, was ihrer Vorgängerin, der girondistischen, gefehlt hatte und was die außerordentlichen Verhältnisse, in denen sich damals der Staat befand, dringend heischten: eine Energie ohnegleichen. Die Girondins, meist jugendliche, politisch unzulängliche Deklamatoren („des fous extrêmement honnêtes"), hatten Frankreich in einen unabsehbaren Krieg mit fast ganz Europa gestürzt, ohne hinreichende Kenntnisse und Mittel, der heraufbeschworenen Gefahr zu begegnen. Ihre Erben in der Staatsgewalt haben mit diesem Kriege eine Riesenaufgabe auf sich genommen, und sie haben sie gelöst, wenn auch nicht ohne einen unerhörten Aufwand von Rechtlosigkeit, Blut und Grausamkeit. Die Kommissäre des Konvents durchzogen das Land, überwachten die zwangsweise Rekrutierung der Massen und stärkten „im Namen der Volksvertretung" die Autorität der Kriegsgerichte und Revolutionstribunale, welche die Widerspenstigen zu züchtigen, die Verdächtigen zu richten hatten. Und da die neuen Machthaber nur durch die unbedingte Hingebung an die niedersten Volksklassen emporgekommen waren und sich nur durch immer weiter gehende Konzessionen an dieselben zu erhalten vermochten, so erzeugte sich jetzt in der Hauptstadt wie in den Städten der Provinz eine Tyrannei des Pöbels, die nicht nur die gemäßigtere politische Gesinnung, sondern bald auch Wohlhabenheit und Bildung als des „Verrats am Vaterlande" verdächtigte, bedrohte und verfolgte..

Die Opposition gegen dieses furchtbare Regiment konnte nicht ausbleiben. Sie trat nicht allein dort zu Tage, wo die Partisane des alten Königtums und des alten Glaubens die Waffen gegen die Pariser erhoben, wie in der Vendée und

Bretagne, sondern auch bei Jenen, die ursprünglich ebenfalls und willig den Weg der Revolution geschritten waren. So war es namentlich in den Städten Südfrankreichs, die sich ehedem mit Freuden an dem Kampfe gegen das alte Regierungssystem beteiligt hatten und die sich jetzt — von den entflohenen Girondisten angefeuert — gegen den anarchischen Radikalismus empörten. In Lyon, Marseille, Toulon siegten die gemäßigteren und ruhebedürftigen Elemente der Bevölkerung über die Jakobiner, und in der Provence bildete sich ein Zentralkomitee als selbständige Verwaltungsbehörde, welche den bewaffneten Widerstand gegen den Terrorismus des Wohlfahrtsausschusses dekretierte. Schon waren aus dem Süden her die Bataillone der Insurgenten bis Avignon vorgerückt, als der Konvent, dem es leicht gewesen wäre, mit einiger Mäßigung die Ruhe rasch und ohne Blutvergießen wieder herzustellen, mit Eifer den Fehdehandschuh aufnahm, die völlige Vertilgung all seiner Gegner im Innern als oberstes Regierungsprogramm verkündete und seinen Kommissär Dubois de Crancé anwies, Lyon zu unterwerfen und die Vereinigung der aufständischen Streitkräfte zu hindern. Dubois raffte rasch aus Linientruppen und Freiwilligen ein Korps zusammen, welches er unter dem Befehle seines Untergenerals Carteaux den Aufständischen nach Avignon entgegensandte. Mitte Juli 1793 kampierte dasselbe vor der alten Residenz der Päpste.

Hier erhielt Carteaux Succurs. Es war zwar nur ein einziger kleiner Artillerieoffizier, aber doch ein Mann, der dem Unternehmen gegen die Südstädte nicht geringe Dienste leisten sollte: Kapitän Bonaparte. Napoleon hatte nach seiner Flucht aus Korsika seine Familie notdürftig in La Valette bei Toulon untergebracht und seine Kompagnie aufgesucht, die zur Zeit in dem jüngst eroberten Nizza stationierte. Ein von seinem Landsmann und Freunde, dem Konventskommissär Salicetti ausgestelltes Certifikat, daß seine Anwesenheit auf Korsika in den letzten Monaten dringend nötig gewesen sei, bewahrte ihn vor Rekriminationen. Am 25. Juni 1793 trat er bei der Strandbatterie der Riviera seinen Dienst

an. Die Verteidigungswerke erwiesen sich als unzulänglich, und Napoleon wurde nach Avignon kommandiert, um die dort lagernden Kanonen nach Nizza zu holen. Hier traf er auf das genannte Korps Carteaux', der ihn sofort in seinen Dienst aufnahm und ihn als Artilleur einer kleinen fliegenden Truppe zuteilte. Bald erfolgte der Zusammenstoß mit den Insurgenten, wobei um den Besitz Avignons gekämpft wurde. Die Konventsarmee siegte. Napoleon soll hierbei selbst die Kanonen gerichtet und durch sein persönliches Eingreifen die Flucht des Feindes verursacht haben. Das Erstere ist wohl möglich, das Letztere aber durch nichts als den wohldienerischen Eifer späterer Erzähler zu belegen. Die Frucht des Sieges war, daß alsbald auch Tarascon, Cavaillon und Beaucaire von den Insurgenten aufgegeben werden mußten, und der Weg auf Marseille den Regierungstruppen offen stand. Napoleon wurde nach Avignon zurückgeschickt, um hier einen Artilleriepark einzurichten. Die Muße, die ihm diese Arbeit übrig ließ, benutzte er, um die Frage des Bürgerkriegs in einer besondern Schrift zu erörtern, welche den Zweck hatte, die Marseiller von der Nutzlosigkeit ihres Widerstandes gegen den Konvent zu überzeugen. Er nannte sie: „Das Souper von Beaucaire." Ein Marseiller, ein Bürger von Nimes, ein Fabrikant von Montpellier und ein Liniensoldat treffen eines Abends in Beaucaire zusammen, und der Soldat sucht, unterstützt von den beiden Anderen, dem Marseiller klar zu machen, daß die Lage seiner Stadt militärisch unhaltbar, ihre politische Gesinnung aber verwerflich sei. Historisch interessant ist darin besonders eine Stelle, wo der Marseiller die Girondisten für sich aufruft und der Soldat, unter welchem Napoleon sich selbst versteht, ihm antwortet: „Es genügt mir zu wissen, daß die Brissotisten (Girondins), nachdem einmal der „Berg", gleichviel ob aus Rücksicht für das Gemeinwohl oder für seine Partei, zu den äußersten Maßregeln gegen sie gegriffen, sie verurteilt, eingekerkert und, zugegeben, verleumdet hatte, verloren waren ohne einen Bürger-

krieg, der sie wieder in den Stand setzen sollte, ihren Feinden Gesetze vorzuschreiben. Ihnen allein also nützt Euer Krieg. Verdienten sie aber wirklich ihren alten Ruf, so hätten sie angesichts der neuen republikanischen Verfassung die Waffen von sich geworfen und sich dem öffentlichen Wohle geopfert. Decius citieren ist leichter als ihm nachahmen." Als darauf der Marseiller beteuerte, auch er und seine Freunde wollten die Republik, jedoch mit freien Volksvertretern, auch sie wollten die Freiheit, jedoch gegeben von achtungswerten Deputierten, sie wollten nur keine Konstitution, welche Plünderung und Anarchie begünstige: da läßt ihn Napoleon durch den Fabrikanten von Montpellier zurechtweisen, der dem Gebahren der Insurgenten Ungesetzlichkeit und Usurpation vorwirft, denn der Mittelpunkt sei der Konvent, er sei der wahre Souverän, insbesondere wenn sich das Volk gespalten habe.

Die Schrift war kaum beendigt, als drei Konventskommissäre in Avignon eintrafen: es war Freund Salicetti, der mit dem jüngern Robespierre, dem Bruder des Gewaltigen, und dem Abgeordneten Gasparin zur Südarmee reiste. Napoleon wurde von Salicetti vorgestellt, und seine Geistesschärfe und reiche Bildung erwarben ihm die Sympathie Robespierres, mit welchem er von jetzt ab in genauere Beziehung trat. Sein „Souper" gefiel und ward alsbald auf Staatskosten gedruckt. So geriet er in die politische Bewegung.

Unterdessen war Carteaux gegen Marseille vorgegangen und hatte, nach einem siegreichen Gefecht, die Stadt dem Konvente wieder gewonnen. Der „Vaterlandsverrat" der Bewohner ward mit allen Schrecken bestraft. Nach kurzem Aufenthalte ging es weiter gegen Toulon. Die Eroberung dieses Hafens war um so wichtiger, als die Insurgenten daselbst mit den Engländern unterhandelt und thatsächlich bereits die dortige Flotte, die beste Frankreichs, an England überliefert hatten. Bei der Belagerung dieser Festung nun sollte Napoleon eine entscheidende Rolle spielen. Er war, nachdem bei einem

Gefechte in der Nähe Toulons einer der Artilleriechefs verwundet worden war, am 19. Oktober 1793 zum Bataillonskommandanten im zweiten Artillerieregiment avanciert und konnte jetzt selbständiger handeln. Dabei hatten seine neuen Freunde alles gethan, um ihn dem Konvent zu empfehlen, indem sie ihn als den Einzigen in der Belagerungsarmee bezeichneten, der imstande sei, einen Operationsplan zu entwerfen. Er selbst hatte sich an den Wohlfahrtsausschuß mit einem Memoire gewendet, worin er Klage führte über den vernachlässigten Zustand seiner Waffe und die Absendung eines Artilleriegenerals vorschlug, „der vermöge seines Grades die Achtung erhöhen und einer Anzahl Unwissender im Generalstabe zu imponieren vermöchte, mit denen man unaufhörlich über die Axiome der Theorie und Erfahrung kapitulieren und dogmatisieren müsse.“ Kurz darauf war Carteaux seiner Stelle enthoben, und den Oberbefehl erhielt der Divisionsgeneral Dugommier, dessen Kaltblütigkeit, Ausdauer, militärischen Blick Bonaparte zu rühmen weiß; das Artilleriekommando bekam General Duteil, Napoleon selbst den Befehl über die Batterie im Westen der Stadt. Er will nun — dies ist sein Plan, den er dem Kriegsrat unterbreitet — die im Westen gelegene Halbinsel Cepet gewinnen, von hier aus den Hafen säubern und auf diesem Umwege die Stadt zu Fall bringen. Sein Projekt wird von den Generälen angenommen, und allsogleich geht er mit dem größten Eifer zu Werke. Bald stehen seine Geschütze, wo er sie placiert wünscht; ein Ausfall der Engländer wird am 30. November zurückgewiesen; am 17. Dezember ist das Fort L'Eguillette und mit ihm die genannte Halbinsel in Bonapartes Gewalt. Als dann von allen Generalabteilungen ein konzentrischer Angriff auf die Werke der Stadt erfolgte, wagten die Belagerten, von Napoleons Geschützen mit Verderben bedroht, keinen nachhaltigen Widerstand mehr. Die Engländer und Spanier, die Verbündeten der Insurgenten, schifften ihre Truppen ein und verließen, mit flüchtigen Einwohnern an Bord, den Hafen. Am 19. Dezember zogen die Sieger in die aufgegebene Stadt und hielten, wie

in Lyon und Marseille so auch hier, von wahnwitziger Rachsucht verführt, ein überstrenges Gericht über Kompromittierte und Verdächtige, die in Haufen zu Hunderten zusammen gebracht und niedergeschossen wurden. Der Absicht des Konventskommissärs Fréron, alle Einwohner niederzumachen, trat Dugommier entgegen, und wir glauben gerne, daß auch Napoleon zur Mäßigung riet; unnütze Grausamkeit war ebensowenig seine Sache als der blutrünstige Fanatismus, dem in jenem fürchterlichen Jahre ungezählte Opfer geschlachtet wurden.

Seine Rolle vor Toulon hat er nicht in hervorragender Stellung gespielt; er war nur Bataillonschef, nichts weiter. Aber gleichwohl hat er durch seine strategischen Ratschläge der Sache der Regierung den größten Dienst geleistet. Ein Angriff von Norden und Osten her hätte zu keinem so raschen Resultate geführt, und gerade davon hing viel ab in einer Zeit, wo die verbündeten Gegner Frankreichs anfingen, Toulon die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, wo bereits die Engländer ein nach der Vendée bestimmtes Expeditionskorps nach Südfrankreich dirigierten und auch der Wiener Hof sich entschloß, Streitkräfte dahin abzusenden. Es war demnach nur eine wohlverdiente Anerkennung seiner Leistung, wenn Napoleon jetzt durch ein provisorisches Dekret der Konventskommissäre vom 22. Dezember 1793 — welches später der Wohlfahrtsausschuß durch ein definitives ersetzte — zum Artillerie-Brigadegeneral ernannt wurde.

Als bei dieser Gelegenheit die Behörden Auskunft über seine Lebensverhältnisse heischten, verleugnete er seine adelige Herkunft. Sie hätte ihm nur geschadet in den Augen der Jakobiner, denen er sich zugesellt hatte und in deren Diensten er sein reiches Talent bethätigte. Ob er freilich wirklich mit ihnen fühlte, ob er im Innern ihrer Sache zustimmte, ob er mehr als aus bloßer Strebsamkeit nach oben den Radikalen beifiel, ist damit nicht entschieden. Einmal — es war kurz nach seiner Beförderung zum General — hat er, unbekümmert um den herrschenden Radikalismus, aus lediglich strategischen Gründen den Wieder-

aufbau der Marseiller Bastille, des Fort St. Nicolas, beantragt. Sofort wurde er „verdächtig" und sollte sich vor dem Konvent rechtfertigen. Mit Mühe legte Salicetti die Sache bei. Von da ab hat er es nicht mehr daran fehlen lassen, sich als eifrigen Republikaner zu zeigen, wo er konnte. „Bonaparte", erzählt Fräulein Robespierre in ihren Aufzeichnungen, „war Republikaner, ich möchte fast sagen: Montagnard, wenigstens machte er mir zu der Zeit, als ich mich in Nizza befand (1794) diesen Eindruck durch die Art, die Dinge anzusehen. In der Folge haben ihm seine Siege den Kopf verdreht und ihn nach der Herrschaft über seine Mitbürger streben lassen. Aber als General der Artillerie bei der italienischen Armee war er der Partisan einer weitgehenden Freiheit und wahrhafter Gleichheit." Der jüngere Bruder des gefürchteten Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses empfiehlt ihn im April 1794 als einen Mann von übergewöhnlichem Werte (d'un mérite transcendant) und zieht ihn in sein Vertrauen, so daß Eingeweihte ihn den „geheimen Rat" des Konventskommissärs nannten. Doch vergißt dieser Letztere nicht, seinem Lobe die Bemerkung hinzuzufügen: „Er ist Korse und bietet keine anderen Garantieen als die eines Angehörigen dieser Nation, der den Schmeicheleien Paoli's widerstand und dessen Eigentum durch diesen Verräter verwüstet wurde."

Den militärischen Ratschlägen Bonapartes vertraute Robespierre unbedingt und verabredete mit ihm und dem Konventskommissär Ricord einen geheimen Operationsplan der sogenannten „italienischen" Armee. Dieser Teil der französischen Streitkräfte war an der Riviera aufgestellt und lag hier im Kriege mit den verbündeten Sarden und Österreichern, welche die Höhen des Appenin besetzt hielten. Der Aufstand in Südfrankreich hatte das dortige Land ausgesogen, und die Armee d'Italie war mit ihrer Versorgung auf die Zufuhr von dem neutralen Genua her verwiesen. Es ergaben sich zwei Aufgaben für die Leitung dieses Heeresteils: einmal, diese unentbehrliche Zufuhr gegen die störenden Unter-

nehmungen der Verbündeten zu sichern, und zweitens, sich durch eine glückliche Offensive den Weg in die reiche Ebene von Piemont zu eröffnen. Diesen Offensivplan arbeitete Bonaparte, der als Artilleriegeneral der italienischen Armee zugeteilt war, im Mai 1794 in verschiedener Redaktion aus und begab sich selbst im Juli in einer Mission nach Genua, um hier offiziell mit dem Dogen über Straßen- und Küstenverhältnisse zu verhandeln, insgeheim aber die Befestigungen von Savona als eines möglichen Einfallsthores zu studieren. Zwei Adjutanten, Marmont und Junot — die späteren Herzöge von Ragusa und Abrantes — begleiteten ihn; er selbst war voll freudiger Hoffnung, seine Entwürfe bald als Chefgeneral selbst ins Werk richten zu können.

Aber nur zu bald sollten diese hochfliegenden Träume zerrinnen. Als er Ende Juli nach Nizza zurückkehrte, hatte sich in Frankreich eine entscheidende Wandlung vollzogen. Robespierre, der sich allmählich seiner Nebenbuhler im Konvent, Dantons, Heberts und ihrer Anhänger, entledigt hatte und immer deutlicher nach der Diktatur strebte, war von einer Koalition der radicalen und konservativen Elemente des Konvents gestürzt und aufs Schafott befördert worden. (21. Juli 1794; 9 Thermidor.) Mit ihm fiel das Regiment, dem sich vor kurzem erst Napoleon zur Verfügung gestellt hatte. Sein Schicksal konnte nicht unberührt von diesem Wechsel bleiben, umsoweniger, als jener Offensivplan zwischen ihm und den Robespierre ohne Vorwissen von Konvent und Wohlfahrtsausschuß verabredet worden war. Die Jakobiner selbst, beim Sturze ihres mächtigen Führers auf ihre eigene Sicherheit bedacht, suchten sich durch Denunziation Anderer zu schützen. Und so kam es auch, daß Salicetti seinen Landsmann Bonaparte beim Konvent als „Planmacher" des Diktators verklagte. Napoleon ward seiner Stelle als General enthoben und am 12. August 1794 im Fort Carré gefangen gesetzt.*)

*) Er mochte dergleichen wohl vorhergesehen haben, denn kurz zuvor [illegible]ieb er an Tilly, den französischen Geschäftsträger in Genua, von dem er

Welcher Sturm aufregender Reflexionen mag ihn hier durchtobt haben! Inmitten seiner ehrsüchtigen Hoffnungen sah er sich gelähmt und jählings aus dem Wege geworfen, auf welchem schon so mancher in raschem Lauf zu Ansehen und Gewalt gelangt war. Die Armeereform des Jahres 1793 mit ihrem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht und ihren vereinfachten Cadres — ein Werk des Konventmitgliedes Dubois de Crancé — hatte schon angefangen ihre Früchte zu tragen. Ende 1792 hatte es nicht mehr als hundertzwölftausend Mann regulärer Truppen in Frankreich gegeben, im Sommer 1794 waren es nicht weniger als siebenmalhundertdreißigtausend, gehoben durch einen fatalistischen Patriotismus, gezügelt durch eine eiserne Disziplin, befehligt von Generälen, deren Begabung sich in der freien Luft gleichwertigen Bestrebens in unerhörter Raschheit zur Geltung brachte. Da steht an der Spitze der Nordarmee jener Pichegru, der seinerzeit als Sergeant die kleinen Kadetten von Brienne beaufsichtigt hatte; er vertreibt die Fremden aus Frankreich und erobert das österreichische Belgien. Da ist Jourdan, einer von den freiwilligen Offizieren des Jahres 1792; er befehligt jetzt die Maas- und Sambrearmee und liefert den Österreichern die siegreiche Schlacht bei Fleurus (26. Juni 1794), deren Entscheidung ein Altersgenosse Napoleons, General Marceau herbeiführt. Ein Zweiter, Hoche (geb. 1768), zu Beginn der Revolution noch ein simpler Unteroffizier, hatte schon im Dezember des Vorjahres, in der Stellung eines Generals en chef die Österreicher bei Weißenburg besiegt und aus dem Elsaß getrieben, sich selbst mit Ruhm und Ehren bedeckt. Und dazu kam eine Reihe Anderer: Saint

wußte, daß er nach Paris Meldung thun werde, einen Brief, in welchem er von seinem Verhältnis zum jüngern Robespierre sprach und hinzufügte: „Ich war etwas ergriffen (un peu affecté) von seiner Katastrophe, denn ich liebte ihn und hielt ihn für makellos. Aber wär's mein Vater gewesen, ich hätte ihn mit eigener Hand erdolcht, wenn er sich zum Tyrannen hätte aufwerfen wollen." Napoleon III. hat es für gut befunden, dieses Schreiben nicht in die offizielle Ausgabe der Korrespondenz seines Oheims einzureihen.

Cyr, 1792 noch Kapitän bei den Freiwilligen, war jetzt Divisionsgeneral, Bernadotte, bei Ausbruch der Revolution Sergeantmajor, befehligte 1794 gleichfalls eine Division, Kleber, Freiwilliger im Jahre 1792, hatte es schon ein Jahr später zum gleichen Rang gebracht u. s. w. Und er der Ehrgeizigste von allen, seiner Begabung und Tüchtigkeit vollbewußt wie einer, sah sich nun ausgeschlossen aus diesem Kreise, vielleicht für immer, und überdies bedroht von einer Anklage, die schon vielen in diesem schrecklichen Jahre das Leben gekostet hatte.

Verzweifeln war jedoch nicht seine Sache. Günstig war ja schon, daß man ihn nicht nach Paris schickte. In einem Schreiben an die Konventskommissäre suchte er vor allem seinen lautern Patriotismus darzuthun. „Hab' ich nicht seit Beginn der Revolution — heißt es darin — an ihren Grundsätzen festgehalten? Hat man mich nicht im Kampfe gesehen gegen den Feind im Innern, wie als Soldat gegen die Fremden? Ich habe den Aufenthalt in meinem Departement geopfert, mein Hab und Gut verlassen, alles verloren für die Republik. Soll ich also mit den Feinden des Vaterlandes zusammengeworfen werden? Sollen die Patrioten unüberlegtermaßen einen General verlieren, welcher der Republik nicht ohne Nutzen gewesen? Sollen die Repräsentanten die Regierung nötigen, ungerecht und unpolitisch zu handeln? Höret mich, nehmt von mir den Druck, der mich belastet, verschafft mir die Achtung der Patrioten wieder, und eine Stunde später, wenn die Böswilligen mein Leben wollen, werde ich es ihnen gerne geben; ich schätze es so gering und habe es oft genug verachtet, ja, nur der einzige Gedanke, daß es noch einmal dem Vaterlande nützen könnte, läßt mich seine Last mit Mut ertragen." Er hat in der Not gelernt, das Wort „patrie" für Frankreich zu gebrauchen; sein eigentliches Vaterland ist jetzt für ihn nur noch ein simples „département".

Das Schreiben that seine Wirkung. Auch hatte sich Salicetti überzeugt, daß seine eigene Person nicht mehr gefährdet

war, und trat nun wieder für den Landsmann ein, dessen Papiere er selbst durchsah und für unverdächtig erklärte. Am 20. August wurde Napoleon seiner Haft entlassen. Ein paar Wochen später, am 14. September, wird er auch mit seinem Generalsrange wieder bekleidet und als Artilleriekommandant einer Expeditionsarmee beigegeben, die Korsica wiedergewinnen soll.

Dort waren jetzt die letzten von Franzosen besetzten Plätze den Engländern in die Hände gefallen: San Firenze am 17. Februar, Bastia am 24. Mai, am 1. August endlich auch Calvi. Im Innern des Landes hatten sich schon früher die Briten festgesetzt. Paoli ward vom Könige Georg III. eingeladen, nach Großbritannien zu kommen. Unter englischem Einfluß erklärten die Korsen in einer Volksversammlung zu Corte am 18. Juni 1794 ihre Insel als Königreich unter englischem Schutz und unter Lord Elliot als Vizekönig. Auf die Kunde von diesen Ereignissen unternahm der neue Wohlfahrtsausschuß zu Paris noch einmal den Versuch, das Departement den Feinden zu entreißen. Während aber die dazu bestimmte Division bereits im Spätherbste fertig stand, verzögerten die schlechten Marineverhältnisse die Expedition bis in den Februar des nächsten Jahres, und wenn Napoleon in einem Briefe die bevorstehende Eroberung als bloßen „militärischen Spaziergang“ darstellte, so blieb der Erfolg weit hinter dieser Annahme zurück. Denn als im März 1795 endlich die französische Flotte auslief, um die korsischen Gewässer von englischen Fahrzeugen zu säubern, kam es zwischen dem Capo Corso und Livorno zu einer Schlacht, welche durchaus zu Ungunsten der Franzosen endigte. Zwei ihrer Schiffe fielen den Gegnern in die Hände, der Rest mußte sich in den Golf von St. Juan zurückziehen. Nach dieser Schlappe stand man von der Expedition gänzlich ab; die bereits eingeschifften Truppen wurden wieder ans Land gesetzt und der italienischen Armee zugeteilt; Korsika blieb fürs Erste verloren. Napoleon aber war neuerdings ohne Kommando. Da traf ihn unversehens der Befehl, sich zur Westarmee zu begeben. Am 2. Mai 1795

verläßt er Marseille. Am 10. langt er in Paris an. Er hat nicht die Absicht, diese Stadt so bald wieder zu verlassen.

Nach dem 21. Juli (9. Thermidor) des Jahres 1794 waren die ruhigeren und besonneren Elemente der Pariser Bevölkerung wie aus einer dumpfen Ohnmacht zu neuem Leben erwacht. Als ob mit dem Tode des einen Mannes aller Schrecken ein Ende hätte, traten sie jetzt furchtlos mit ihrer Meinung und ihren Forderungen hervor. In Zeitungen und Flugschriften, die sich nun der Fessel jeder Censur ledig fühlten, und in den öffentlichen Lokalen der Hauptstadt gelangte der Abscheu gegen die Jakobiner zu rückhaltslosem Ausdruck. Erst jetzt übersah man die Zahl ihrer Opfer. Nur wenige Familien hatten nicht unter dem eisernen Druck zu leiden gehabt; viele hatten einzelne Mitglieder, viele ihr Vermögen an den Terrorismus der Massen verloren. Mit der Eröffnung der Gefängnisse brachte jeder neue Tag neue schreckliche Enthüllungen und mehrte den Zorn der Geschädigten. Im Konvente selbst, wo sich die einzelnen Parteien der „Montagnards" zum Sturze des Diktators verschworen hatten, trat eine derselben, die früheren Anhänger Dantons, von den Jakobinern zurück. Thermidorianer nannten sie sich, da sie das Verdienst der Entscheidung an jenem Tage für sich in Anspruch nahmen. Ihre Führer, Merlin und Tallien, Fréron und Barras suchten mit den gemäßigten Elementen des Centrums Fühlung und Zusammenschluß gegenüber der äußersten Linken. Die geächteten Girondins wurden in den Konvent zurückberufen, und die willigsten Werkzeuge des überwundenen Regimes büßten, nach einem mißlungenen Versuch des Widerstandes, auf dem Schafott. In diesen Tagen nun traf Napoleon in der Hauptstadt ein. Das war wohl kaum der günstigste Augenblick des Hervortretens für einen Mann, der erst vor kurzem als Teilnehmer an den Plänen des tief gehaßten Tyrannen unter peinlicher Anklage gestanden hatte. Er selbst mochte sich den Wechsel der Dinge kaum so radikal gedacht haben. Für seine äußeren Verhältnisse war derselbe überaus ungünstig. Schon jener Auftrag, sich zur Westarmee

zu begeben und unter dem gleichalterigen Hoche als einfacher Brigadegeneral zu dienen, war seinem maßlosen Ehrgeize unerträglich, und dies in einem Kriege gegen Bauern und regelloses Militär, in welchem seiner Kunst wenig Auszeichnung winkte. Er war entschlossen, dem Befehle nicht zu gehorchen, und sann vor allem darauf, Zeit zu gewinnen und den Ausgang eines neuen Anschlags der Jakobiner abzuwarten. Denn noch gehörte er zu ihnen. Aber auch diese neue Unternehmung gegen den Konvent, die That des ersten Prairial (20. Mai 1795) endete mit der Niederlage der Aufständischen und machte die Situation Bonapartes noch schwieriger. Er wurde als Supernumerär der Artillerie zur Infanterie versetzt und erhielt gemessenen Befehl, endlich nach dem Westen abzugehen. Wenn er sich jetzt noch, unter den neuen Verhältnissen, erhalten will, muß er sich von den Radikalen völlig lossagen, und mit den Thermidorianern Fühlung zu gewinnen suchen. Er unternimmt es, und das Unternehmen gelingt. Das Glück hat ihn niemals ganz verlassen. Denn war es nicht eine glückliche Fügung, daß gerade die Führer dieser jetzt maßgebenden Partei damals vor Toulon als Konventskommissäre jenem Kriegsrat angewohnt hatten, der die Vorschläge des jungen Artilleriekapitäns annahm: Fréron und Barras? In ihren Augen konnte doch Bonaparte, der dazumal einer Regierung gedient hatte, welcher sie selbst Geltung zu verschaffen trachteten, kein Tadel treffen. Sie nahmen ihn denn auch jetzt bei sich auf und liehen ihm ihre Unterstützung.

Was ihnen Napoleon vortrug, war im wesentlichen sein Projekt eines Offensivkrieges, wie er es im Vorjahre Robespierre mitgeteilt hatte; nur mit einem Unterschiede, den die allgemeinen politischen Verhältnisse begründeten. Preußen war aus der Reihe der Feinde Frankreichs geschieden und hatte am 5. April 1795 seinen Separatfrieden mit Frankreich gemacht. Mit Spanien war man in Unterhandlungen eingetreten, die bald ebenfalls zum Frieden führen sollten. Blieb auf dem Festlande

nur noch Österreich als hauptsächlichster Feind übrig, der allerdings Anstalten traf, den Krieg mit allen Kräften fortzusetzen. Diese Veränderung in den äußeren Verhältnissen modifizierte den Kriegsplan des jungen Generals. Im Vorjahre hatte er von einem offensiven Unternehmen der italienischen Armee und von einem Zusammenwirken derselben mit der in Deutschland operierenden gesprochen, wobei er das Schwergewicht der Aktion auf den deutschen Schauplatz verlegte. Jetzt, wo durch den Austritt Preußens die Widerstandskräfte auf deutscher Seite geringer geworden waren, schlägt er vor, den entscheidenden Schlag gegen Österreich in Italien zu führen. Zu diesem Zwecke sollten die Machtmittel der italienischen Armee wesentlich vermehrt werden, was durch das Heranziehen des im Frieden mit Spanien freiwerdenden Truppenkorps leicht möglich wäre. Diese verstärkte Armee würde von der Riviera aus, die man bis Vado völlig gewinnen müßte, über das Gebirge nach Piemont vordringen und den König von Sardinien, der ohnehin den Frieden wünsche, von Österreich trennen und auf die französische Seite herüberziehen. Einmal in der Ebene, werde der Krieg den Krieg ernähren. Beginne man die Kampagne im günstigsten Zeitpunkte, dem Februar, so könne im Frühling Mantua erobert und am Ende des ersten Feldzugs die Armee bis Trient vorgeschoben sein. In einem zweiten würde sie, mit der Rheinarmee vereinigt, im Herzen Österreichs den Frieden diktieren.

Das war der kühne Plan, den er ein Jahr später mit unerhörtem Geschick zur Ausführung bringen und damit seinen Ruhm und seine Macht begründen sollte. Derselbe setzte ein Terrain voraus, welches er in den letzten Jahren genau studiert hatte, einen Gegner, der ihm nicht mehr unbekannt war — und nun sollte er sich von Beiden entfernen, um in der Vendée eine untergeordnete Rolle zu spielen, während vielleicht ein Anderer seine eigenen Pläne in Italien zur Ausführung brachte? Das vermochte er nicht über sich. Kaum war der konservative Aubry, der ihn zur Infanterie versetzt hatte, aus dem Wohlfahrtsaus-

schuß geschieden, so wagte er sogar, gestützt auf die Protektion seiner Freunde, einen energischen Protest gegen jene Verfügung. „Der General Buonaparte", heißt es darin, „welcher die Artillerie unter sehr bedenklichen Umständen kommandiert und zu den hervorragendsten Erfolgen beigetragen hat, erwartet von der Gerechtigkeit der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, denen die militärischen Dinge obliegen, daß sie ihn in seine Funktionen wieder einsetzen und ihm den Schmerz ersparen, seinen Platz von Männern eingenommen zu sehen, die sich stets abseits gehalten haben, unseren Siegen fremd und der Armee unbekannt geblieben sind, und die heute hervortreten um die Früchte der Siege an sich zu reißen, deren Gefahren sie zu meiden wußten." Auf diese Beschwerde erwartete er sich um so gewisser eine günstige Antwort, als der Nachfolger Aubry's, Doulcet Pontécoulant, sein Kriegsprogramm angenommen und den Befehlshabern der italienischen Armee zur Begutachtung übersendet hatte. Er wurde provisorisch der Kommission für Armeedirektion und Kriegspläne zugeteilt und ist voll freudiger Zuversicht. Dieselbe Hoffnung, die ihm durch den jähen Sturz Robespierre's entrissen worden war, winkt ihm von neuem. „Man hat", schrieb er jetzt, „meine Offensivpläne genehmigt; wir werden bald ernsthafte Dinge in der Lombardei erleben." Und am 8. September 1795 an Joseph: „Ich sehe nur Angenehmes in der Zukunft, und wenn es auch anders sein sollte, so muß man eben von der Gegenwart leben. Der Mutige verachtet die Zukunft."

Es kam „anders", und sein Mut hatte bald eine neue harte Probe zu bestehen. Es war ihm nun einmal beschieden, sich seinen Weg durch einen unaufhörlicher Wechsel von Glück und Mißgeschick zu bahnen. Doulcet Pontécoulant verließ, dem gesetzlichen Turnus entsprechend, seinen Posten im Wohlfahrtsausschusse noch bevor der Protest des jungen Generals erledigt war. Damit ging Diesem der stärkste Rückhalt verloren. An persönlichen Gegnern fehlte es ihm auch nicht. Und als es zur

Entscheidung kam, ward seine Beschwerde von der Kriegsverwaltung verworfen, er selbst wegen ungehorsamer Weigerung, sich zur Armee zu begeben, aus der Liste der französischen Generale neuerdings gestrichen (Dekret vom 15. September 1795.)

Da war er nun wieder aus allen Himmeln seiner Hoffnungen gefallen. Ohne Stellung in einer Zeit, welche mit ihrer Unsicherheit schon Tausende von Existenzen erbarmungslos vernichtet hatte; ohne Geld, da er, wie Marmont erzählt, „das bischen Assignaten, welches er von der Armee zurückgebracht“ gar bald in unglücklichen Spekulationen eingebüßt; ohne Einkommen in einer Kreditkrise, welche Ende Juli 1795 die Papierwertzeichen zum Vierzigfachen der Valuta emporgeschraubt hatte; unfähig selbst, seinen Angehörigen zu helfen, die durch die veränderten politischen Verhältnisse neuerdings in Not gekommen waren: er hatte sich getäuscht, man kann nicht immer „von der Gegenwart leben.“ Und was seine Lage noch düsterer erscheinen ließ, war, daß auch die nächste Zukunft eine neue große Gefahr barg. Die Royalisten und die Liberalen von 89 und 91 bedrohten den verhaßten Konvent, in welchem seine Freunde saßen. Wenn Jene siegten, war er mit Diesen verloren.

Die letzten Aufstände der Jakobiner hatten die Zentrumsparteien des Konvents, die Thermidorianer und die Independenten, mehr — modern gesprochen — nach rechts gedrückt. Die neue Verfassung, welche im Sommer 1795 entworfen wurde, sollte eine gemäßigte Richtung zum Ausdruck bringen und die Rückkehr zu den Zuständen der letzten Jahre für immer unmöglich machen. Vor allen Dingen wurde die Vereinigung von gesetzgebender und regierender Gewalt in den Händen der Nationalvertretung aufgehoben. Die Legislative sollte ihres Amtes in zwei Körperschaften anstatt einer, einem Rate der „Fünfhundert“ und einem Rate der (250) „Alten“, zu walten haben, die Exekutive in den Händen eines Direktoriums von fünf Männern im Alter von mindestens vierzig Jahren liegen. Aus dem Rate der Fünfhundert, sollte in jedem Jahre ein Drittel der Mitglieder ausscheiden

und durch Neuwahlen ersetzt werden. Aus der vollziehenden Regierung, in deren Kompetenz es keineswegs fiel, Gesetzesanträge zu stellen oder Kammerbeschlüssen die Ausführung zu weigern, hatte alljährlich einer der Direktoren auszutreten. Diese Direktoren, denen die Ressortministerien untergeordnet wurden, gingen aus einer von den „Fünfhundert" entworfenen Kandidatenliste durch Wahl der „Alten" hervor und waren mit der Sorge für die auswärtige Politik, die Finanzen, den Krieg, die Justiz und die innere Administration betraut. Die Verfassung gestattete Preßfreiheit, Religions-, Handels- und Gewerbefreiheit, sie schützte Hausrecht und Eigentum, aber sie verbot die Klubs und erlaubte nur politische Vereine ohne öffentliche Sitzungen und ohne Verbindung untereinander; jede Massenpetition, jede Rottierung war untersagt; den Emigranten blieb die Rückkehr in die Heimat, den Jakobinern diejenige in ihren Klub verwehrt.

Das waren die Grundzüge der Verfassung vom Jahre III (1795). Den Wünschen der Jakobiner entsprach sie so wenig wie denen der Royalisten. Die Mäßigung der dominierenden Parteien verführte vielmehr die Letzteren zu dem Glauben, es sei nun ihre Zeit gekommen. Schon war die Rede, die Monarchie wieder an die Stelle des Freistaates zu setzen und Ludwig, den Sohn Ludwig XVI., als siebzehnten seines Namens zum konstitutionellen Monarchen zu erheben, als der Knabe, durch die elende Behandlung während der letzten Jahre körperlich zerrüttet, starb. Allsogleich wandten sich die Parteigänger der Bourbons Ludwig XVIII., dem emigrierten Bruder des letzten Königs zu, der von Verona aus Frankreich mit seinen ungeschickten Agenten überschwemmte. Die Agitation war von Ausschreitungen der Royalisten in den Provinzen begleitet, die nur wenig hinter den Greueln der Schreckenszeit zurückblieben. In der Vendée loderte der kaum von Hoche gedämpfte Bürgerkrieg von neuem auf. Selbst in Paris rüstete die royalistisch oder doch gemäßigt gesinnte Bourgeoisie gegen den Konvent. Auf das Parlament machten diese Vorgänge tiefen Eindruck. Die republikanischen Elemente desselben, die mit ihrer Macht auch

ihre Existenz gefährdet sahen, schlossen sich zusammen und dekretierten, daß der neue gesetzgebende Körper der „Fünfhundert“ zu zwei Dritteln aus den Mitgliedern des Konvents entnommen und nur der Rest in freier Wahl erwählt werden solle. Über dieses Übergangsdekret sowohl als über die Verfassung sollte das Volk von Frankreich abstimmen. Indem sie sich auf solche Weise die Majorität auch in der neuen konstitutionellen Nationalvertretung vorbehielten, glaubten sie den Bestand der neuen Ordnung selbst am besten gesichert und der Rückkehr des alten monarchischen Regimes vorgebeugt zu haben. Um überdies den voraussichtlichen Angriffen der Pariser Bürgerschaft zu begegnen, verbanden sich die Thermidorianer wieder mit den jakobinischen Abgeordneten, zogen einige Tausend Mann Linientruppen nach der Hauptstadt und errichteten ein „Patriotenbataillon“ aus jenen banditenhaften Elementen, auf deren Piken seinerzeit der Schrecken seinen Thron erbaut hatte.

Diese letztere Vorkehrung vermehrte den Zorn der anticonventionellen Pariser ins Maßlose. Sie nahmen zwar die Verfassung an, verwarfen aber jenes Einführungsdekret, und als dann der Konvent am 23. September dennoch die neue Konstitution mit den Übergangsbestimmungen als Gesetz promulgierte, erhoben sich die Bürger in vierundvierzig von achtundvierzig Sektionen, sammelten an dreißigtausend Mann Nationalgarden und widerstanden am 4. Oktober siegreich dem Kommandanten der Konventstruppen, General Menou, der deshalb des Verrats beschuldigt und abgesetzt wurde. Die Lage der Nationalvertretung war überaus kritisch. Kaum sechs bis acht Tausend Mann Bewaffneter hatte man den Bürgergarden entgegenzustellen und gar keine Geschütze. Der Konvent erklärte sich in Permanenz und wählte aus den Regierungskommissionen ein Komitee von fünf Mitgliedern zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Barras war unter ihnen, der als ehemaliger Marine-Offizier den militärischen Teil der Aufgabe übernahm. Dieser Mann besaß zwar den Mut, aber nicht die Umsicht, welche der Augenblick erforderte, und scheute

vor außerordentlichen Anstrengungen zurück, denen er seine Fähigkeiten nicht gewachsen fühlte. Zu seiner Unterstützung rief er noch am selben Tage den befreundeten Bonaparte an seine Seite und überlegte mit ihm die Aufgabe, die Nationalvertretung gegen einen Sturm zu schützen, der für den folgenden Tag in Aussicht genommen war. Als Barras dann am Schluß einer stürmischen Nachtsitzung vom 4. auf den 5. Oktober zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern erwählt wurde, ließ er sich vom Komitee Napoleon als général en second beigeben und demselben mit aller Vollmacht die Verteidigung des Konvents übertragen.

Napoleon selbst erzählte über diese enscheidende Epoche seines Lebens später einmal Folgendes der Frau von Rémusat: „Eines Abends befand ich mich im Theater, es war der 12. Vendémiaire (4. Oktober 1795). Ich hörte sagen, daß man für den nächsten Tag einen „Zug" erwarte. Sie wissen, daß dies die gewöhnliche Bezeichnung der Pariser für die verschiedenen Umwandlungen in der Regierung war, die sie mit Gleichmut mit ansahen, seitdem dieselben nicht mehr ihre Geschäfte, ihre Vergnügungen, ja nicht einmal ihre Mahlzeiten störten. Nach der Schreckenszeit war man ja mit Allem zufrieden, was leben ließ. Man erzählte vor mir, daß die Nationalvertretung in Permanenz sei; ich eilte dahin; ich sah nur Verwirrung und Zaghaftigkeit. Aus der Tiefe des Saales erhob sich eine Stimme, die plötzlich rief: „Wenn jemand die Adresse des Generals Bonaparte weiß, so ist er gebeten, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, man erwarte ihn im Komitee." Ich habe es immer geliebt, den Zufall zu würdigen, der sich in gewisse Ereignisse mischt; dieser hier bestimmte mich; ich ging zum Komitee. Dort traf ich mehrere Deputierte ganz verstört, unter Anderen Cambacérès.*) Sie erwarteten einen Sturm für den kommenden Tag und konnten

*) Dieser war einer der Führer der Gemäßigten, welche Napoleons Genie zu schätzen wußten; Cambacérès hatte ihn an Doulcet empfohlen.

zu keinem Beschluß gelangen. Man fragte mich um Rat; ich antwortete mit dem Verlangen nach Kanonen. Dieser Vorschlag entsetzte sie. Die Nacht verging ohne daß etwas entschieden wurde. Des Morgens kamen sehr schlechte Nachrichten. Da betraute man mich mit der ganzen Sache. Und doch wurde sogleich wieder überlegt, ob man wohl auch das Recht habe, Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen. „Erwartet ihr vielleicht", sagte ich ihnen, „daß das Volk euch die Erlaubnis geben soll, auf das Volk zu schießen? Ich bin nun kompromittiert, da Ihr mich ernannt habt; es ist nur gerecht mich gewähren zu lassen." Leider sind wir gegenüber Berichten Napoleons über Ereignisse aus seinem Leben zum größten Mißtrauen genötigt. Er hat es mit der Wahrheit nur selten sehr genau genommen, und namentlich dort nicht, wo es ihm galt, sein offenbares Strebertum hinter der Rolle des Unbefangenen und Uneigennützigen zu verbergen. Wer wird es dem Intimen der Barras und Tallien glauben, daß er erst in der entscheidenden Nacht als harmloser Theaterbesucher Kenntnis von der Permanenz der Kammer erhalten habe? Niemand. Auch wenn wir gar nichts von einem Billet wüßten, welches Napoleon schon für den Morgen des 4. Oktober zu Barras beschieden hatte. Nicht selten begegnen wir in dem Leben dieses Ehrsüchtigen der Absicht, seine entscheidenden Maßnahmen als das Werk des letzten Moments und einer möglichst raschen Inspiration seines Genies auszugeben. Auch jetzt will er glauben machen, daß er die wirklich genialen Anordnungen zur Rettung des Konvents erst in den Morgenstunden des 5. überlegt und ins Werk gesetzt habe. Wir werden aber nicht irren, wenn wir annehmen, daß Alles schon tagsüber sehr reiflich erwogen und im Wesentlichen vorbereitet war, als die Deputierten Napoleon „gewähren ließen".

Daß er auf energische Vorkehrungen drang, ist nur natürlich. Sein Schicksal hing ja an dem des Konvents. Als guter Artillerist kannte er die Gewalt seiner Waffe. Die Nationalgarden besaßen keine Kanonen. Alles kam darauf an, einen außer-

halb der Stadt lagernden Artilleriepark nach den Tuilerien zu schaffen. Ein Reiteroffizier, Murat, der spätere Schwager Napoleons, bringt ihn herbei. Als dann in den Nachmittagstunden des 5. Oktober (13. Vendémiaire) die Bürgergarden heranrückten, waren die Tuilerien, wo der Konvent tagte, bereits mit Geschützen garniert, hinter denen der kommandierende General Fußvolk und Reiterei postiert hatte. Angesichts der Übermacht der Sektionen, schwankten die Abgeordneten und waren zum Unterhandeln geneigt. Da fiel ein Schuß, der das Signal zum Kampfe gab. Man wird kaum je entscheiden können, ob dieser Schuß von Seiten der Angreifer oder der Verteidiger, vielleicht gar auf Napoleons geheime Anordnung, erfolgte. Die Polizeirapporte über die Vorgänge an diesem Tage fehlen in den Pariser Archiven. Thatsache aber ist, daß jetzt das Seineufer sofort durch Kartätschensalven gereinigt, die feste Position der Gegner vor der Kirche St. Roch genommen, die Straße St. Honoré mit Erfolg von Kanonen bestrichen und die Garden noch in der Nacht des 5. Oktober bis in die entlegensten Quartiere zurückgedrängt wurden, wo sie am folgenden Tage durch einzelne Detachements der Linie leicht überwältigt wurden.

Napoleon hatte den Konvent gerettet, und der Konvent erwies sich dankbar. In der Sitzung vom 10. Oktober bestätigte er auf Frérons und Barras' Antrag seine Ernennung zum Sekonde-Kommandanten der Armee des Innern. Aber Napoleon begnügte sich damit nicht. Er wußte das heiße Eisen zu schmieden. Zunächst betrieb er seine Zuteilung zur Artillerie, dann — in einem Gesuche vom 16. Oktober — erbat er für sich das Patent eines Divisionsgenerals, und am 26. desselben Monats wurde er an Barras' Stelle, der am Schlusse der Konventssession in die neue Regierung eintrat, zum Oberkommandanten der Armee des Innern ernannt.

Vor wenigen Wochen noch ohne Stellung und mit recht zweifelhaften Aussichten, Supplikant um eine Mission nach Konstantinopel, ist er jetzt zu einem hohen militärischem Posten in

Frankreich emporgelangt. Er hatte Recht gehabt, am Tage nach dem 13. Vendémiaire an Joseph zu schreiben: „Das Glück ist mit mir.“ Wenn es wahr ist, daß das Schicksal Menschen zu Fatalisten zu erziehen vermag, so hat es mit seiner jäh wechselnden Gunst in Napoleon einen Mann herangebildet, der fortan fest auf seinen Stern vertrauend durchs Leben schritt. „Au destin“ hieß jetzt sein Wahlspruch, den er der Lebensgefährtin, die er sich erkor, in den Brautring schrieb. Aber dieses Vertrauen auf sein Geschick war nicht blind. Wo immer es ins Schwanken geraten mochte, hatte er gelernt, seine eigene rücksichtslose Kraft, sein reiches Talent und — das Erbteil seiner Nation — seinen verschlagenen Scharfsinn voll und ganz hinzu zu setzen. Das Glück beherrschte ihn nicht; er verstand es zu meistern. Gewiß, die Wege waren — wenn man sie bloß vom Standpunkte des Sittenrichters betrachten will — nicht immer die geradesten, auf denen er ruhelos der Macht zustrebte, gewiß, die Mittel die er anwandte, um an sein Ziel zu gelangen, waren mitunter recht zweideutig und verwerflich, und hätte die Geschichtsschreibung nur darüber ihr Urteil zu sprechen, wie dergleichen expansive Individualitäten zur Gewalt über Andere gelangen, sie fände für das Gebaren dieses Mannes nicht harter Worte genug. Aber die weitaus wichtigere Frage bleibt doch immer: wie wurde die erlangte Macht genützt und verwertet? Und erst in der Antwort hierauf liegt auch das Maß für die geschichtliche Bedeutung Napoleon Bonapartes.

Viertes Kapitel.

Josephine.

Der Sturz Robespierres und seiner Gehilfen hatte nicht allein einen politischen Umschwung herbeigeführt. Die Wendung war zugleich auch eine eminent soziale. Es handelte sich nicht

nur um die Ablösung der gesetzgebenden Parteien in der Herrschaft. Die bisher vom Schreck gelähmte Bevölkerung selbst trat hervor, heischte und eroberte die langentbehrte Freiheit der Bewegung. Alles freute sich des geretteten Daseins und brachte seine Freude schrankenlos zum Ausdruck. Die Theater füllten sich wieder, und unter beispiellosem Beifall geißelten dichterische Enthusiasten des Friedens und der Ordnung das überwundene Regiment grausamer Willkür. Aus der ängstlichen Zurückgezogenheit in Haus und Stube eilten die Erlösten auf die Straße hinaus, und auf den Plätzen, wo bisher die Guillotine ihr düsteres Geschäft geübt, traten Tausende vergnügter Paare zum wirbelnden Tanze an. In den Salons der Vornehmen fand sich eine gemischte Gesellschaft von Emporkömmlingen beiderlei Geschlechts zusammen, die den guten Ton des „ancien régime“ affektierte. Überall herrschte Lust und Jubel, Galanterie und Leichtsinn, Korruption und unverhüllte Genußsucht. Das eiserne System des Schreckens hatte auch die Frauen um ihren herrschenden Einfluß auf das andere Geschlecht gebracht. Jetzt, nach dessen Sturz, schwangen sie von neuem das Szepter, welches ihre Reize ihnen in die Hand drückten. Als ob es gälte, die verlorenen Jahre ihrer Macht zurückzugewinnen, boten sie nun alle Künste verführerischer Schönheit, verräterischer Kleidung, leichtfertig animierter Konversation auf, die Männer zu fesseln. Wer Geist besaß, wie Frau von Staël, legte auch diesen in die Wagschale. Die anderen weiblichen Größen der neuen Gesellschaft, Frau Tallien, die schöne Récamier, die Beauharnais, Hamelin u. a. bildeten den geselligen Mittelpunkt der Kreise, die sich um die Sieger vom Thermidor gruppierten. Barras, der Held des Tages, war zugleich der umbuhlte Heros dieser Frauenclique, ohne gerade der einzige Gegenstand ihrer Neigung zu sein.

Den Reizen dieses zu leichtsinniger Lust erwachten Lebens konnten sich auch die eckigsten Sonderlinge nicht entziehen. Zu diesen gehörte der junge General Bonaparte, der Verfasser des

„Dialogs über die Liebe", der Verächter ihrer Allgewalt. Wir wissen, daß die Rücksicht auf seine Karriere auch ihn bei Barras und Tallien eingeführt hatte. Freilich als besonders liebenswürdiger Gesellschafter brachte er sich hier nicht zur Geltung. Nachlässig und vernachlässigt in seinem Äußern, keineswegs von anziehenden Mienen und Manieren, fiel er nur durch sein sonderbares Wesen auf. Die Frau seines Freundes Bourrienne erzählt von ihm, er sei schlecht gekleidet und wenig gepflegt gewesen, sein Charakter kalt und finster, sein Lächeln gemacht und oft übel angebracht. Er habe es allerdings verstanden, Anekdoten aus den Feldzügen mit unwiderstehlichem Reiz, wenn auch nicht ohne Cynismus, zu erzählen, dagegen nicht selten eine rohe Heiterkeit geäußert, die wehethat und abstieß. Im Theater habe er oft mitten unter den Lachenden kühl und ohne eine Miene zu verziehen dasitzen können, oder düster und schmollend vor sich hinbrütend, als ob, was um ihn her vorging, ihn selbst keineswegs berührte. Und doch wissen wir von ihm selbst, daß auch auf ihn die ungebundene Geselligkeit dieses neuen Lebens, umgeben von Pracht und Schönheit, einen tiefen Eindruck gemacht hat. Seine Briefe zeugen dafür. „Der Luxus, das Vergnügen, die Künste, nehmen hier in erstaunlicher Weise zu", schreibt er im Juli 1795 aus Paris an seinen Bruder Joseph. „Die Equipagen, die Stutzer erscheinen wieder und erinnern sich nur wie nach einem langen Traume, daß sie je einmal zu glänzen aufgehört. Alles ist hierzulande aufgehäuft, was zerstreuen und das Leben angenehm machen kann. Man reißt sich von trüben Betrachtungen los, und wo könnte man auch schwarz sehen in diesem Aufwand an Geist und diesem lebhaften Treiben? Die Frauen sind überall, im Theater, auf den Promenaden, in den Bibliotheken. In der Studierstube des Gelehrten sieht man die hübschesten Persönchen. Hier allein, von allen Orten der Erde, verdienen sie das Steuer zu führen. Die Männer sind auch ganz vernarrt in sie, denken nur an sie und leben nur für sie. Eine Frau braucht lediglich sechs Monate in Paris gewesen zu sein, um zu erkennen

was ihr gebührt und wie groß das Gebiet ihrer Herrschaft ist." Einige Zeit später: „Dieses große Volk überläßt sich ganz dem Vergnügen; Bälle, Schauspiele und die Weiber, welche hier die schönsten sind von der Welt, bilden die Hauptsache." Am 9. September: „Man lebt hier gut und voll Lust, man könnte sagen, jeder suche sich für die vergangene Zeit des Leidens schadlos zu halten, und die Unsicherheit der Zukunft läßt zur Stunde keine Sparsamkeit im Vergnügen aufkommen. Lebwohl mein Freund, sei ganz getrost über das Künftige, zufrieden mit der Gegenwart, sei froh und lerne dich vergnügen."

Welche Wandlung in dieser solitären Natur! Er, der bisher, meist auf sich zurückgezogen, der Geselligkeit keinen Reiz abgewinnen konnte, war jetzt ihr Gefangener. Und mehr noch: auch ihn zwang das zur Herrschaft gelangte weibliche Element in seinen Heerbann; er dachte allen Ernstes daran sich ein Hauswesen zu gründen, ein Weib zu nehmen. Es war die Zeit, da er im Centralkomitee arbeitete, voll Hoffnung und Aussichten in die Zukunft. Bruder Joseph hatte schon ein Jahr zuvor die Tochter Julie des reichen Marseiller Seidenhändlers Clary geheiratet; Napoleon faßte deren Schwester Desirée ins Auge. Jener sollte die Angelegenheit vermitteln, denn er hätte nun einmal die tolle Idee, ein eigen Heim zu besitzen. Das Absetzungsdekret vom 15. September machte diesem Plane fürs Erste ein Ende, und der Erfolg des 13. Vendémiaire lenkte die Blicke des Brautwerbers nach anderer Richtung.*) Warum sollte er jetzt, in seiner Stellung, nicht unter den glänzenden Frauen wählen, die in der Hauptstadt den Ton angaben und Einfluß und Geltung besaßen? Da war z. B. die Witwe Permon, von uraltem Geschlecht, auf Korsika bekannt, schon seinem Vater befreundet, weit älter allerdings als er, aber reich und

*) Desirée heiratete nach drei Jahren den General Bernadotte und gelangte nach weiteren zwanzig Jahren, als die Gemahlin Karls XIV., auf den schwedischen Thron.

angesehen. Wir erfahren, daß Napoleon sich ihr genähert und — einen Korb erhalten hat. Bald nachher ward er von wirklicher Leidenschaft für eine zweite Frau ergriffen, von einer wahren, echten Leidenschaft, so weit sie seine Seele nur immer zu empfinden vermochte. Der Gegenstand derselben war die Marquise Josephine, Witwe des Generals von Beauharnais.

Josephine war als die älteste von drei Töchtern Joseph Kaspar Taschers de la Pagerie am 23. Juni 1763 auf der Insel Martinique geboren worden, wo der Vater, ehedem Kapitän bei den königlichen Dragonern, seine Güter bewirtschaftete. Die Familie stammte aus Chateauneuf im Thimerais (Mittel-Frankreich). In Paris, bei Port-Royal erzogen, wurde Josephine im Jahre 1779 mit dem jungen Vicomte Franz von Beauharnais vermählt, dem Sohne des ehemahligen Gouverneurs von Martinique, welcher der Familie Tascher seit lange bekannt und befreundet war. Die erste Frucht dieser Ehe war ein Sohn, Eugène (geb. 3. September 1781). Die Verbindung aber blieb keine glückliche. Beauharnais ging im nächsten Jahre schon nach den Antillen, um gegen die Engländer zu fechten, verliebte sich dort in eine Kreolin und betrieb seine Scheidung von seiner Gattin. Unterdessen gebar diese 1783, eine Tochter, die „Königin Hortense“ der Geschichte. Als die Revolution ausbrach, wurde Beauharnais, der wieder heimgekehrt war, Deputierter des ersten Standes und gehörte mit einzelnen anderen Standesgenossen zu den entschiedensten Wortführern der neuen Verfassung; in der berühmten Nacht des 4. August 1789 hat er besonders eifrig gegen das alte Régime Partei genommen. Er emigrierte auch nicht, sondern blieb Offizier, als die Republik die Monarchie ablöste, wurde General und bekam ein selbständiges Kommando bei der Rheinarmee. Erst nach der Wiedereroberung von Mainz durch die Preußen, 1793, nahm er seinen Abschied. Während der Schreckenszeit ward er als Aristokrat, schuldlos wie viele andere, des Vaterlandsverrats angeklagt und — vier Tage vor dem Sturze Robespierres — hingerichtet.

Auch Josephine, die sich während der Revolution, als ihr Gemahl in der Nationalversammlung eine Rolle spielte, wieder mit demselben vereinigt hatte, war eingekerkert und nur durch ihrer Schicksalsgenossin, Frau von Fontenay-Cabarrus, der Geliebten Talliens, und durch des Letzteren Bemühung aus dem Gefängnisse befreit worden. Für ihren Gatten hatte sie seit Jahren nicht mehr Sympathie genug empfunden, um ihn jetzt lange zu betrauern. Dem frohgemuten Treiben, welches sich in den Salons der „nouvelles couches“ von 1795 vor ihr aufthat, den Rücken zu kehren, war ihr bewegliches, schwaches und genußfrohes Naturell nicht angethan. Sie schloß sich vielmehr enge an die Cabarrus an und gehörte bald zu den bekanntesten Erscheinungen der Pariser Gesellschaft und zu den Intimen Barras'. Über ihr Verhältnis zu diesem werden erst seine Memoiren, wenn sie einmal zur Veröffentlichung gelangen, Aufschluß geben. Für eine spröde Schönheit hat sie damals nicht gegolten. Was ihr Äußeres angeht, so sind alle Zeugnisse darin einig, daß ihr Wesen von bestechender Anmut war. Selbst Napoleons Bruder Lucian, der ihr nicht sonderlich gewogen ist, muß das zugeben. Er entwirft in seinen Denkwürdigkeiten folgendes Bild von ihr: „Inmitten dieses zahlreichen Kreises hübscher Frauen, die allgemein für galant galten, hatte die Exmarquise von Beauharnais nichts von dem, was man Schönheit nennen könnte, aber doch gewisse kreolische Anklänge in den geschmeidigen Bewegungen ihrer kaum mittelgroßen Gestalt, ein Gesicht ohne natürliche Frische, dem aber die Kunstgriffe der Toilette beim Glanz der Kronleuchter zu Hilfe kamen, kurz, ihre Person war nicht ohne einige Reste der anziehenden Anmut ihrer Jugend.“ Gerechter wird ihr Arnault in seinen „Erinnerungen eines Sechzigjährigen“: „Die Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung, die Gutmütigkeit ihres Charakters, das Wohlwollen, das ihren Blick beseelte und nicht nur in ihren Reden, sondern auch im Ton ihrer Stimme zum Ausdruck kam, eine gewisse Indolenz, die den Kreolen eignet, und die sich in ihrer Haltung, ihren Bewegungen verriet und sie selbst dann nicht

verließ, wenn sie sich beeilte gefällig zu sein, all das verlieh ihrem Wesen einen Reiz, welcher die blendende Schönheit ihrer beiden Rivalinnen (der Récamier und der Tallien) aufwog“. Am besten zeichnet sie wohl Frau von Rémusat, die sie seit 1793 kannte: „Ohne gerade hübsch zu sein, hatte ihre ganze Person doch einen besondern Reiz. In ihren Zügen war Feinheit und Harmonie, ihr Blick war sanft, ihr sehr kleiner Mund wußte schadhafte Zähne geschickt zu verbergen, ihre etwas bräunliche Gesichtsfarbe milderte sich unter der roten und weißen Schminke, die sie mit Talent verwendete, ihr Wuchs war tadellos, all ihre Gliedmaßen edel und zart, die geringste ihrer Bewegungen leicht und elegant. Sie war keine Frau von allzuviel Geist. Sie war Kreolin, sehr koquett und ihre Bildung recht vernachlässigt. Aber sie wußte, was ihr abging, und kompromittierte nicht ihre Konversation. Sie besaß einen feinen Takt und verstand es gut, den Leuten angenehme Dinge zu sagen. Leider fehlte es ihr an Ernst der Empfindung und wahrer Seelengröße.“

Eine warme Herzensneigung zu dem jungen General Bonaparte hat sie jenerzeit nicht gefaßt. Napoleon war auch nichts weniger als ein schöner Mann. Die kleine Gestalt, kaum über fünf Fuß hoch, mit dem stark entwickelten Oberkörper und den im Verhältnis viel zu kurzen Extremitäten, machte gerade keinen unwiderstehlichen Eindruck. Dazu war er damals mager, die eckigen Linien des Gesichtes traten scharf hervor, die gelbe Hautfarbe gab ihm ein kränkliches Aussehen, der Blick zweier von Entschiedenheit und Willenskraft sprühender grauer Augen war frank und gerade, aber nicht ohne Wildheit. Seine nervöse Disposition, die sich schon im Knaben aufs deutlichste verraten hatte, war unter dem Druck der heftigen Gemütsbewegungen in den letzten Jahren, wie sie der stete Glückswechsel in seiner Karriere, die wiederholte Bedrängnis seines maßlosen Ehrgeizes mit sich gebracht, zu völlig krankhafter Entwickelung gediehen. Ein Zeitgenosse erzählt aus jenen Tagen, er habe nur noch drei Stunden geschlafen und

sei entschieden leidend gewesen. Später traten Gesichtsneuralgien, unwillkürliches Zucken des Mundes und der rechten Schulter und mehrfältige Idiosynkrasie hinzu. Man geht wohl nicht irre, wenn man einen Teil seiner krassen Eigensucht, seiner Rücksichtslosigkeit, seiner Reizbarkeit, die keinen Widerspruch ertrug, seines Mißtrauens gegen jedermann und die exaltative Form, die sein Benehmen zuweilen annahm, auf Rechnung dieser gesteigerten Nervosität setzt. Dagegen war die Zuversicht, mit der er auftrat, imponierend für Alle, und unwillkürlich interessierte man sich für den Mann. Auch Josephinen war er dadurch interessant geworden, wenn auch nicht mehr.

Anders der Eindruck, den sie auf ihn hervorbrachte. „Ich war nicht unempfänglich“, hat er später auf St. Helena gesagt, „gegen die Reize der Frauen. Aber bis dahin hatten sie mir nichts angehabt, mein Charakter ließ mich schüchtern werden in ihrer Nähe. Erst Frau von Beauharnais gab mir meine Sicherheit. Sie sprach sich eines Tages, als ich neben ihr zu sitzen kam, mit schmeichelhaften Worten über meine militärischen Talente aus, und dieses Lob berauschte mich. Ich wendete mich fortwährend an sie, folgte ihr überall hin, verliebte mich endlich leidenschaftlich, und unsere Gesellschaft wußte es bereits, als ich noch keineswegs wagte, es ihr zu gestehen. Als die Sache ruchbar wurde, sprach Barras mit mir darüber. Ich hatte keinen Grund zu leugnen. In diesem Falle, sagte er, sollten Sie Frau von Beauharnais heiraten. Sie können Ihren Rang und Ihr Talent geltend machen, aber Sie stehen allein, ohne Vermögen und ohne Beziehungen. Sie müssen sich vermählen, das verschafft festen Rückhalt.“

Wem sagte das Barras? Napoleon war der Mann, seine Leidenschaft zu unterdrücken, wenn sie dem Interesse seines Ehrgeizes widersprach. Und wenn er ihr jetzt nachgab, so geschah es, weil er eben in der Verbindung mit der aristokratischen Frau, der einflußreichen Freundin des Direktoriums, zugleich seine soziale Stellung befestigt und den Vorteil seiner Karriere ge-

wahrt sah. Er fühlte sich gehoben durch diese Ehe, die es ihm ermöglichte, aus seinem Plebejertum heraus eine höhere Stufe in der gesellschaftlichen Rangordnung zu ersteigen und seine Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen. Eine gewisse Empfänglichkeit für adeliges Wesen, gegenüber den rohen Instinkten der Menge, hatte er auch in den Tagen seines Jakobinismus nicht ganz zu verleugnen vermocht und an den gefälligen Lebensformen der Aristokratie um so mehr Geschmack gefunden, als es ihm selbst an jedem Talente dafür gebrach. Und dazu kam ein Anderes. Barras schätzte die Genialität Napoleons in ihrem vollen Umfange, und sein etwas träges Wesen drängte ihn, sich einen Mann zu verpflichten, dessen Ehrgeiz und Begabung denselben noch einmal an die Macht bringen konnten. Wir erfahren, daß er ihm die Stelle des Kriegsministers verschaffen wollte, aber gegen seine Kollegen damit nicht durchdrang. Jetzt übernimmt er es, Josephine für ihn zu gewinnen. Diese gesteht in einem Briefe an eine Freundin, daß sie Bonaparte nicht eigentlich liebe, daß sie sich aber auch nicht von ihm abgestoßen fühle, vielmehr in einem Zustand der Lauheit befinde, der zur Liebe freilich ebensowenig tauge wie zur Religion. „Ich bewundere — fährt sie fort — den Mut des Generals, den Umfang seiner Kenntnisse in allen Dingen, über die er gleich gut spricht, die Lebendigkeit seines Geistes, der ihn die Gedanken Anderer verstehen lehrt, fast ehe dieselben Ausdruck gefunden haben. Aber ich bin erschreckt, ich gestehe es, von der Gewalt, die er über Alles auszuüben strebt, das ihn umgiebt. Sein prüfender Blick hat etwas unerklärlich Seltsames, das selbst unseren Direktoren imponiert. Endlich, was mir behagen sollte, die Kraft seiner Leidenschaft, die er mir mit einer Energie ausdrückt, welche an ihrer Aufrichtigkeit nicht zweifeln läßt, gerade sie hält meine Zustimmung zurück, die ich zu erteilen schon oft bereit gewesen wäre. Kann ich, deren erste Jugend vorüber ist, hoffen, mir diese stürmische Zärtlichkeit des Generals, die einem Anfall von Wahnwitz gleicht, lange zu bewahren? wird er nicht den Verlust

einer glänzenden Verbindung beklagen? was soll ich dann antworten, was thun?“ Und doch verführte sie wieder die fatalistische Zuversicht, mit welcher Napoleon von seinen Plänen, seiner Zukunft zu ihr redete. Und als vollends verlautete, das Direktorium werde ihm das Oberkommando über die italienische Armee anvertrauen, gab sie ihr Jawort.*)

Am 9. März 1796 fand die bürgerliche Trauung statt. Barras und Tallien fungierten als Zeugen. Der Genius der Wahrheit aber verhüllte sein Antlitz, als die beiden Brautleute dem Beamten des 2. Arrondissements ihre gefälschten Taufscheine vorwiesen. Napoleon wollte am 5. Februar 1768, Josephine, die thatsächlich sechs Jahre älter war als ihr Bräutigam, am 23. Juni 1767 geboren sein — eine kleine Lüge der weiblichen Eitelkeit, auf die Jener bereitwillig einging. Man nahm es damals mit dergleichen Dingen nicht allzu genau, und Napoleon war der Letzte, der Wahrheit ein Opfer zu bringen. Auch Joseph und Lucian haben bei ihren Vermählungen falsche Angaben gemacht. Ein komischer Zufall wollte nun, daß die drei Brüder verschiedene Tage desselben Jahres 1768 als die Daten ihrer Geburt angaben. An sittlicher Tiefe fehlte es eben der ganzen Familie.

Zwei Tage vor der Trauung hatte das Direktorium auf

*) Es ist nicht ohne Interesse, von demselben Manne, der noch vor wenig Jahren so harte Worte für die Liebe fand, einen Liebesbrief in bester Form kennen zu lernen: „Ich erwarte dich und bin erfüllt von Dir, Dein Bildnis und der berauschende gestrige Abend ließen meine Sinne nicht Ruhe finden. Süße, unvergleichliche Josephine, welch seltsamen Eindruck üben Sie auf mein Herz aus! Sind Sie mir böse? seh' ich Sie traurig? sind Sie unruhig? Meine Seele ist zerbrochen vor Schmerz, und Ihr Freund findet keinen Frieden. Aber find' ich ihn denn dann, wenn ich mich dem tiefen Gefühl hingebe, das mich bemeistert, und an Ihren Lippen, an Ihrem Herzen die Flamme aufsauge, die mich verbrennt? Ah! in dieser Nacht bin ich es gewahr geworden, daß Ihr Bildnis nicht Sie selbst sind. Du reisest um Mittag, ich sehe Dich in drei Stunden; bis dahin mio dolce amor, tausend Küsse. Du aber gieb mir keine, sie versengen mir das Blut!“

Carnots Vorschlag Napoleons (vom 2. März datiertes) Ernennungsdekret zum Chefgeneral der italienischen Armee ausgefertigt; am 12. verließ er seine Frau, um seinen Posten aufzusuchen. Wie viel war für ihn erreicht! Ein selbständiges Kommando, und mit ihm die Gelegenheit, der Welt zu zeigen, was er vermochte, und die allgemeine Bewunderung von dem unerbittlich siegreichen Hoche ab und auf sich zu lenken. Gewiß, auch die Stellung als Befehlshaber der Armee des Innern war schon eine hohe und wichtige gewesen. Rasch hatte er einen nicht unbedeutenden Anhang von Leuten gewonnen, die von dem einflußreich gewordenen General manches für ihre eigene Zukunft erhofften. Andererseits aber war er der Bevölkerung von Paris seit dem 13. Vendémiaire verhaßt und überdies vom Neide derjenigen verfolgt, die ihm das rasche Avancement nicht verzeihen konnten und mit systematischer Sorgfalt all seine Schwächen und Mängel, von seinen korsischen Abenteuern und seinem Robespierrismus bis auf seinen fremden Accent und seine unkorrekten Manieren, an den Tag brachten und gegen ihn benützten. Und bei dem verfassungsmäßig bestimmten Wechsel in den höchsten Stellen der Staatsgewalt, wer bürgte ihm dafür, daß hier nicht bald Elemente emporkamen, die ihn einfach beiseite schoben? In Paris, als General der innern Armee, war er immer nur der Mann einer Partei, und die Siege in den Straßen der Hauptstadt sicherten ihm nicht mehr als den Dank einer Fraktion. Im Kampfe gegen das Ausland jedoch, auf einem Kriegsschauplatze, den er selbst als den wichtigsten bezeichnet hatte, war Ruhm und Ehre in den Augen der ganzen Nation zu erwerben, der er sich jetzt durch seine Heirat mit einer Französin aus altem Geschlecht fester verbunden hatte. Das stimmte viel mehr zu den extravaganten Zukunftsplänen, die seine erfindungsreiche Phantasie ausspann und die nicht enge genug gefaßt waren, um mit dem Steigen oder Sinken einer politischen Coterie zu stehen oder zu fallen. Seine Partei war die Macht, und sein Ziel ihr Besitz.

Noch vor der Hochzeit hatte Josephine an ihre Freundin die bemerkenswerten Zeilen geschrieben: „Barras versicherte, daß er, wenn ich den General heirate, demselben das Chefkommando der italienischen Armee verschaffen werde. Als mir gestern Bonaparte von dieser Begünstigung sprach, die schon jetzt, wo sie ihm noch gar nicht zu teil geworden, seine Kameraden murren macht, sagte er: „Glauben die Leute denn, daß ich der Protektion bedarf, um emporzukommen? Sie werden eines Tages nur allzu glücklich sein, wenn ich ihnen die meinige zuwende. Ich habe meinen Degen an der Seite und mit ihm komme ich weit genug!“ Was sagen Sie zu dieser Zuversicht des Gelingens? Ist sie nicht der Beweis eines Selbstvertrauens, wie es nur aus einer maßlosen Eigenliebe entsteht? Ein Brigadegeneral will die Häupter der Regierung protegieren! Ich weiß nicht, und doch läßt mich oft gerade diese lächerliche Sicherheit Alles für möglich halten, was dieser seltsame Mann thun zu wollen mir einredet.“ Ist der Brief echt, so erkannte auch der Instinkt der Frau in dem Gemüte dieses Sonderlings, was ehedem der Scharfsinn seiner Lehrer darin entdeckt hatte: „einen Ehrgeiz, der nach Allem strebt.“ Was Josephinen an Liebe zu ihrem Gatten abging, das ersetzte sie durch den Glauben an ihn, sein Genie, seine Zukunft — und er hat sie nicht getäuscht. Nur scheint sie nicht moralische Stärke genug gehabt zu haben, um nach ihrer Pflicht dem Manne, den sie bewunderte, die Treue zu bewahren. Sie war eine sinnliche Natur, nicht zwar von jener Art, die in aktivster Energie, und wäre es selbst auf die Gefahr, an einem Verbrechen teilzuhaben, ihre Leidenschaft zur Geltung bringt, wie Katharina II., sondern vielmehr passiv, weich und haltlos, auf die Gefahr, selbst zum Opfer zu fallen, wie Maria Stuart. Ihre treue Freundin Rémusat, die all ihren Vorzügen mit Liebe gerecht wird, verschweigt nicht, daß ihr Ruf arg kompromittiert war, bevor sie Napoleon kennen lernte, und wir müssen aus des Letzteren Briefen abnehmen, daß sie ihre galante Gefallsucht gegenüber Männern, die sich ihr

näherten, auch in den ersten Jahren der neuen Ehe nicht aufgegeben hat. Einige Wochen nach der Trennung von der jungen Gattin bittet er sie in einem Schreiben voll verlangender Sehnsucht, ihm nach Italien zu folgen. Sie läßt zwei Monate verstreichen — just bis die Pariser Saison zu Ende war — bevor sie sich dazu entschließt. „Ich bin in Verzweiflung", schrieb Jener damals an Carnot, „meine Frau kommt nicht, sie hat sicher einen Geliebten, der sie in Paris zurückhält; Fluch über alle Weiber." Den Sommer und Herbst, während Napoleon seine unsterblichen Triumphe erringt, bringt sie in Mailand, Bologna, Rom zu. Der Beginn des Winters sieht sie aber schon wieder in der geliebten Hauptstadt an der Seine. Als Bonaparte später, im Frühling 1798, seine Expedition nach Ägypten unternahm, blieb sie in Frankreich zurück, wo ihr Wandel dem entfernten Gatten, der von allen Vorgängen genau, und manchmal wohl auch ungenau, unterrichtet wurde, schwere Sorge verursachte. Von dort her wendete er sich einmal an seinen Bruder Joseph in resignierten Worten: „Ich habe viel häuslichen Kummer, denn der Schleier ist endlich ganz gelüftet. Du allein bleibst mir noch auf Erden. Deine Freundschaft ist mir teuer, und es fehlte nur, daß ich auch sie verlöre und daß auch Du mich betrögest, um vollständig Misanthrop zu werden. Das ist eine traurige Lage, alle Gefühle für eine und dieselbe Person in einem einzigen Herzen beherbergen zu müssen. Du verstehst mich. Sieh zu, daß ich bei meiner Rückkehr ein Landhaus habe, bei Paris oder in Burgund, wohin ich mich zurückziehen und den Winter zubringen kann. Ich bin angewidert von der menschlichen Natur. Ich brauche Einsamkeit und Abschließung, die Größe langweilt mich, mein Empfinden ist verdorrt."

Erst als nach dem Staatsstreiche Napoleon der gewaltige Machthaber Frankreichs geworden war, da — es war auch eben die Zeit gekommen, wo ihre Reize für andere Männer unverfänglich zu werden begannen — hing Josephine sich mit dauerhafter Zärtlichkeit an ihn und konnte vor Eifersucht vergehen,

wenn er — wenn auch nur vorübergehend — sein Herz anderweitig beschäftigte. Lange hat ihn diese ihre Hingebung und der Glaube, daß sie mit seinem Glück zusammenhänge, abgehalten, sich von ihr zu scheiden. Endlich aber trug seine selbstsüchtige Politik auch über dieses letzte Bedenken seines Gemütes den Sieg davon.

Fünftes Kapitel.

Die italienischen Feldzüge und der Friede von Campo Formio.

Es ist schon beiläufig erwähnt worden, daß im Jahre 1795 Preußen und Spanien aus der großen Koalition austraten, die sich zwei Jahre zuvor gegen das revolutionäre Frankreich gebildet hatte. Vor Jenen noch hatte sich Toscana zu einem Sondervertrage mit der großen Republik verstanden, um bei einem Vordringen derselben nach Oberitalien gesichert zu sein, und auch Holland, das im Winter erobert worden war, mußte sich als „batavischer Freistaat" zu unterthäniger Bundesgenossenschaft mit Frankreich verschreiben. Auch von Österreich erzählte damals das Gerücht, es unterhandle heimlicherweise in Paris. Das Gerücht war unwahr; Kaiser Franz II. blieb jeder Absicht eines Separatfriedens fern. Ein solcher wäre, angesichts der Siege des Feindes im abgelaufenen Jahre, nur mit Verlusten für Österreich möglich gewesen. Und Thugut, der leitende Minister des Kaisers plante Gewinn. Seitdem man Schlesien verloren hatte, wodurch Preußen zur europäischen Großmacht emporgestiegen war, suchte der Wiener Hof nach allen Seiten hin Ersatz zu finden: in Polen, in der Türkei, in Deutschland wo er Bayern ins Auge faßte, in Italien wo er Venedig zu gewinnen trachtete, um die Verbindung zwischen den Erbländern und der Lombardei herzustellen. Für alle diese Pläne nun hatte Thugut

am 3. Januar 1795 neben einem Stück Polen die Unterstützung Rußlands zugesichert erhalten, die er aber nur als Gegner Frankreichs genießen sollte. Daher unterblieb jede Verhandlung mit der Republik. Thugut schloß vielmehr mit Pitt, dem englischen Premier, am 20. Mai 1795 einen Allianz- und Garantievertrag ab, dessen geheime Bestimmungen dahin gingen, auch die Zarin zu einer thätigen Gegnerschaft gegen Frankreich zu bewegen, worauf wirklich noch am 17. September desselben Jahres der Beitritt Katharinas II. erfolgte. Auch die Mehrzahl der deutschen Reichsstände, die Preußens Friedensvermittlung ablehnten, dann Sardinien, Portugal und Neapel gesellten sich hinzu. Von Frieden war da keine Rede.

Eine friedliche Abkunft zwischen Frankreich und Österreich wäre vielleicht denkbar gewesen, wenn die Republik ihre letzten Eroberungen aufgegeben und an die Donaumacht zurückgestellt hätte. Die inneren Zustände in den letzten Zeiten des Konvents waren trostlos genug, um einer versöhnlichen Anschauung das Wort zu reden. Es herrschte eine Zerrüttung ohne Beispiel. Die Revolution hatte den morschen Bau des Feudalstaates mit überstürztem Eifer abgebrochen und noch nichts Dauerbares an seine Stelle setzen können. Hatte man unter dem Schlagworte der „Freiheit" die politischen Institutionen zerstört, so hatte die immer mehr zu tyrannischer Herrschaft ausgeartete Idee der „Gleichheit" die sozialen Fundamente erschüttert. Eherecht und Erbrecht waren im Sinne der revolutionären Tendenzen umgestaltet und damit nur erreicht worden, daß das Institut der Familie an Achtung und Geltung verlor. Man hatte die Kirchengüter und das Eigentum der meist willkürlich proskribierten Emigranten eingezogen und den Staatskredit darauf gegründet, ohne zu erwägen, daß der Wert des liegenden Gutes mit der Sicherheit der Rechtsverhältnisse abnehmen und dort, wo diese fehlte, zur bloßen Fiktion werden mußte. Die Folge war eine Hochflut von Papiergeld ohne Geltung, die Verarmung der soliden Geschäftselemente, das Emporkommen von

Spielern und Spekulanten, die Agiotage an Stelle des Handels. Korruption und Gewissenlosigkeit allerorten. Dazu kam die Verwirrung in den kirchlichen Angelegenheiten, die Unzulänglichkeit des neuen Unterrichtswesens, welches allgemeine Schulpflicht verkündete, ohne dieselbe durchführen zu können. Wahrlich, das Bild, welches der Marquis von Poterat, ein dunkler Charakter mit hellem Kopfe, in einer Denkschrift an die Regierung von der Lage Frankreichs entwarf, war in allen Punkten treu und richtig: „Betrachtet die Gefahren Eurer Stellung; sie sind wahrhaft erschreckend. Preußen ausgenommen, habt Ihr alle großen Mächte Europas zu erklärten Feinden; in Schlachten und Spitälern habt Ihr den größten Teil der Jugend des Landes verloren; bald werden die Rekrutierungen unmöglich werden. Die Bodenkultur ist aus Mangel an thätigen Armen, an Pferden und Dünger verkommen, Euer Handel, im Innern wie nach Außen, vernichtet, die Arbeiter der Fabriken haben entweder das Leben oder doch den Verstand verloren. Es fehlt auch an Vorräten und Kriegsbedarf für Eure Schiffe, ebenso an allen Artikeln, die aus der Fremde kommen, Kredit habt Ihr weder im Lande noch außerhalb. Der Verkehr ist überlastet mit einer unendlichen Menge von Papiergeld ohne Wert. Eure innere Verwaltung geht nicht vorwärts, da sie zu viele schlecht gewählte Fächer und Abteilungen hat. Endlich habt Ihr gar keine Regierung. Wann werdet Ihr eine haben? Werdet Ihr überhaupt jemals eine haben? Und wird es dann nicht zu spät sein?" (Juli 1795.)

Es war in der That aller Anlaß vorhanden, an Frieden und innere Kräftigung zu denken. Und wirklich gab es im Wohlfahrtsausschuß des Konvents eine Partei, welche die allgemeine Pazifikation wünschte, und wäre es auch um den Preis, sich mit den alten französischen Grenzen begnügen zu müssen. Aber die alten Grenzen waren das System des alten Regimes gewesen. Die radikale Revolution strebte darüber hinaus. Darum wollten auch jetzt ihre Wortführer den Frieden nur dann schließen, wenn mit ihm die Eroberungen des letzten Jahres

Frankreich gesichert blieben und der Staat in der Rheinlinie seine „natürliche" Grenze erhielt. Schon Rousseau hatte, sowie seine Theorie von Recht und Sitte, auch die der Landesgrenzen der Natur abgelauscht. Da nun aber das Ruhebedürfnis im Lande, insbesondere in Paris, ein sehr tief empfundenes war, so begreift man, daß die konservative Richtung den Beifall der Bevölkerung fand, während die Fortschrittsleute sich in einen schreienden Widerspruch mit derselben setzten und den Konvent schließlich in jene kritische Lage brachten, aus der ihn das strategische Talent Napoleons am 5. Oktober 1795 befreite. Drei Tage zuvor hatte die Majorität des Parlaments den Antrag der Regierungskommission auf Einverleibung Belgiens in Frankreich angenommen und damit ein Programm der Eroberung sanktioniert welches von nun ab zwanzig Jahre hindurch das System von Frankreich bleiben sollte*). Als bald nachher das Direktorium die Erbschaft des Konvents antrat, übernahm es mit ihr zugleich den Krieg gegen drei Großmächte Europas samt ihrem Anhang, und da die fünf Männer, welche jetzt an die Spitze von Frankreich traten: Barras, Rewbell, Carnot, Letourneur und Lareveillère-Lepaux, sämtlich der herrschenden Partei angehörten, war an eine Änderung der Politik nicht zu denken. Ihre enge Verbindung mit den republikanischen Thermidorianern (unter Tallien) und den Jakobinern (unter Sieyès) machte ihnen den Kampf mit den Monarchieen zur Pflicht, von dem kein Ende abzusehen war, und der auch kein Ende finden sollte, da er sonst die Revolution und mit ihr die Machtexistenz ihrer ehrgeizigen Führer beschlossen hätte. Sie sahen in den revolutionären Neigungen der fremden Völker die willkommensten Bundesgeossen, deshalb sollten Deutschland, die Schweiz und womöglich auch Italien durch eine systematische Propaganda insurgiert und in den Machtbereich der französischen Politik einbezogen werden. Es war ein Programm universaler Ausdehnung.

*) Wer die Akten und Reden über die im Jahre 1795 erwogene Frage der natürlichen Grenzen Frankreichs und der Einverleibung Belgiens liest, findet darin die spätere unersättliche Eroberungspolitik Napoleons mit

Die Ausführung blieb fürs Erste freilich hinter der Kühnheit der Konzeption zurück. Die Generäle Jourdan und Pichegru, welche zum Angriff den Rhein überschritten hatten, wurden von den österreichischen Feldherren Clerfayt und Wurmser wieder über

---

ihrer Verachtung aller hergebrachten Rechtsverhältnisse schon im Keime vorgebildet. In einem Edikte des Wohlfahrtsausschusses an den Geschäftsträger Barthélemy vom 26. Juni 1795 wird z. B. gefragt: „Wozu hätte uns denn der furchtbare Krieg und diese lange Revolution gedient, wenn Alles wieder werden sollte wie es war? Und glauben Sie wirklich, daß sich die Republik dann noch erhalten könnte?" Die Frage wird von Rewbell, dem späteren Leiter der auswärtigen Politik des Direktoriums, einem Diplomaten gegenüber folgendermaßen erörtert: Man müsse wenig vertraut mit den wahren Interessen der Republik oder von England und Österreich bestochen sein, wenn man des Friedens wegen die Rückkehr in die alten Grenzen vorschlage. Ein solcher Friede würde Frankreich nicht nur mit Schande bedecken, sondern auch die Zerstörung der Republik herbeiführen. Denn die Armeen, heimgekehrt in ein Land, welches sie nicht bezahlen kann, würden bald den Rest der Nationalgüter aufgezehrt haben und unzufrieden werden, sie würden sich an den politischen und religiösen Streitigkeiten beteiligen und die Folge würde ein Bürgerkrieg sein, der den übrigen Staaten das Signal gäbe, Frankreich das Schicksal von Polen zu bereiten. Dagegen gäbe es in Belgien allein 3 Millionen Nationalgüter, in den übrigen okkupierten Ländern noch mehr, was die einzige Möglichkeit biete, die Assignaten zu tilgen. Tallien wurde nicht müde, den Grundsatz von 1792 zu wiederholen, man müsse Frankreich mit einem Kranze von abhängigen Tochterrepubliken umgeben, und Sieyès hatte sogar schon ein Projekt der Säkularisation der geistlichen Fürsten Deutschlands fertig gebracht, ganz ähnlich dem, welches im Jahre 1803 zur Ausführung kam. Mallet du Pan, der scharfsinnige Korrespondent des Wiener Kabinetts schreibt in einem Briefe vom 23. August 1795: „Die Monarchisten und viele Deputierte des Konvents würden gerne alle Eroberungen opfern um den Frieden zu beschleunigen. Aber die fanatischen Girondisten und das Komitee Sieyès bestehen auf dem Systeme der Ausdehnung. Aus drei Beweggründen: 1. um mit dem Territorium auch das Machtgebiet ihrer Nation zu vergrößern; 2. um allmählich Europa mit der französischen Republik in ein Föderativsystem zu bringen; 3. einen Krieg zu verlängern, der seinerseits die außerordentlichen Gewalten und die revolutionären Machtmittel aufrecht erhält." Vergl. unten Kapitel 8.

den Strom zurückgeworfen, und auch im Süden, bei der italienischen Armee, gingen die Dinge nicht vorwärts. Man hatte diesen letzteren Heeresteil allerdings durch aus Spanien herbeigezogene Truppen vermehrt und dem Befehle eines älteren Generals, Scherer, unterstellt, der bisher in den Pyrenäen thätig gewesen war. Aber wenn man diesen von Paris aus angewiesen hatte, durch die Appeninpässe in die Ebene vorzudringen, so war mit dem siegreichen Gefecht von Loano (23.—25. November 1795) nur die Einleitung dazu getroffen, als die rauhe Jahreszeit einfiel und die Aktion gegen die vereinigten Austrosarden unterbrach. Ein Glück noch, daß Österreich dem italienischen Krieg keine größere Bedeutung einräumte. Einen Augenblick lang hatte man allerdings in Wien gemeint, das Hauptkriegstheater vom Rheine weg nach Italien zu verlegen, was Bonapartes spätere Siege wahrscheinlich erheblich erschwert haben würde. Denn die Berichte, welche Mallet du Pan anfangs 1796 über die Vorgänge in Paris nach Wien sandte, wiederholten, daß man französischerseits die feste Absicht habe, in Piemont und ins Mailändische einzudringen „coûte que coûte.“ Dennoch unterblieb jede entscheidende Maßregel. Die Engländer wußten durch ihre Subsidien die österreichischen Streitkräfte in Deutschland festzuhalten, was ihren eigenen Interessen besser entsprach; der Großherzog von Toskana weigerte den neapolitanischen Hilfstruppen den Durchzug durch sein Gebiet; Thugut selbst fürchtete preußische Übergriffe, wollte in Böhmen gerüstet sein und unterließ deshalb – bis auf wenige Bataillone — jede Verstärkung der italienischen Armee: kurz, alles wirkte zusammen, ein Kriegsgebiet zu vernachläsigen, auf welchem sich bald Ereignisse von der größten Tragweite abspielen sollten.

Der Unthätigkeit der Armee Scherers entgegen, war in Bonapartes Kriegsplan von der Möglichkeit, ja von der Notwendigkeit die Rede, im Süden die Offensive schon im Februar beginnen zu lassen. Gegen Scherers Klagen über Mangel und Not seiner Truppen, denen die armen Staatsfinanzen doch nicht abzuhelfen vermochten, verwies Bonaparte auf die Reichtümer

der lombardischen Ebene und versprach, den Krieg in Feindesland zu ernähren. Am 19. Januar 1796 wurde sein Feldzugsplan definitiv angenommen, und dem Oberkommandanten der italienischen Armee aufgetragen, danach zu handeln. Scherer weigerte sich dessen. Dergleichen Projekte, meinte er, möge nur derjenige selbst ausführen, der sie auszuhecken verstand, und bat um seine Entlassung. Das Gesuch kam erwünscht. Am 13. Vendémiaire hatte der kleine General den Männern, die jetzt das Ruder führten, ihre Existenz gerettet; jetzt zeigte er den Weg, wie ihre Politik zu retten war. Wo jedes Mißgeschick im Felde das Direktorium erschüttern, die Opposition dagegen nähren mußte, versprach er Triumphe, die das Vorgehen der Regierung rechtfertigten und seine Stellung befestigten. Scherer wurde des Oberbefehls enthoben. Napoleon trat an seine Stelle. Am 27. März übernahm er in Nizza das Chef-Kommando.

Der neue Befehlshaber fand seine Truppen in einem kläglichen Zustande vor. Von dem Effektivstande der sechs Divisionen (60282 Mann) waren über 22000 in den Spitälern und nur bei 38000 zum Schlagen bereit. Diese, kampfgeübte und abgehärtete Naturen, litten unter dem Mangel ungenügender Verpflegung und dürftigster Ausrüstung, denn der Abhang des Appenin mit seinen armen Dörfern hatte nicht viel zu bieten, und die Staatskassen von Frankreich waren leer. Da klang das Manifest, welches der junge Oberfeldherr — Napoleon war jünger als jeder seiner Generale — an sein Heer richtete, wie eine erlösende Botschaft: „Soldaten! Ihr seid unbekleidet, schlecht genährt, die Regierung schuldet Euch viel, aber sie kann Euch nichts geben; Eure Geduld und Euer Mut inmitten dieser Felsen sind bewunderungswürdig, aber sie verschaffen Euch keinen Ruhm und kein Strahl des Glanzes fällt auf Euch. Ich will Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen; blühende Provinzen, große Städte werden zu Eurer Verfügung sein; dort werdet Ihr Ehre, Nutzen und Reichtum finden: Soldaten von Italien, solltet Ihr es da an Mut und Ausdauer fehlen lassen?"

Diese Sprache ist der ungeschminkte Ausdruck der ganzen Politik der Verlegenheit, zu welcher sich Frankreich seit geraumer Zeit verurteilt sah. Schon der Konvent hatte den Armeen, die über den Rhein gingen, den Grundsatz mit auf den Weg gegeben, die Truppen müßten auf Feindeskosten leben und ihre Führer sollten Alles anwenden, um sich die nötigen Subsistenzmittel von den Gegnern zu verschaffen. Das Direktorium änderte nichts an der Maxime, sie bildete sie nur noch mehr aus. Die Worte sind aber auch bezeichnend für den Mann, der sie sprach: er kannte die Menschen zu genau, um zu Armen und Ehrgeizigen nicht von Gold und Ruhm zu reden. Es war ein kühnes Versprechen; kühner aber noch die Thaten, die es in Erfüllung brachten.

Wir erinnern uns, daß Napoleon vor zwei Jahren Robespierre gegenüber die Wichtigkeit einer Forcierung der Appeninpässe von Savona aus betont und sich selbst damals im geheimen Auftrage des Diktators genaue Kenntnis von dem Terrain und den Befestigungen des Feindes verschafft hatte. Jetzt weiß er seine Erfahrung zu nutzen, und zwar nach denselben taktischen Grundsätzen, die er ebenfalls schon im Jahre 1794 dem Gewalthaber in Paris mitgeteilt hatte. „Es ist um die Systeme der Kriegführung — äußerte er sich dazumal — genau dieselbe Sache, wie um die Belagerung fester Plätze. Man muß sein Feuer gegen einen einzigen Punkt vereinigen. Ist einmal Bresche geschossen, dann ist das Gleichgewicht ins Schwanken gebracht, aller Widerstand ist fruchtlos, der Platz ist genommen. Man muß seine Angriffe nicht zerstreuen, sondern konzentrieren, sich zerteilen um zu leben, sich vereinigen um zu schlagen. Die Einheit des Kommandos ist notwendig um den Sieg zu sichern. Die Zeit ist Alles."

Die Straße, welche von Savona nach Norden über den Kamm des Appenin zieht, teilt sich jenseits in zwei Arme, von denen der eine westwärts über Millesimo und Ceva nach Turin, der andere nordostwärts über Cairo und Dego nach Alessandria

und Mailand führt. Jenen hielten die Piemontesen, diesen die Österreicher, beide in starker Fühlung miteinander, besetzt. Hier galt es zwischen durch zu dringen. Ein schlecht überlegter Plan des österreichischen Feldherrn Beaulieu, die bis Voltri vorgeschobene Division Laharpe von Osten her anzugreifen, indes sein Untergeneral Argenteau von Montenotte (nördlich von Savona) aus ihr in den Rücken fallen sollte, nötigte Bonaparte noch vor dem Eintreffen der erwarteten Armeelieferungen loszuschlagen. Laharpe zog sich vor Beaulieu nach Savona zurück, Argentean aber wurde am 12. April 1796 von einer doppelten Übermacht bei Montenotte mit sehr großen Verlusten besiegt. Tags darauf ward eine zweite österreichische Abteilung, welche dem piemontesischen General Colli zugeteilt war, von Massena und Augereau, Bonapartes Unterfeldherrn, bei Millesimo auseinandergejagt. Und sofort wandte sich Napoleon selbst wieder nördlich gegen die Reste des Argenteauschen Korps, die er am 14. bei Dego aufrieb. Beaulieu, aus Furcht mit der Hauptarmee auf der Straße nach Alessandria abgeschnitten zu werden, zog sich am 16. aus den Bergen in die Ebene uach Acqui zurück, und somit war Napoleon sein erster Schachzug gelungen: er hatte seine Armee zwischen die Verbündeten eingeschoben, die Österreicher weggedrängt und die Piemontesen bei Ceva isoliert. Diese Letzteren räumten dann gleichfalls ihre vorgeschobene Position, nicht ohne auf dem Rückzuge bei Mondovi am 21. April noch eine empfindliche Niederlage zu erleiden.

Da lag die verheißene Ebene vor den Franzosen offen, deren Vortruppen sich denn auch bald bis nach Cherasco und Alba ausdehnten. Napoleon hatte seinen Soldaten sein Versprechen voll gehalten. Von nun ab hingen sie ihm mit blindem Vertrauen an. Neben Österreichern und Piemontesen hatte sein Genie auch noch einen dritten Feind überwunden: das Mißtrauen und den Neid seiner Unterfeldherren. Sie sind ihm von jetzt an treu ergeben. Dem Direktorium in Paris hat er aufs neue Achtung abgenötigt, indem er, gegen dessen Befehl, zuerst Colli

und nicht Beaulieu nachrückte, und mit seinen schlagenden Gründen — keinen Feind im Rücken dulden zu können — Recht behielt.

Das Verhalten des Königs Viktor Amadeus von Sardinien entsprach vollkommen den Voraussetzungen Napoleons. Von Österreich unzulänglich unterstützt, im Lande selbst von einer revolutionären Stimmung bedroht, ohne Mittel, sich zu verstärken, wandte er sich den Franzosen zu und begehrte einen Waffenstillstand als Einleitung zum Frieden. Bonaparte bewilligte denselben gegen Einräumung von drei Festungen als Pfand und freien Verkehr durch ganz Piemont. Am 28. April ward der Vertrag geschlossen, mit dem sich Frankreich des sardischen Gegners entledigte. Napoleon eilte dem österreichischen nach. Dieser war aus Piemont fort ins Lombardische gezogen und erwartete den Feind in einer festen Stellung hinter dem Ticino. Bonaparte aber erschien nicht, wo ihn Beaulieu wähnte, er war vielmehr den Po abwärts marschiert, um ihn erst bei Piacenza zu passieren und auf solche Art dem Gegner in den Rücken zu kommen. Als Jener davon erfuhr, konnte er nur noch mit der größten Anstrengung und unter Aufgebung von Mailand bei Lodi hinter die Adda zurückgehen. Aber auch diese Linie ließ sich nicht halten. Am 10. Mai langten die französischen Kolonnen dort an und forcierten mit unerhörter Bravour den Übergang. Die Österreicher flüchteten, und erst hinter dem Mincio und in der Festung Mantua sammelten sich die Reste der geschlagenen Armee. Die Lombardei war erobert. Napoleon hielt am 16. Mai seinen feierlichen Einzug in Mailand.

Am Sitze der französischen Regierung hatte man den unerhörten Siegeszug des ehrgeizigen Generals bald nicht ohne einige Bedenklichkeit verfolgt. Ohne den seiner Armee beigegebenen Regierungskommissär Salicetti zu Worte kommen zu lassen, hatte Bonaparte den Waffenstillstand mit Piemont abgeschlossen, während die Regierung gewünscht hatte, dieses Land zur Republik zu machen. Als dann das Direktorium notgedrungen den Frieden unterzeichnete, schrieb er nach Paris: „Ich habe Euren Friedensver-

trag mit Sardinien erhalten, die Armee hat ihn gut geheißen." Das war ein neuer Ton. Das Heer sanktionierte die Handlungen der Regierung und stellte sich neben dieselbe mit einem eigenen Willen, während es bisher nur das gefügige Werkzeug der Pariser Führer gewesen war. Eine entscheidende Wendung der Dinge kündigte sich mit diesen wenigen Worten an, die nicht unbemerkt blieben. Einige meinten sogar, man müsse Napoleon für diesen Brief füsilieren lassen. Aber sein Protektor Barras und die jakobinische Kriegspartei ließ sich auch das bieten. Nur meinte man den eigenmächtigen Gelüsten des Generals für die Zukunft vorbauen zu sollen und beorderte Kellermann, den Chefkommandanten der Alpenarmee, mit seinem Heere das italienische zu verstärken und sich mit Bonaparte in den Oberbefehl und die weiteren Operationen zu teilen. Alle diplomatischen Geschäfte sollten Salicetti vorbehalten bleiben. Dieses Dekret erreichte Napoleon nach dem Siege an der Adda und traf ihn hart. Seinen Ruhm und die Machtstellung, die er sich erkämpfen wollte einem Anderen einzuräumen, erschien ihm unerträglich. Sein Ehrgeiz diktierte ihm einen Brief, den seine Einsicht taktvoll und bestimmt zugleich zu fassen verstand: „Wenn Ihr mir Hindernisse aller Art in den Weg legt," schrieb er am 14. Mai 1796 an das Direktorium, „wenn Ihr meine Schritte von dem Urteile der Regierungskommissäre abhängig macht, wenn diese das Recht haben, meine Bewegungen abzuändern, mir Truppen zu schicken oder wegzunehmen, dann erwartet nichts Gutes mehr von mir . . . Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Italien ist es unerläßlich, daß Ihr einen Feldherrn habt, der Euer ganzes Vertrauen besitzt. Bin ich es nicht, so werde ich mich darüber nicht beklagen,. ich werde dann meinen Eifer verdoppeln um Eure Achtung auf jedem anderen Posten zu gewinnen, den Ihr mir anvertrauet. Jeder hat seine Art Krieg zu führen. General Kellermann hat mehr Erfahrung und wird ihn besser führen als ich. Aber wir beide gemeinsam werden es schlecht machen." Und an Carnot, den Direktor in Kriegssachen:

„Ich kann Euch nur dann von Nutzen sein, wenn Ihr mir dieselbe Achtung zu teil werden lasset, die Ihr mir in Paris bezeugtet. Ob ich hier oder dort Krieg führe, ist mir gleichgiltig; dem Vaterlande dienen, bei der Nachwelt ein Blatt in unserer Geschichte erwerben, der Regierung Beweise meiner Anhänglichkeit und Ergebenheit geben, das ist mein Ehrgeiz.“ Nein, nein, es war ihm nicht gleichgiltig wo er kämpfte; von der ganzen Beteuerung war nur der Appell an die Nachwelt aufrichtig gemeint, an deren Urteil Napoleon fortwährend gedacht und die er noch in seinen letzten Stunden durch ein weitläufiges Gewebe von Erfindungen und Beschönigungen zu beeinflussen gesucht hat. „Der menschliche Ehrgeiz,“ sagte er einmal als Konsul zu Frau von Rémusat, „erschafft sich sein Publikum, wie er es in jener idealen Welt wünscht, die er die Nachwelt nennt. Gelangt er dahin, sich vorzustellen, daß in hundert Jahren ein Dichter an eine große That erinnern, ein kunstvolles Gemälde ihrem Andenken huldigen werde, so wächst die Einbildungskraft, das Schlachtfeld hat keine Gefahren mehr, die Kanone grollt vergeblich, und ihr Brüllen ist nichts weiter als der Klang, der nach einem Jahrtausend noch unseren Enkeln den Namen eines Braven verkünden soll.“

Aber gleichviel, ob aufrichtig oder unaufrichtig, genug, das Direktorium gab nach. Die Geltung Kellermanns war gering, und Bonaparte mit seinem Requisitionstalent, welches er so glänzend bewies, für die Finanzen Frankreichs kaum zu entbehren. Die Ordre wurde zurückgenommen und nur der Wunsch ausgesprochen, eine Expedition über Livorno nach Rom und Süd-Italien dem Marsche nach Norden voraufgehen zu lassen. „Von da ab“, heißt es in den Denkwürdigkeiten von St. Helena, „glaubte Napoleon selbst an seine Größe und an seinen Beruf, eine entscheidende Rolle in der Politik Frankreichs zu spielen.“ Thatsache war, daß er in Italien freie Hand hatte, zu thun wie ihm beliebte. Nur galt es vor allem, Beaulieu völlig unschädlich zu machen.

Das Gebiet der Stadt Venedig reichte damals noch

weit nach Westen bis an den Comosee zurück, und Brescia und Bergamo bildeten venezianische Provinzen. In diese Landschaft ließ Napoleon einen Teil seiner Armee einrücken und dadurch den Rückzug des österreichischen Feldherrn vom Mincio nach Tirol bedrohen. Dann wurde bei Borghetto der Übergang über den Fluß erzwungen (30. Mai), Beaulieus Streitkraft auseinandergesprengt, ein Teil derselben in die österreichische Festung Mantua, der andere an die Etsch zurück und nach Tirol gejagt. Mit Ausnahme der 12 000 Mann, welche Mantua besetzt hielten, gab es nunmehr kein österreichisches Korps auf italienischem Boden, und Bonaparte konnte es unternehmen, die Anhänger der Besiegten seinem Willen zu unterwerfen oder doch nach Möglichkeit zu brandschatzen. „Führt aus Italien alles weg, was sich fortbewegen läßt und uns irgend nützlich sein kann," hatte das Direktorium an ihn geschrieben, und er kam diesem Auftrage pünktlich nach. Am 9. Mai hatte er mit dem Herzog von Parma, am 17. mit dem von Modena einen Waffenstillstand für den Preis von vielen Millionen Franken in Natural- und Kunstlieferungen aller Art abgeschlossen, denn die Gemälde der alten Meister standen ebenso wie Ochsen und Getreide auf den Listen seiner Forderungen. Nach dem Siege am Mincio zwang er auch Neapel einen Vertrag auf, der diesem Staate Neutralität gebot und die Verpflichtung auferlegte, seine Schiffe von der englischen Flotte zu trennen. Darauf wurde der Handelshafen von Livorno okkupiert und mit maßlosen Requisitionen heimgesucht. Endlich mußte auch die päpstliche Regierung, welche die Besetzung der ewigen Stadt durch die gottlosen Republikaner fürchtete, am 23. Juni von Napoleon sich Waffenruhe erkaufen, indem sie die Legationen Ferrara und Bologna und den wichtigen Hafen Ancona den Franzosen bis zum Friedensschluß einräumte, die englischen Schiffe von der Küste des Kirchenstaates fernzuhalten und den Siegern neben 20 Millionen Franken Geldes eine große Anzahl von Kunstwerken zu überliefern versprach.

Zu einem friedlichen Genuß dieser Erfolge sollte es aber noch lange nicht kommen. Österreich, dessen Interesse an seinem Besitz und Einfluß in Italien wir kennen, setzte alles daran, die verlorene Position wieder zu erobern. Vom Rheine weg wurde der Obergeneral Wurmser nach Tirol beordert, um an Stelle Beaulieus den Oberbefehl zu übernehmen und mit neuen Streitmassen Mantua zu entsetzen. Napoleon wußte sehr wohl, daß ihm ein harter Kampf bevorstand, von dessen Ausgang es abhing, ob er seine persönliche Machtstellung aufrecht zu erhalten vermochte oder nicht, und er traf seine Dispositionen. Was der junge Feldherr hier während der nächsten Monate im Kampfe gegen vier einander ablösende Armeen geleistet hat, gehört zu dem Bewunderungswürdigsten der Kriegsgeschichte, geleistet freilich mit der Überlegenheit seines unerschöpflich reichen Talentes, mit seinem Scharfblick für Gunst und Ungunst des Terrains, für Schwäche und Stärke, Vorzüge und Fehler des Feindes, mit seiner allgegenwärtigen Umsicht, welche alle Punkte und alle Momente der Aktion zugleich in Aug' und Sinn behielt, und mit der vollen Schätzung des Augenblicks. Und dazu kam noch ein Zweites. Die Generale, die ihm auf den italienischen Feldern gegenüberstanden, waren in den Grundsätzen einer methodischen Strategik gebildet und erfahren und wie alle die Feldherren der alten Staaten mit ihrem teuren Söldnermaterial zur möglichsten Schonung desselben verpflichtet: ihnen galt noch das unblutige Manöver als die Hauptsache. Die Generale der Revolution dagegen mit ihren nach Hunderttausenden zählenden Volksheeren und dem Fanatismus der Eroberung, welcher dieselben lenkte, mit ihren Rekruten, die nichts kosteten, und ihren Kriegen zu Lasten der fremden Völker konnten sich über den Grundsatz der strategischen Ökonomie leicht hinwegsetzen: ihr Zweck war die blutige Entscheidung, falle was da wolle. Auch Friedrich der Große, dessen Schriften Napoleon am eifrigsten studierte, hatte schon dasselbe Prinzip verfochten; die Not und das Andrängen verbündeter und überlegener

Gegner hatten ihn dazu gezwungen. Nur unterschied sich seine Kriegführung von der Bonapartes — wie einmal sehr richtig bemerkt worden ist — in dem wesentlichen Punkte, „daß er nicht, wie dieser, monatlich 10000 Menschen zu verzehren hatte." Die Armeeverhältnisse der Revolution organisiert zu haben, ist das Verdienst Dubois de Crancés und Carnots. Das Prinzip der taktischen Offensive aber in genialster Weise zur Geltung gebracht zu haben, bleibt dasjenige Napoleons. Der Kontrast zwischen dem 27jährigen General der Republik, der rücksichtslos und verwegen nur den Geboten seiner eigenen Eingebung gehorchte, und dem 79jährigen österreichischen Feldherrn mit seiner Abhängigkeit von Kaiser, Minister und Hofkriegsrat prägte sich in dem ganzen Gange des nächsten Feldzuges nur zu deutlich aus.

Ende Juli — viel zu spät — drangen die Österreicher in zwei Heere geteilt mit Ungestüm aus Tirol hervor: das eine unter Quosdanovich, vom Westufer des Gardasees her, das andere unter Wurmser, dem Laufe der Etsch folgend. Ihre Streitkräfte waren den französischen, die im Präsenzstande, die Belagerungsdivision von Mantua mit eingerechnet, nur 42000 Mann betrugen, um mehr als 10000 Mann überlegen. Gelang der Plan, in einer gemeinsam und gleichzeitig durchgeführten Aktion die Armee Napoleons zu umarmen, so war deren Schicksal besiegelt, um so mehr, als die österreichische Mannschaft sich gleich bei den ersten Gefechten als überaus standhaft und mutig bewies. Napoleon erkannte die Gefahr in ihrer ganzen Größe und dachte schon an Rückzug hinter die Adda, ließ sich aber doch von seines Untergenerals Augereau prahlerischer Zuversicht fortreißen und wagte, unter der steten Gefahr zwischen zwei Feuer zu geraten, den Kampf. Und das kühne Wagnis gelang. Mit allen verfügbaren Truppen warf er sich zunächst auf Quosdanovich, besiegte ihn bei Lonato (3. und 4. August) und zwang ihn zur Rückkehr nach Tirol. Dann wandte er sich gegen Wurmser, der seinen allzu bedächtigen Vormarsch mit einer eklatanten Niederlage bei Castiglione (5. August) büßen mußte; auch ihm

blieb nur der Weg ins Gebirge frei. Mantua, dessen Blockade hatte aufgegeben werden müssen, wurde neuerdings von den Franzosen eingeschlossen.

Eine endgiltige Entscheidung hatten freilich diese Siege nicht gebracht. So lange die wichtige Festung nicht in seinen Händen war, konnte Napoleon nicht daran denken, weiter vorzugehen, da die einfache Zernierung derselben einen viel zu großen Teil seiner Armee beschäftigte, als daß der Rest auf eigene Faust nach Tirol oder Inneröſterreich hätte vordringen können. Und da auch österreichischerseits dieser Platz ebenso gewürdigt wurde und sein Verlust zugleich für den Wiener Hof den Verlust der italischen Landschaften bedeutete, so verdoppelte man die Anstrengungen, ihn zu halten und zu befreien. Am 19. August erließ Kaiser Franz einen strikten Befehl an Wurmser, nochmals gegen Mantua vorzurücken. Dieser that dies anfangs September mit einem Teile seiner Armee durch das Thal der Brenta, während der zweite, unter Davidovich, die Position im Etschthal halten und, wenn Wurmser von Bassano aus nach Westen rückte, den Fluß abwärts stürmen sollte. Dieser Plan wurde jedoch bald nach Beginn der Aktion zu Schanden, indem Napoleon mit seiner Hauptmacht in Tirol eindrang, Davidovich weit hinter Trient zurück drängte, hier das Brentathal gewann und nun hinter Wurmser hereilte und ihn in der Schlacht bei Bassano aufs Haupt schlug (8. September). Die Trümmer der geschlagenen Armee erreichten mit ihrem alten Feldmarschall nur unter großen Anstrengungen die deckenden Mauern Mantuas. Eine Abteilung war nach Osten hinter den Isonzo zurückgewichen. Das Unternehmen hatte Österreich über 100 Geschütze, das gesamte Material und weit über 10 000 Mann gekostet.

Das war ein weitaus größerer kriegerischer Erfolg für Napoleon gewesen als der Schlachttag von Castiglione ihn eingebracht hatte. Und er gewann besonderes Gewicht dadurch, daß er zu einer Zeit errungen wurde, in welcher die Vorteile, welche

die Armeen Moreaus und Jourdans in Deutschland davongetragen hatten, wieder verloren gegangen waren. Dort war durch die Abgabe von Truppen für die italienische Operation die österreichische Armee schwächer geworden, so daß der junge Erzherzog Karl, der auf dem niederländischen Schauplatze Talent verraten und dann an Wurmsers Stelle das Oberkommando übernommen hatte, den Gegner weitaus überschätzend, wieder über den Rhein zurückgegangen war. Dadurch war Moreau, der nun anstatt Pichegrus die Südarmee kommandierte, zum Übergang über den Strom eingeladen worden. Er schlug den Erzherzog und drückte denselben bis hinter die Donau zurück. Auch Jourdan konnte gegen die zweite österreichische Heeresabteilung unter Wartensleben vor und bis nach Franken dringen. Württemberg und Baden schlossen Frieden mit Frankreich, Sachsen rief seine Truppen ab und erklärte sich neutral, und es wollte scheinen, als sollte sich die ehedem geplante Vereinigung der republikanischen Armeen in Tirol zum Vormarsch auf Wien wirklich vollziehen. Da, es war anfangs September, gelang es Erzherzog Karl, Jourdan bei Würzburg aufs Haupt zu schlagen und dadurch auch Moreau wieder aus Süddeutschland hinaus an den Rhein zu nötigen. Österreichs Waffenehre zum mindesten war glänzend hergestellt. Nun kam wieder Alles auf Mantua an.

Bonaparte hatte nach seinen letzten Siegen — wieder den Absichten des Directoriums entgegen, welches die Lombardei im Frieden um den Preis von Belgien und der Rheinlinie an Österreich zurückgeben wollte — die oberitalienischen Völkerschaften zum Aufstand gegen die angestammte Herrschaft und zur Bildung nationaler Legionen aufgerufen, die denn auch wirklich in Mailand und Bologna errichtet wurden. Das österreichische Prestige stand auf dem Spiele. Die größten Anstrengungen wurden gemacht, es zu bewahren. Ausgedehnte Rüstungen, namentlich in Kroatien und der Militärgrenze, das Aufgebot der tirolischen Landesschützen vermehrten die kaiserlichen Streitkräfte, so daß bald Davidovich in Tirol über

18 000, Quosdanovich in Friaul über 25 000 Mann verfügte. Der bejahrte Feldzeugmeister Alvinczy, ein wackerer aber ebenfalls in einer ergrauten Methodik eingerosteter Soldat, erhielt den Oberbefehl. Es war just, als ob das Schicksal diesem jungen energischen Genius gerade die ältesten, sklavisch am Hergebrachten hängenden Gegner in den Weg gestellt hätte, um seine Siege auch äußerlich als den Triumph einer neuen Zeit erscheinen zu lassen.*) Die Österreicher waren wieder in der Überzahl als mit dem 1. November Alvinczy von der Piave her nach Westen, Davidovich in der Richtung auf Verona nach Süden, den Vormarsch begannen. Nur bestand die Truppe zumeist aus jungen Rekruten, welche, wie die Kroaten, ihre Vorzüge im Angriff, in ihrem Mangel an nachhaltiger Zähigkeit aber einen bald fühlbaren Nachteil aufwiesen. Wirklich war auch der Beginn der Aktion für Napoleon durchaus ungünstig, so daß einen Augenblick lange dieselbe Gefahr wie vor Castiglione bestand, von beiden feindlichen Heeresteilen zu gleicher Zeit erfaßt zu werden. Aber ein Erfolg vor Verona (12. November), der den Franzosen an 3000 Mann kostete, wurde von den Österreichern nicht ausgebeutet, und Napoleon behielt Zeit, einen neuen genialen Plan vorzube-

*) Bonaparte sprach sich einmal, im Jahre 1797, folgendermaßen über den Feind aus: „Meine militärischen Erfolge sind groß; aber wie ist auch der Kaiser bedient! Seine Soldaten sind gut und tapfer, wenn auch etwas schwerfällig und wenig aktiv im Vergleiche zu den meinigen. Aber welche Offiziere! Sie sind abscheulich (détestables). Die Generale die man mir entgegenstellte, waren untauglich: ein Beaulieu, der von den Örtlichkeiten Italiens keine Ahnung hatte, ein Wurmser, taub und langsam ohne Ende, Alvinczy ganz unfähig. Man hat sie beschuldigt, von mir gewonnen zu sein; das ist unrichtig, ich dachte nicht daran. Aber ich kann es erhärten, daß diese drei Generale nicht einen einzigen Generalstab hatten, von dem nicht mehrere der obersten Offiziere mir ergeben und verkauft gewesen wären. Daher hatte ich Kenntnis nicht allein von ihren beschlossenen Plänen, sondern auch von ihren Entwürfen, und zerstörte sie, ehe sie noch zu Ende beraten waren.“ (Jung, Bonaparte III. 154.) Wie weit dies harte Urteil gerechtfertigt ist, kann man nicht entscheiden. Unordnung im österreichischen Offizierskorps wird allerdings auch sonst bezeugt.

reiten, welcher ihn in Flanke und Rücken Alvinczys bringen sollte. Mit unglaublicher Kühnheit reduzierte er die Streitkräfte in Verona und vor Mantua auf ein Minimum, zog mit allen übrigen Truppen, etwa 20 000 Mann, die Etsch abwärts, um bei Ronco auf das östliche Ufer zu gehen und den Feind zu überraschen. Das sollte allerdings nicht so bald gelingen. An dem Flüßchen Alpone bei Arcole stellten sich ihm ein paar Bataillone Kroaten entgegen, die unter ihrem Oberst Brigido die dortige Brücke zu halten suchten, bis Verstärkungen kamen. Alles lag daran, den Übergang zu forcieren, ehe dieselben eintrafen, und das dominierende Dorf zu nehmen. Das mörderische Feuer der Gegner aus gedeckter Stellung schlug jeden Sturm der Franzosen ab. Da ergriff Napoleon selbst eine Fahne und stürmte mit seiner Suite auf die Brücke hinaus, ein Adjutant fiel neben ihm, mehrere Offiziere wurden verwundet, umsonst, ein Angriff der Österreicher brachte alles in Verwirrung und den Obergeneral, der, von seinen fliehenden Soldaten nach rückwärts gerissen, in einen Sumpf fiel, in Lebensgefahr. Nur mit Mühe gelang es seinem Adjutanten Marmont und seinem Bruder Ludwig, ihn aus dem Morast zu ziehen und vor den verfolgenden Feinden zu bergen. Erst die Dunkelheit ließ die Franzosen ihre Stellung an der Etsch wieder gewinnen (15. November). Da unterdessen die gesamte Streitmacht Alvinczys sich um Arcole konzentriert hatte, kam es am folgenden und zweitfolgenden Tage bei diesem Dorfe zu neuem blutigen, lange unentschiedenen Ringen, bis die stahlharten Soldaten Napoleons schließlich durch ihre physische Ausdauer den Sieg über die braven österreichischen Rekruten errangen. Die dreitägige Schlacht von Arcole (15.—17. November 1796) war für Frankreich gewonnen. Der säumige Davidovich, der daran nicht teilgenommen hatte, wurde sogleich nach dem Kampfe ebenfalls angegriffen und nach Tirol zurückgeworfen. Damit war auch der dritte Versuch zur Befreiung Mantuas gescheitert.

Aber noch einen vierten wagte Österreich, das seine vorge-

schobene Position in Italien nur mit seiner letzten Kraft aufgeben wollte. Noch einmal rückte Alvinczy, anfangs 1797, jetzt aus Tirol, gegen den Feind vor. Ihn zu besiegen hatte er selbst keinerlei Hoffnung und gehorchte lediglich dem Befehle des Kaisers. Und doch hat es auf dem Plateau von Rivoli, am 14. Januar, einen Augenblick gegeben, welcher, wirksam benutzt, den Österreichern einen entscheidenden Erfolg gebracht hätte. Aber hier versagte die Mannschaft, die, bereits siegreich vordringend, vor einer unbedeutenden Kavallerie-Attaque in Verwirrung geriet und in haltloser Flucht zurückeilte. Der letzte Rettungsversuch war mißglückt. Am 3. Februar fiel die Festung Mantua. Österreichs Vorherrschaft in Italien war zu Ende.

Thugut, ein Mann von ernstem Willen und hoher politischer Begabung, vermochte kaum daran zu glauben. Erst vor zwei Jahren noch, als Österreich mit Rußland den Rest von Polen aufteilte, hatte er, wie ehedem Kaunitz und Joseph II., die politische Unterstützung des nordischen Nachbars für weitere Erwerbungen in Italien zu erlangen gewußt. Aber im Jahre 1796 starb Katherina II. und ihr Nachfolger Zar Paul I. wollte von einer effektiven Hilfeleistung zum Zwecke der Vergrößerung Österreichs nichts wissen. Als dann England, der andere Bundesgenosse, seine Flotte aus dem Mittelmeere herauszog und dadurch die Operationen der Franzosen in Italien sehr erleichterte, war die Sache noch schwieriger geworden. Und nun hatte der Kampf mit einer entschiedenen Niederlage geendet. Aber trotzdem meinte Thugut den Krieg nicht aufgeben zu sollen: „Noch haben wir Mittel, nur müssen wir uns zusammennehmen.“ Er will jetzt die Aktion vom Rheine weg gänzlich nach Italien verlegen, was freilich besser um ein Jahr früher geschehen wäre. Der Erzherzog Karl, der Sieger im Vorjahre, sollte den Oberbefehl über die durch die Divisionen des Rheinheeres verstärkte italienische Armee übernehmen und aus Tirol einen gewaltsamen Vorstoß nach Süden machen, um Bonaparte den Weg durch Innerösterreich auf Wien zu verstellen. Das alles mußte freilich so bald als thunlich ins

Werk gesetzt werden. Es kam aber anders. Der Kaiser, von seiner Gemahlin, einer Tochter der Königin von Neapel, im Auftrage der Letzteren um Frieden bestürmt, von einer hochtorystischen Partei gegen den emporgekommenen Minister eingenommen, schwankte wochenlang, bevor er den Entschluß zur Fortführung des Krieges faßte, und als es endlich dazu kam, da war es nicht Tirol, wo man die Hauptmacht konzentrierte, sondern Friaul, wohin sie der Rückzug nach dem Tage von Rivoli geführt und wo sie, offenbar der leichteren Verpflegung wegen, stationiert geblieben war. Fatal war nur, daß dadurch die Verstärkungen vom Rheinheere um einige Wochen länger benötigten, bevor sie am Orte ihrer Bestimmung anlangten, da die Kommunikation zwischen Friaul und Tirol durch die Val Sugana unterbrochen war. Sie waren in der That noch unterwegs, als die Operationen in der ersten Hälfte des März 1797 von den Franzosen begonnen wurden.

Auch Bonaparte hatte nicht sogleich nach dem Falle von Mantua den Krieg gegen Österreich fortgesetzt. Auch seine Armee hatte gelitten und mußte durch bedeutende Verstärkungen vom Rhein und von der Sambre her zu neuen gewagten Unternehmungen tüchtig gemacht werden. Die Zwischenzeit wurde von ihm zu einem Zuge gegen Rom benutzt. Pius VI. hatte sich geweigert, auf einen Friedensvorschlag des Direktoriums einzugehen, weil derselbe in den kirchlichen Bereich übergriff, Anerkennung der Civilverfassung des Klerus in Frankreich, Aufhebung der römischen Inquisition u. dgl. m. verlangte. Er hatte sich mit Österreich verständigt und die im Juni zugestandenen Millionen nicht bezahlt. Mit dem Fall Mantuas aber hatte auch der heilige Vater sein Spiel verloren, und Napoleon erklärte ihm am 1. Februar 1797 den Krieg. Mit einer geringfügigen Streitmacht trieb er die unsäglich feigen päpstlichen Truppen vor sich her und bahnte sich den Weg durch die Romagna und das Herzogtum Urbino bis nach Ancona. Es wird unvergessen bleiben, wie sein Divisionär Lannes mit den

geringsten Opfern Tausende der Gegner zur Ergebung zwang und einige hundert päpstliche Reiter, denen er, nur von wenigen Offizieren begleitet, begegnete, durch das Kommando, abzusitzen, verblüffte und entwaffnete. Vergebens, daß die Mönche der Schlüsselarmee Kampf und Ausdauer predigten, vergebens, daß allerorten Madonnenbilder im Zorn über die Franzosen die Augen verdrehten, die Krieger des Papstes wurden dadurch nicht mutiger und der Fall von Rom stand in nächster Aussicht. Aber Napoleon ging nicht so weit. Eine Bedrohung der Hauptstadt hätte Pius zur Flucht genötigt und das Ende eines Krieges in die Ferne gerückt, den der General nur als Episode in dem größeren Kampfe auffaßte und möglichst bald mit Vorteil zu beendigen wünschte. Seine politische Einsicht, welche weit davon entfernt war, das staatliche Moment der Kirche zu unterschätzen, wie die Pariser Direktoren thaten, half ihm dabei wesentlich. Anstatt den Katholizismus im Keime zu treffen, wie Jene es wünschten, ließ er dem Papste in allen geistlichen Dingen freie Hand, Rom unbedroht und brachte damit am 19. Februar 1797 zu Tolentino einen Frieden zuwege, welcher materiell und politisch durchaus vorteilhaft war: Pius entsagte jedem antifranzösischen Bündnisse, verschloß seine Häfen den Engländern, trat die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna, sowie den wichtigen Hafen Ancona an Frankreich ab und zahlte zu den noch schuldigen sechzehn Millionen weitere vierzehn.

Wieder einmal hatte Bonaparte gegen den Willen des Direktoriums seine eigene Absicht walten lassen, so wie dort, wo er mit dem Könige von Sardinien eigenmächtig einen Waffenstillstand abschloß. Er hatte offenbar mit Italien andere Pläne als die Herren in der Hauptstadt. Und welche? Wir sehen ihn einmal sich gegen den Vorwurf verteidigen, als wollte er sich zum Herzog von Mailand oder zum Könige aufwerfen. Vielleicht hat er wirklich daran gedacht und deshalb einen modus vivendi mit dem Papste gesucht. Wahrscheinlich aber faßte er schon jetzt klar und sicher die Möglichkeit ins Auge, selbst

inmal an der Seine zu herrschen und dann seinem Szepter mehr Fundament und ein weiteres Terrain zu schaffen als dies den Direktoren gelungen war. Carnot argwohnte in ihm „einen zweiten Cäsar, der nicht säumen werde, über den Rubicon zu gehen, wenn man ihm die Gelegenheit dazu biete". Thatsache ist, daß von dem Reichtum italienischer Kontributionen nur wenig zur Disposition der Regierung und zur Unterstützung der anderen Armeen gelangte. Dagegen sah es Napoleon nicht ungerne, wenn seine Generale an der Beute ihren Anteil suchten, um sich ihrer Abhängigkeit zu versichern. Sie bargen ihre Schätze heimlich in der Schweiz.

Als Bonaparte in Ancona anlangte, machte die Nähe der Türkei tiefen Eindruck auf ihn. „In vierundzwanzig Stunden — schrieb er nach Paris — kann man von hier nach Macedonien hinüberkommen; der Punkt ist unschätzbar für unseren Einfluß auf die Geschicke des osmanischen Reichs". Da mochte die Gestalt Alexanders des Großen vor sein inneres Auge getreten sein und dem ehrgeizigen Manne den Prospekt auf eine orientalische Weltherrschaft eröffnet haben, von der das Direktorium damals sich kaum etwas träumen ließ. In ihrem Banne ist er später nach Ägypten gegangen, und erst als er von dort nach Frankreich zurückkehrte, um hier sein Regiment zu begründen, ward in seinen Vorstellungen der gewaltige Macedonier als Vorbild von Karl dem Großen abgelöst. Denn darin eben unterschied er sich von seinen unmittelbaren Vorgängern im Systeme der revolutionären Welteroberung, von den doktrinären Girondisten mit ihren idealen Plänen einer allgemeinen Völkerbefreiung und von den Direktoren mit ihrer planlosen Wühltendenz, daß er seine ehrgeizigen Entwürfe auf dem realen Boden der Geschichte und einer zielbewußten Politik aufbaute. Nur, daß auch er sich nicht aus dem Bannkreise der Revolution zu entfernen vermochte, hat ihn schließlich scheitern lassen.*)

*) Gerade zu der Zeit, als er in rasch drängender Folge seine Siege in Italien errang, schrieb Mallet du Pan an den wiener Hof die denkwür-

Napoleons Ruhm als Feldherr war mit dem Feldzuge von 1796 fest begründet; er hatte sogar den bewunderten Hoche verdunkelt. Aber er wußte sehr gut, daß das französische Volk jetzt weniger für neue Siege als für den Frieden gestimmt und das Direktorium seiner Kriegspolitik wegen verhaßt und angefeindet war. Die Wahlen des neuen Drittels vom Rate der Fünfhundert standen vor der Thüre; niemand zweifelte, daß sie im konservativ-friedlichen Sinne ausfallen und eine Majorität gegen die Direktoren ergeben werden. Wenn es ihm jetzt gelang, Österreich zu einem für Frankreich günstigen Präliminar-Frieden zu nötigen, so stimmte er damit nicht nur die Bevölkerung, welche den 13. Vendémiaire noch nicht vergessen hatte, zu seinen Gunsten, sondern verpflichtete sich auch die Fünfmänner, die mit diesem Frieden in der Hand den Neuwahlen ruhiger entgegensehen konnten. Bonaparte wußte aber auch, welch hohen Wert Österreich auf seine Stellung in Italien legte und daß es sich nicht ohne weiteres auf einen Streich von der Halbinsel verdrängen lassen würde, und wußte auch, daß die Donaumacht längst die Eroberung Venedigs

digen Worte: „Jene, welche meinen, die „unvergängliche“ Republik werde doch eines Tages zu Ende gehen, haben gewiß recht. Wenn sie aber darunter verstehen, daß dann das übrige Europa sicher sein und daß sich sofort schwarz zu weiß verwandeln werde, täuschen sie sich. Denn auf die gegenwärtige Republik kann eine monarchische oder eine diktatorische Republik folgen, oder was weiß ich? In zwanzig Jahren vermag ein aufständisches Volk für seine Revolution hundert verschiedene Formen zu finden.“ Mallet du Pan ahnte dabei freilich nicht, daß der „revolutionäre Monarch“ derselbe Mann sein würde, von dem er jetzt wegwerfend sagte: „Dieser Bonaparte, dieser Knirps mit dem zerraufsten Haar, den die Rhetoren der Kammer den „jungen Helden“, den „Eroberer Italiens“ nennen, er wird seinen Marktschreierruhm, seine schlechte Aufführung, seine Diebstähle, seine Füsilladen, seine unverschämten Pasquille zu büßen haben; denn die Erklärungen, welche das Direktorium zu seinem Ruhme drucken ließ, sind nicht ernst zu nehmen. Einzelne Stimmen waren sogar dafür, den „jungen Helden“ auf den Revolutionsplatz zu schicken, damit er dort fünfundzwanzig Kugeln ins Gehirn bekomme Aber als Freund Barras' entging er der Züchtigung seines tollen Benehmens.“

plante. Er faßte daher den Gedanken, dem Kaiser Franz bei der ersten Gelegenheit das Landgebiet von San Marco samt seinen Dependenzen in Istrien und Dalmatien für die Lombardei und Belgien anzubieten. Daß es sich dabei um die Vernichtung eines selbständigen neutralen Staates handelte, war für den rücksichtslos vorwärts drängenden Mann kein Hindernis. Hatten denn die Staaten der legitimen Gewalt mit Polen nicht ebenso gehandelt? Von diesem Plane war er offenbar schon erfüllt, als er 1797 den neuen Feldzug begann. Es galt ihm, Österreich möglichst bald, ehe noch die Heere am Rhein unter Hoche und Moreau ihm seine Lorbeeren streitig machen konnten, in eine Situation zu bringen, welche das Angebot annehmbar erscheinen ließ.

Während die österreichischen Verstärkungen noch weit entfernt waren, langten Ende Februar die französischen beim Heere an, und Anfangs März nahm Napoleon die Feindseligkeiten wieder auf. Drei Divisionen unter General Joubert wurden nach Tirol kommandiert um die Flanke zu decken. Mit nur vier anderen, etwa 34 000 Mann, unternahm er selbst den Zug nach dem Frieden. Am 10. März warf er den österreichischen Vortrab an der Piave zur Seite und eilte an den Tagliamento, hinter welchen Erzherzog Karl das Gros seiner Armee zurückgezogen hatte. Vor der Übermacht retirirten die Österreicher auf Udine und Cividale und endlich bis zum Isonzo, wo sie die rheinischen Truppen erwarten wollten. Aber auch diese Position war nicht mehr zu halten, als nach ungenügender Verteidigung des Ponteba-Passes Tarvis in die Hände Massenas geriet (23. März) und damit die Verbindung mit dem Pusterthale abgeschnitten wurde, durch welches die ersehnten Verstärkungen herankommen sollten. Nun war an ernsten Widerstand für's Erste nicht mehr zu denken. In den wenigen Tagen waren die Verluste der Österreicher, namentlich an Gefangenen, geradezu außerordentliche gewesen und was der Erzherzog noch zur Verfügung hatte, kaum 15 000 Mann, die er zuerst nach Klagenfurt, dann auf der Wiener Straße gegen Norden führte. Nun schien Bonaparte der passende Augenblick

gekommen, mit dem Ansinnen des Friedens hervorzutreten. Am 31. März schrieb er aus Klagenfurt einen Brief an den Prinzen, den er selbst als „philosophisch“ bezeichnet hat. Er weist darin auf den Versuch des Direktoriums hin, Frieden mit Österreich zu machen, der durch England vereitelt worden sei. „Giebt es also keine Hoffnung, uns zu verständigen und müssen wir wirklich fortfahren, uns nur für die Interessen und Leidenschaften einer dem Kriegsübel selbst ferne bleibenden Nation zu erwürgen? Sie, Herr Chefgeneral, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne so nahe stehen und erhaben sind über die kleinen Schwächen der Minister und Regierungen, sind Sie entschlossen, sich den Titel des Wohlthäters der Menschheit, des wahren Erretters von Deutschland, zu verdienen? Was mich betrifft, ich würde, wenn die Eröffnung, die ich Ihnen hiermit zu machen die Ehre habe, das Leben eines einzigen Menschen retten könnte, stolzer sein auf die damit erworbene Bürgerkrone als auf den traurigen Ruhm, der aus kriegerischen Erfolgen erwächst.“ Um diesen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, hieß er Massena die Pässe von Neumarkt nehmen, wobei allerdings viel mehr als „das Leben eines einzigen Menschen“ zu Grunde ging, und so weit im Murthal vorrücken, bis er bei St. Michael und Leoben dem Gegner die letzten Kommunikationen mit dem Westen unterbinden konnte. Am 7. April war diese Aufgabe gelöst; Massena rückte in Leoben ein.

Erzherzog Karl hatte den Brief Napoleons sofort Thugut mitgeteilt. Auch dieser wollte nicht ohne militärischen Rückhalt in die Unterhandlungen mit einem Feldherrn eintreten, der sich vielleicht schon allzuweit vorgewagt. Freiwillige wurden zu Tausenden angeworben, die ungarische Insurrektion aufgeboten, Anstalten zur Verteidigung Wiens getroffen, als der Minister seine Vertrauensmänner nach Leoben sandte. Hier, auf dem Schlosse Göß, kam es dann zwischen General Merveldt und Marchese Gallo einerseits und Napoleon andrerseits zu Besprechungen, in welchen dieser seinen Haupttrumpf, das Festland von Venedig gegen Mailand

und Belgien ausspielte. Das Anerbieten machte in Wien tiefen Eindruck. Inmitten der zum Frieden drängenden Adels- und Hofparteien, von Rußland nicht unterstützt, von England vergebens auf das Erscheinen einer Flotte in der Adria und auf reichere Subsidien vertröstet, von Preußens Vergrößerungsabsichten überzeugt, nahm Thugut zögernd den Vorschlag Bonaparte's an. Die Erwerbung des längst ersehnten Landes erschien ihm immerhin als Entschädigung für die Verluste; man hatte doch noch festen Fuß auf italienischem Boden und konnte, bei günstiger Gelegenheit, das verlorene Übergewicht wieder gewinnen. Schwieriger wurden die Verhandlungen, als Napoleon die Abtretung Modenas forderte. Es ward klar, er wollte dem Einfluß Franz II. auf Mittelitalien mit der Ogliolinie oder, wenn es gelang, mit der Etsch eine definitive Grenze ziehen. Thugut dagegen suchte Modena seinem Fürsten und dem Hause Habsburg zu erhalten und durch eine Linie, welche vom Iseosee den Oglio entlang an den Po und das Enzathal aufwärts bis an die Küste von Massa und Carrara reichte, den politischen Machtbereich Frankreichs gegen die Halbinsel abzugrenzen. Der diplomatische Kampf entschied gegen Österreich; Modena wurde und blieb republikanisch. Am 18. April 1797 ward der Frie de im Eggenwaldschen Garten zu Leoben unterzeichnet. Es war lediglich ein Präliminarvertrag, der zwar die Grundlagen der Vereinigung enthielt, bei weiteren Verhandlungen jedoch immerhin in einzelnen Punkten verändert werden konnte. Wie er jetzt lautete, setzte er neben der Abtretung des österreichischen Gebietes von Mailand und des Herzogtums Modena an den neuen lombardischen Freistaat und der Überlassung Belgiens an Frankreich, den Anfall des venezianischen Festlandes bis zum Oglio samt den Dependenzen am Ostufer der Adria an Österreich und die Entschädigung der Markusrepublik durch die drei ehedem päpstlichen Legationen Bologna, Ferrara und Romagna in geheimen Artikeln fest.

Eben als Napoleon seinen Namen unter das Schriftstück setzte, welches den Waffen Ruhe gebot, errang Hoche am Rhein einen

bedeutenden Vorteil über die Österreicher und drang weit ins deutsche Land hinein vor. Aber diese Siege kamen zu spät. Bonaparte hatte sie überflüssig gemacht, vorausgesetzt, daß die Direktoren ihre Zustimmung zu einem Vertrage gaben, den abzuschließen er im Grunde gar keine Vollmacht gehabt. Er hatte in einem begleitenden Schreiben den blos vorläufigen Charakter desselben zu betonen gewußt und für den häßlichen venezianischen Handel, der sein eigenstes Werk gewesen war, den Österreichern die Initiative zugeschoben, so daß die Regierung, welche sich mit dem mächtigen General nicht verfeinden mochte, keinen Widerspruch erhob. Sie ratifizierte den Frieden und stellte nur die eine bestimmte Forderung an ihn: er solle, da das Vorgehen gegen Venedig dem Grundsatze der Selbstbestimmung zuwiderlaufe, weitere Unternehmungen gegen den Freistaat unterlassen. Die Mahnung kam zu spät. Eine Woche vorher (1. Mai) hatte Napoleon dem Senate der Lagunenstadt den Krieg erklärt. Freilich, das hatte er dem Direktorium verschwiegen, daß er es in Leoben auf sich genommen, den Österreichern das venezianische Land zu schaffen und zu diesem Zwecke sogleich nach dem Abschluß des Vertrages in offener Feindseligkeit gegen die Markus-Republik vorzugehen.

Den Anlaß dazu hatte er selbst von langer Hand vorbereitet. Man irrt nicht, wenn man, trotz seiner eigenen anders lautenden Mitteilung, annimmt, daß er, als er nach Inneröſterreich vordrang, die demokratische Revolution auch in den venezianischen Städten gegen das aristokratische Staatsregiment ins Werk richtete. In der That, die „Patrioten“ erhoben sich. Nur war die Folge, daß sich die regierungsfreundliche Landbevölkerung gegen die Aufständischen wandte und daß mehrfach französische Soldaten, die an der Empörung offen teil genommen, getötet wurden. So kam es in Verona zu einer Gegenrevolution, welche Demokraten und Franzosen das Leben kostete und nur durch die kräftige Intervention der französischen Garnison unterdrückt werden konnte. Später ereignete sich im Hafen von Venedig

ein Kampf zwischen einem französischen und einem venezianischen Kriegsschiffe, wobei der Kapitän des ersteren erschossen wurde. Darauf erfolgte dann Napoleons Kriegserklärung gegen den Dogen. Eine von einem französischen Geschäftsträger offen unterstützte demokratische Bewegung in der Lagunenstadt that das ihrige dazu. Am 15. Mai mußte der „große Rat" abdanken, und von den „Patrioten" wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, welche die der Regierung noch zur Verfügung stehenden Truppen sofort entließ und mit Napoleon ein Abkommen traf, wonach dieser für fünf Millionen Francs und eine Anzahl von Kriegsschiffen sich zu beruhigen und der Republik den Schutz seiner Waffen versprach. (16. Mai 1797.) Wie wenig Ernst es ihm aber mit dieser Beschützerrolle war, beweist der Umstand, daß er kurz nachher dem Marchese Gallo, der von Thugut zur Unterhandlung des Definitivfriedens nach Mailand geschickt worden war, auch noch die Stadt Venedig anbot, wenn Jener die österreichische Grenze vom Oglio an die Etsch zurückziehen wollte. (24. Mai 1797.) Um die Venezianer sicher zu machen, schrieb er zwei Tage später an die neue Municipalität: „Jedenfalls werde ich alles thun, was in meiner Macht steht, um Euch zu beweisen, wie sehr ich die Erstarkung Eurer Freiheit wünsche und wie gerne ich das arme Italien, nunmehr ruhmbedeckt und jeglichen fremden Einflusses ledig, wieder auf der Weltbühne erscheinen und unter den großen Nationen den Rang einnehmen sehen möchte, zu dem es durch seine Natur, seine Lage und seine Bestimmung berufen ist." Dagegen hieß es in einem Berichte an das Direktorium vom Tage darauf: „Venedig, welches seit der Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung und des Emporkommens von Triest und Ancona im Niedergange begriffen ist, wird wohl schwerlich die Schläge überdauern, die wir ihm beigebracht. Diese elende, feige, keineswegs für die Freiheit gemachte Bevölkerung ohne Land und ohne Wasser — es erscheint nur natürlich, daß wir sie denen überlassen, denen wir ihr Festlandsgebiet übergaben. Wir werden alle Schiffe fortnehmen, das

Arsenal ausräumen, die Kanonen wegführen, ihre Bank zugrunde richten. Auch Corfu und Ancona behalten wir für uns." Die stolze Stadt mußte erst verbluten, bevor man den Cadaver an Österreich überlieferte.

Es war fraglich, ob die Wiener Regierung, welche vor Allen nach den drei päpstlichen Legationen verlangte, die neue Proposition Napoleons annahm. Unterdes aber begannen sich in Paris Dinge abzuspielen, die Bonaparte's Haltung notwendig beeinflußten, in die er persönlich eingriff und die dann auch wieder auf die auswärtigen Verhältnisse zurückwirkten.

Die Neuwahlen in Frankreich hatten im April 1797, wie vorauszusehen war, ein dem Directorium durchaus ungünstiges Resultat und alsbald im Rate der Fünfhundert und im Rate der Alten eine gemäßigte Majorität ergeben. Zur selben Zeit hatte ein neuer Director einzutreten gehabt. Das Los war auf Barthélemy gefallen, der nun mit dem ähnlich gemäßigt Gesinnten Carnot den Barras, Rewbell und Lareveillère gegenüber eine konservative Minderheit bildete. Es dominierte demnach im Direktorium das jakobinisch-demokratische, in den Kammern das konservativ-royalistische Element. Der Gegensatz verschärfte sich mit jedem Tage. Ein Konflikt war unvermeidlich. Heute griff die oppositionelle Majorität die jämmerliche Finanzpolitik der Regierung an, welche trotz eines zweifachen Bankrotts sich mühselig fortfristete, morgen bekämpfte sie ihr Vorgehen gegen Priester und Emigranten, dann ihre Kolonialverwaltung, ihre Handelspolitik und endlich auch die auswärtige Politik, die immer mehr den Charakter der revolutionären Propaganda enthüllte und ihr Ziel in der Republikanisierung Europas deklarirte. Offen klagte man das Direktorium an, den grenzenlosen Krieg zu verfolgen, weil es die Truppen daheim nicht ernähren könne. Der Selbstmord einiger Seeoffiziere, die sich aus Hunger töteten, machte tiefen Eindruck. Namentlich das Vorgehen in Italien wurde hart getadelt, und besonders dasjenige

gegen Venedig. Es ward dem Direktorium von der oppositionellen Rechten vorgeworfen, daß es Kriegserklärungen erlasse ohne die verfassungsmäßige Zustimmung der Kammern einzuholen, sich ebenso verfassungswidrig in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten einmische und auf solche Art systematisch den definitiven Frieden hintertreibe.

Bonaparte, der sich hierdurch persönlich getroffen fühlte, nahm sich der Mehrheit des Direktoriums gegen die Majorität der Kammern an. Am 14. Juli, dem Gedächtnis des Bastillesturmes zu Ehren, erließ er ein Manifest an seine Armee, welches eine förmliche Fehdeerklärung an die Parteigegner enthielt. „Soldaten" — hieß es darin — „ich weiß, daß Ihr tief ergriffen seid von dem Unglück, welches dem Vaterlande droht. Aber das Vaterland kann keine ernste Gefahr laufen. Die Männer, die ihm zum Triumph über das vereinte Europa verholfen haben, sind zur Stelle. Die Berge, die uns von Frankreich trennen, Ihr würdet sie mit dem Fluge des Adlers übersteigen, wenn es gälte, die Verfassung aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu verteidigen, die Regierung und die Republikaner zu beschützen. Soldaten, die Regierung wacht über den Gesetzen, die ihrem Walten anvertraut sind. Sobald die Royalisten sich nur zeigen, haben sie ihr Leben verwirkt. Seid ohne Sorge und laßt uns bei den Manen der Helden, die an unserer Seite für die Freiheit fielen, laßt uns auf unsere neuen Fahnen schwören: unversöhnlichen Krieg den Feinden der Republik und denen der Verfassung des Jahres III!" Der Aufruf fand ein Echo in allen Garnisonen seiner Armee, wo die einzelnen Abteilungen in Adressen an das Direktorium ihre treue republikanische Gesinnung aussprachen. Außerdem verfaßte Bonaparte einige Denkschriften, die, eben so meisterhaft als unwahr, seine Politik gegen Venedig rechtfertigen sollten. „Ich prophezeihe Euch", ruft er den oppositionellen Kammerrednern zu, „und ich spreche im Namen von 80000 Mann: die Zeit, da feige Advokaten und elende Schwätzer die Soldaten guillotinieren ließen, ist vorbei!" Und Bonaparte war nicht der

Mann, der sichs bei Worten genügen ließ. Er sandte seinen General Augereau mit den Adressen der Divisionen nach Paris und stellte ihn Barras und seinen beiden Kollegen für ihre Verteidigung zur Verfügung. Kaum dort angelangt, wurde derselbe zum Befehlshaber der Armee des Innern ernannt. Überdies leistete Napoleon den drei Direktoren noch einen besonderen Dienst. In Venedig war ihm einer der Hauptagenten der Bourbons, Graf d'Antraigues, in die Hände gefallen. Dieser machte in einer Unterredung Andeutungen über General Pichegrus Beziehung zu dem Bourbonenprinzen von Condé im Jahre 1795, Enthüllungen, welche jetzt um so wertvoller erschienen, als Pichegru einer der Führer der Majorität und Präsident der „Fünfhundert" geworden war. Napoleon brachte d'Antraigues durch Versprechungen oder Drohungen dazu, diese Mitteilungen niederzuschreiben, und bald wanderte das Schriftstück nach Paris, wo es den drei Direktoren als wichtige Handhabe und entscheidender Vorwand zu einem Staatsstreiche diente, mit welchem sie sich am 4. September 1797 (18. Fruktidor) zunächst ihrer beiden Kollegen Carnot und Barthélemy und überdies einer beträchtlichen Anzahl konservativer Deputierten entledigten. In die offenen Direktorenstellen traten zwei entschieden demokratisch gesinnte Männer, Merlin aus Douay und François von Neufchateau ein. Der Coup war vollständig geglückt. Um ihn zu rechtfertigen wurden Pichegrus vorgebliche Verrätereien mitgeteilt. Der eigentliche Sieger des 18. Fruktidor aber war Bonaparte, so wie er der des 13. Vendémiaire gewesen war. In einem Bulletin vom 22. September, dem Jahrestage des Beginnes der Republik, nahm er den Triumph offen für sich und sein Heer in Anspruch. „Soldaten" — lautet darin eine Stelle — „man hatte Ketten für Euch vorbereitet; ihr habt es gewußt; ihr habt gesprochen; das Volk hat sich ermannt; es hat die Verräter festgenommen; schon sind sie in Fesseln geschlagen."

Sein Ansehen bei der Regierung stand höher denn je. Augereau, der sich bei dem Staatsstreiche für die leitende Hand gehalten hatte, während er doch nur Werkzeug gewesen war, wurde durch die Verleihung des Oberbefehls über die Rheinarmee vom Schauplatze entfernt. Hoche, der einzige nennenswerte Rivale des Korsen, starb in dieser Zeit an einem akuten Lungenübel. Die Alpenarmee wurde mit der italienischen vereinigt und damit die Streitmacht Napoleons um ein Beträchtliches vermehrt. Die Royalisten waren besiegt, die Gemäßigten zur Unthätigkeit verurteilt, das neue Direktorium, dem General zu Dank verpflichtet, vermied es, ihm nachhaltig entgegenzutreten. „Man hat mir vorgeworfen, den Staatsstreich vom 18. Fruktidor begünstigt zu haben" — äußerte er einige Jahre später im Gespräche — „das ist gerade so, als ob man mir vorwürfe, die Revolution überhaupt unterstützt zu haben. Man mußte eben die Revolution ausnützen und Vorteil aus dem Blute ziehen, welches sie vergossen hatte. Wie? sich freiwillig und unbedingt den Bourbons überliefern, die uns unser Mißgeschick seit ihrem Abgange fortwährend an den Kopf geworfen und uns mit der Notwendigkeit ihrer Rückkehr den Mund geschlossen haben würden? unsere siegreiche Fahne mit der weißen vertauschen, die sich nicht gescheut hatte, sich unter die Feldzeichen der Feinde zu mischen? und endlich, ich selbst mich mit ein paar Millionen und mit dem Herzogstitel begnügen?*) Fürwahr, die Rolle eines Monk ist nicht schwer zu spielen, sie hätte mir weniger Mühe gemacht als der ägyptische Feldzug und selbst als der 18. Brumaire; gewiß, ich hätte im Notfalle die Bourbons auch ein

---

*) Wie Pichegru, war auch Bonaparte von den bourbonischen Agenten umworben worden. Der Prätendent hatte ihm einen eigenhändigen Brief geschrieben, und im Dezember 1796 war ihm, im Fall er sich für die angestammte Monarchie erklärte, der Titel eines Herzogs, das erbliche Vizekönigtum über Korsika und der Marschallsstab von Frankreich versprochen worden. Die Kurzsichtigen hatten freilich keine Ahnung, daß, was sie hier boten, schon längst aufgehört hatte, den Ehrgeiz Napoleons zu fesseln.

zweites Mal zu depossedieren gewußt, und der beste Rat, den man ihnen hätte geben können, war, sich meiner zu entledigen." Wie genau stimmt es zu diesem Bekenntnis, was schon in demselben Jahre aufmerksame Beobachter über ihn zu sagen wissen. Einer seiner alten Freunde, der Kriegskommissär Sucy, schreibt im August 1797: er kenne bei Bonaparte kein Halten, es wäre denn auf dem Throne oder auf dem Schafott. Und der erwähnte Graf d'Antraigues sagt in einem Berichte aus dem September: „Dieser Mann will Frankreich unterjochen und durch Frankreich Europa. Gäbe es einen König in Frankreich, und er selbst wäre dieser König nicht, so wollte er ihn doch eingesetzt haben, wollte dessen Rechte auf der Spitze seines Degens balancieren, diesen Degen niemals weglegen, um ihn dem Monarchen in den Leib zu stoßen, wenn er einen Augenblick aufhörte, ihm unterthänig zu sein."

Schon die äußere Art seines Auftretens trug den Stempel unabhängiger Gewalt. Auf Schloß Montebello bei Mailand hielt er Hof gleich einem Fürsten. Gleich einem solchen empfing er die Gesandten Österreichs, Neapels, Piemonts. Ja selbst seine Mahlzeiten nahm er, mit wenigen Auserwählten, öffentlich, einem neugierigen Publikum zur Schau, ein wie ein Monarch. Und wie ein Monarch verhandelte er jetzt den Definitivfrieden mit der Donaumacht nach seinen eigenen Entwürfen und keineswegs im Sinne der Pariser Regierung. Diese versuchte es zwar, Bonaparte ihren demokratischen Doktrinarismus zur Richtschnur anzuweisen, Italien völlig zu revolutionieren und den Kaiser gänzlich daraus zu verdrängen. Aber Jener wies dieses Ansinnen als unpraktisch mit solcher Entschiedenheit und unter Androhung seiner Demission zurück, daß auch jetzt dem Direktorium nichts übrig blieb, als seinem Willen freien Lauf zu lassen. Seine Zuschriften, die er an das auswärtige Amt in der Hauptstadt richtete, sind in einem durchaus überlegenen und belehrenden Tone gehalten. In einer der bemerkenswertesten, vom 7. Oktober 1797, die er an Talleyrand, den neuen Minister des Äußern

adressiert, heißt es: „Ihr kennt diese italienischen Völkerschaften sehr wenig. Sie verdienen nicht, daß man für ihre Unabhängigkeit 40000 Franzosen opfert. Ich ersehe aus Euern Briefen, daß Ihr von einer falschen Annahme ausgeht: Ihr bildet Euch ein, die Freiheit sei im Stande, ein weichliches, abergläubisches, hanswurstiges (pantalon), feiges Volk zu großen Dingen anzuregen. Der eigentümliche Charakterzug unserer Nation ist, daß sie im Glück viel zu hitzig vorgeht. Legen wir allen unseren Handlungen die wahre Politik zu Grunde, die nichts anderes ist als die Berechnung der Umstände und Möglichkeiten (le calcul des combinaisons et chances), so werden wir auf lange hinaus die große Nation und der Schiedsrichter Europas sein. Ich sage mehr: wir halten die Wage des Weltteils in unseren Händen, wir werden sie steigen oder sinken lassen nach unserem Belieben, und, wenn das Geschick es will, sehe ich keine Unmöglichkeit darin, daß man in wenig Jahren zu den großen Ergebnissen gelangt, welche heute noch eine erhitzte und begeisterte Phantasie in unsicheren Umrissen erblickt, die aber ein äußerst kalter, beharrlicher und berechnender Mann wirklich erreichen wird."

Bald bekam auch der Wiener Hof dieses Übergewicht und die überlegene Haltung Bonapartes zu fühlen. Thugut hatte sich bereit erklärt, von den Präliminarien des Aprilvertrages abzuweichen, allerdings in der Absicht, um das Machtgebiet Österreichs in Italien durch die Legationen zu vergrößern. Damit hatte er gefehlt. Napoleon freilich war willig darauf eingegangen, den vorläufigen Frieden zu verändern, aber nur, um Österreichs Einfluß noch mehr zu schwächen. Daher sein Anerbieten der Stadt Venedig und der Etschgrenze im Mai. Thugut hatte dann allerdings dieses Ansinnen weit von sich weggewiesen. Aber es half ihm nichts, daß er den General monatelang hinhielt, offenbar in der Hoffnung, ein Sieg der gemäßigten Partei in Paris werde auch in der auswärtigen Politik Frankreichs eine größere Mäßigung herbeiführen, nichts, daß er in dem Grafen Ludwig Cobenzl den geschicktesten Diplomaten, über

welchen der Kaiserstaat zu jener Zeit verfügte, zu den Verhandlungen mit Bonaparte nach Udine schickte: wie die Verhältnisse im September sich gestaltet hatten, bei der Isolierung Österreichs und bei dem Überwiegen der Friedenspartei am Kaiserhofe, ließen sich auch die Bedingungen des Präliminarfriedens von Leoben nicht mehr festhalten und man mußte sich den Vorschlägen des Gegners fügen. Es war eine Reihe stürmischer Sitzungen, in welchen der Definitivfriede zu Stande kam. Mit allen Mitteln seines Temperamentes, mit Schmeicheleien und listiger Lockung, mit Drohungen und Schmähungen suchte Bonaparte auf den österreichischen Geschäftsträger zu wirken. Einmal, bei einer Weigerung Cobenzls, hatte er einen förmlichen Wutanfall, warf ein Porzellangefäß zu Boden und stürzte mit Fluchen und Schreien aus dem Sitzungssaale, eine Szene ähnlich denen, die er in späteren Jahren wiederholt und nicht unvorbereitet den Gesandten fremder Mächte gegenüber gespielt hat. Endlich, am 17. Oktober 1797, nachdem die Verhandlungen zweimal dem Bruche nahegekommen waren, wurde in Passariano bei Udine der (aus Campo Formio datierte) definitive Friede unterzeichnet. Belgien und die jonischen Inseln kamen an Frankreich, an Österreich die Stadt Venedig und die Terra Ferma der Republik bis zur Etsch und südlich von dieser das Gebiet zwischen dem Kanal Bianco und dem Hauptarme des Po. Aus den Territorien von Mantua und Mailand, Bergamo und Brescia, Modena und den drei Legationen wurde der cisalpinische Freistaat gebildet, der Herzog von Modena mit dem österreichischen Breisgau entschädigt. Für diesen Verlust, sowie für die gleichfalls abgetretene Grafschaft Falkenstein und das Fricktal im Aargau sollte Kaiser Franz durch das Erzbistum Salzburg und bayrisches Gebiet rechts vom Inn schadlos gehalten werden, wofür sich Frankreich verwenden wollte; dagegen versprach Österreich seine guten Dienste, damit Frankreich bei dem noch abzuschließenden Frieden mit dem Deutschen Reiche den Rhein als Grenze bis Andernach erhalte. Die Reichsangelegenheiten wollte man auf einem besonderen Kongreß, der dem-

nächst in Rastatt zusammentreten sollte, ordnen. Die dabei in Nachteil gesetzten deutschen Fürsten sollten diesseits des Rheins ihre Entschädigung finden. Um seinen guten Willen zu beweisen räumte der Kaiser alsbald die wichtige Festung Mainz den Franzosen ein.

In Wien, am Hofe und in der Bevölkerung, herrschte Jubel bei der Nachricht von dem erfolgten Friedensabschluß. Nur wenige weiter blickende Staatsmänner, Thugut vor Allen, beklagten die Bedingungen desselben als ein Unglück für die Monarchie und glaubten nicht an die Dauerbarkeit der durch sie geschaffenen Zustände. Der deutsche Kaiser hatte zur Einschränkung des Reichsgebietes seine Zustimmung gegeben, hatte sich selbst bereit erklärt, das Gut eines geistlichen Fürsten zu annektieren, wo doch gerade an diesen geistlichen Reichsständen das Kaisertum der Habsburger seinen stärksten Rückhalt fand. Und wenn wenigstens der österreichische Staat dafür die gewünschte Machtausdehnung erlangt hätte; aber man war unerbittlich nach Osten zurückgedrängt worden. Dagegen hatte Napoleon allen Grund, zufrieden auf sein gelungenes Werk zu blicken. Wir hören, daß er am Tage der Unterzeichnung seiner Freude rückhaltslos Ausdruck gab und den österreichischen Gesandten gegenüber eine gewinnende Freundlichkeit offenbarte, über die sein reiches schauspielerisches Talent ebenso souverän gebot wie über Zorn und Ungestüm. Für ihn persönlich hätte das Scheitern der Unterhandlungen die unerwünschte Mühsal eines Winterfeldzugs in den unwirtlichen Alpengegenden herbeigeführt, während der glückliche Abschluß derselben ihn in den Stand setzte, die weittragenden Entwürfe zu verfolgen, die er den Sommer über bei sich zur Reife gebracht, Entwürfe, wie sie nur selten im gleich weltumfassenden Umfange und in ähnlicher zielbewußter Klarheit von einem Manne erdacht worden sind.

Sechstes Kapitel.

Ägypten.

Als Napoleon unter dem Scheine des hilfsbereiten Bundesgenossen den Vertrag mit der neuen Regierung von Venedig abschloß, war es keineswegs bloß seine Absicht, ein Kompensationsobjekt in die Hand zu bekommen, welches er den Österreichern auszuliefern gedachte. Er reservirte Frankreich einen Teil der venezianischen Erbschaft: die orientalische Machtstellung der alten Republik sollte auf die Franzosen übergehen. Mit venezianischen Schiffen ließ er noch im Mai 1797 den französischen General Gentili die jonischen Inseln okkupieren, wo die Bevölkerung den Abgesandten des gefeierten Generals als Befreier von der lästigen Herrschaft des Löwen von San Marco sympathisch aufnahm. Er hatte damit einen wichtigen Schritt nach dem Orient hin gethan, wo er ein weites Feld für den französischen Einfluß und für seinen Ehrgeiz — vorausgesetzt, daß sich beide deckten — erblickte. Schon im Mai hatte er darauf hingewiesen, daß Frankreich Korfu notwendig behalten müsse. „Korfu und Zante", schrieb er später an Talleyrand, „machen uns zu Herren zugleich des adriatischen Meeres und des Orients. Vergeblich ist es, das türkische Reich erhalten zu wollen; wir werden seinen Untergang noch erleben; die Besetzung der vier jonischen Inseln wird es in unsere Hand geben, dasselbe entweder zu unterstützen oder uns unser Teil daran zu sichern." Es war nur im Sinne dieses Programmes, wenn er von den jonischen Inseln aus sich mit den Griechen, den Mainoten, den Paschas von Janina, Scutari und Bosnien durch geschickte Agenten in Beziehung setzte. Und schon hatte sein weitblickendes Auge neue Objekte erfaßt. Es gehörte längst zu Frankreichs Plänen, die Engländer von ihrem Verbindungswege mit Indien auszuschließen und deshalb so viel Stützpunkte als möglich im mittelländischen Meere zu gewinnen. Darum hat auch Napoleon nach dem Abzuge der britischen Flotte durch General Gentili im Früh-

jahre 1797 Korsika wiedererobern lassen,*) darum ging er im Sommer gegen Genua genau ebenso vor wie gegen Venedig, und ein Vertrag vom 6. Juni 1797 stellte Frankreich die „ligurische Republik“ mit einer neuen demokratischen Verfassung zur unbedingten Verfügung. Endlich am 16. August 1797 schrieb er an das Direktorium: „Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo wir fühlen werden, daß wir uns Ägyptens bemächtigen müssen, um England gründlich zu zerstören. Das weitgedehnte türkische Reich, welches mit jedem Tage mehr zergeht, legt uns die Pflicht auf, beizeiten an die Erhaltung unseres Orienthandels zu denken“. Rasch durchmaßen seine Gedanken den Weg nach dem Lande der Pharaonen. „Warum“ — fragte er Talleyrand am 13. September — „sollten wir uns nicht Maltas versichern? Admiral Brueys könnte sehr leicht dort anlegen und sich der Insel bemächtigen. Vierhundert Ritter und ein Regiment von höchstens 500 Mann bilden die ganze Besatzung von Lavalette. Das Volk ist uns geneigt und haßt die Ritter, die nichts zu verzehren haben und im Hunger verkommen. Ich habe ihnen mit Absicht ihre Güter in Italien konfiszieren lassen. Im Besitze der Insel St. Pietro, welche uns der König von Sardinien abtrat, mit Malta und Korfu wären wir die Herren des Mittelmeeres. Wenn es nötig würde im Frieden mit England das Kap der guten Hoffnung zurückzustellen, so müßten wir uns Ägypten nehmen. Man könnte die Expedition mit 25,000 Mann und acht bis zehn Linienschiffen oder venezianischen Fregatten wagen. Ägypten gehört nicht dem Sultan. Ich wünschte, daß Ihr in Paris in Erfahrung brächtet, welchen Eindruck unsere ägyptische Expedition auf die Pforte machen würde.“ Talleyrand ging mit Eifer auf die Entwürfe des Generals ein, in dessen rücksichtsloser Überlegenheit sein durchdringen-

*) Napoleon gewährte den Korsen Amnestie. Nur die Häupter jener Familien nahm er aus, die sich damals als Paolisten gegen ihn gewendet hatten, namentlich Pozzo di Borgo, Peraldi, Bertholani, u. a. Pozzo di Borgo blieb denn auch sein Feind und unermüdlicher Widersacher.

der Geist den künftigen Machthaber erkannt haben mochte. Bei ihm trafen die Gedanken Napoleons auf verwandte Vorstellungen und Entwürfe. Schon vorher hatte er selbst in einem Aufsatz „Über die Gründung neuer Kolonieen", den er im Juli 1797 den Mitgliedern des Nationalinstituts vorlas, auf Ägypten hingewiesen und das Verdienst Choiseuls um die gleiche Idee hervorgehoben*). Überdies hatte der französische Konsul Magallon in Kairo seit einem Jahre in seinen Berichten immer von den Vorteilen einer ägyptischen Expedition geredet. Deshalb kam jetzt der Minister Bonaparte entgegen, indem er auf dessen Vorschläge einging und auch seinerseits die Wichtigkeit der französischen Herrschaft im Mittelmeer, insbesondere aber am Nil betonte. Ja, er hat sich einmal dem preußischen Gesandten gegenüber gerühmt, selbst der Anreger des Projektes gewesen zu sein.

Ob freilich Napoleon jetzt schon sich selbst zum Führer der ägyptischen Expedition bestimmte, wird man bezweifeln dürfen. Es paßte schlecht zu seinen ehrsüchtigen Entwürfen, sich mit 25000 Mann auf ein entlegenes Abenteuer einzulassen, seinen rasch und voll erworbenen Ruhm in unberechenbaren Aktionen aufs Spiel zu setzen, seine Machtstellung in Frankreich aufzugeben und das Direktorium von der Sorge seines ehrgeizigen Strebens so leichten Kaufes zu befreien. Er hat später die Expedition geleitet, ja, aber nur gezwungen durch Umstände, mit denen er im Herbste 1797 noch nicht rechnete. Denn Ägyptens Eroberung war nur ein einziges Glied in der Kette der Entwürfe, deren letztes Ziel er in einer Proklamation an die Flotte verkündete: „Kameraden, nachdem wir auf dem Festlande den Frieden begründet haben, werden wir uns vereinigen, um die Freiheit der Meere zu erobern. Ohne euch vermögen wir den

*) Die Idee war älter. Schon Leibniz hatte sie, um den Rhein den Franzosen aus dem Kopfe zu bringen, Ludwig XIV. nahe gelegt. Im Jahre 1738 nahm d'Argenson, der spätere Minister Frankreichs, den Gedanken auf und erwog die Durchstechung der Suezenge. Auch Kaiser Joseph II dachte daran, bei der Teilung der Türkei Frankreich auf Ägypten zu verweisen.

Ruhm des französischen Namens nur in einen kleinen Winkel des Kontinents zu tragen, mit euch werden wir die Meere durchschiffen, und der nationale Ruhm wird die entferntesten Lande erfüllen". Und am Tage nach dem Abschluß des Friedens mit Österreich bezeichnete er in einem Briefe an Talleyrand den gegenwärtigen Augenblick als besonders günstig zur Bekämpfung Großbrittaniens: „Vereinigen wir all unsere Thätigkeit auf die Hebung unserer Marine und zerstören wir England, dann liegt Europa zu unseren Füßen"! Schon ehevor hatte auch das Direktorium eine Landung an der britischen Küste ins Auge gefaßt und Vorbereitungen dazu getroffen. Bonaparte geht darauf ein. Nachdem am 2. November mit der Bestätigung des Friedens zugleich auch seine Ernennung zum Chefgeneral der armée d'Angleterre in Mailand eingetroffen war, dirigiert er fünfzehn Halbbrigaden der italienischen Armee (30,000 Mann) an den Ozean und läßt Kanonen englischen Kalibers gießen, „damit man sich in Feindesland der englischen Projektile bedienen könne."

Aber viel mehr als diese kriegerischen Vorsätze lag ihm eine andere Sache am Herzen. Nur der militärische Diener des Direktoriums zu sein, hatte er längst verlernt. Es entsprach seinem ganzen Wesen, sich womöglich selbst eine leitende Stelle zu erobern und seine Macht, mit der er bisher im Auslande gewaltet, wenn es anging, in den Mittelpunkt Frankreichs, in die Regierung zu verlegen.

Am 17. November 1797 verließ er sein Hauptquartier in Mailand, um sich zunächst nach Rastatt zu begeben, wo er als erster Bevollmächtigter Frankreichs mit den Gesandten des Kaisers den Frieden mit dem deutschen Reiche unterhandeln sollte. Nur kurze Zeit weilte er in der badischen Stadt — in denselben Gemächern, welche bei einem früheren Kongreß Villars bewohnt hatte — nur so lange bis Cobenzl angekommen war und er mit ihm den Vertrag über die Auslieferung von Mainz unterzeichnet hatte (1. Dezember 1797). Dann reiste er noch in derselben Nacht nach Paris weiter, wohin ihn Barras als Chef des

Direktoriums eingeladen hatte und wohin ihn das Verlangen trieb, seinen Ruhm zu nutzen.

Das Directorium kam ihm äußerlich aufs Liebenswürdigste entgegen. Man gab ihm Feste im Luxemburg-Palast, im Louvre, dessen Wände die italienischen Beutestücke zierten, Vorstellungen im Theater u. dgl. Auch die Bevölkerung schien den Mann des 13. Vendémiaire über dem berühmten Kriegshelden vergessen zu haben und äußerte allenthalben, wenn nicht gerade Sympathie, so doch Interesse und Neugier. In den Schauspielhäusern verlangte das Publikum, welches seine Anwesenheit erfuhr, stürmisch ihn zu sehen; kaum daß er sich den Ovationen entziehen konnte. Das National-Institut erwählte ihn an Carnots Stelle zu seinem lebenslänglichen Mitgliede, und seitdem zeigte er sich nur in dem Ehrenkleide des Gelehrten, um seinen bürgerlichen Sinn zu beweisen. Er trug überhaupt eine schlichte Einfachheit des Wesens und des Benehmens zur Schau, die dem ehrgierigen Manne schwer genug angekommen sein mag. Er bewohnte das bescheidenene Haus seiner Frau in der Rue de Chantereine, die man ihm zu Ehren in Rue de la Viktoire umtaufte, begegnete den vielfachen Aufmerksamkeiten mit berechneter Zurückhaltung und zeigte sich nur selten öffentlich. Seinem alten Freunde Bourrienne, der jetzt sein vertrauter Sekretär geworden war, sagte er darüber: „In Paris behält man nichts im Gedächtnis. Bleibe ich lange unthätig, so bin ich verloren. In diesem Babel drängt eine Berühmtheit die andere. Hat man mich dreimal nur im Theater gesehen, so wird man mich nicht weiter beachten, darum geh ich so selten dahin“. Und als ihm Jener bemerkte, es müßte ihm doch schmeicheln, die Menge sich derart nach ihm drängen zu sehen, antwortete er: „Bah, das Volk würde sich ebenso herzu drängen, wenn ich zum Schafott ginge!“

Im Mittelpunkte aller offiziellen Feierlichkeiten stand das prächtige Fest, welches ihm am 10. Dezember 1797 vom Direktorium veranstaltet wurde, um aus seinen Händen die vom

Kaiser Franz ratifizierte Urkunde des Friedens von Campo-Formio entgegen zu nehmen. Alles was Paris an hervorragenden und hochgestellten Persönlichkeiten zählte, war an diesem Tage in dem prächtig dekorierten Hofraume des großen Luxemburg-Palastes versammelt. Minister Talleyrand hielt die Festrede, in welcher er vor allem Napoleons antiken Sinn für Einfachheit, seine Vorliebe für die Wissenschaften, seine Verachtung alles eitlen Glanzes pries und darin die Gewähr dafür erblickte, daß sein Ehrgeiz ihn niemals fortreißen werde. Unter allgemeiner Spannung gab dann Dieser folgendes zur Antwort: „Das französische Volk mußte, um frei zu sein, die Könige bekämpfen. Um eine auf Vernunft gegründete Verfassung zu erlangen, hatte es achtzehn Jahrhunderte der Vorurteile zu besiegen. Die Verfassung des Jahres III (1795) und Ihr selbst habt über alle diese Hindernisse triumphiert. Religion, Feudalität, Königtum haben seit zwanzig Jahrhunderten nacheinander Europa beherrscht; aber von dem Frieden, den Ihr soeben abgeschlossen habt, datiert die Ära der Repräsentativverfassungen. Ihr habt es erreicht, die große Nation so zu organisieren, daß ihr Gebiet von denen Grenzen umschrieben wird, welche die Natur selbst gesteckt hat. Ihr habt aber noch mehr gethan: die beiden schönsten Länder Europas, einst so berühmt durch Wissenschaften, Künste und hervorragende Männer, deren Wiege sie waren, sehen, von den schönsten Hoffnungen erfüllt, den Genius der Freiheit aus den Grüften ihrer Voreltern emporsteigen. Das sind zwei Piedestale, auf welche durch die Geschicke zwei mächtige Nationen emporgehoben werden. Ich habe die Ehre, Euch den unterzeichneten und vom Kaiser ratifizierten Vertrag von Campo Formio zu übergeben. Wenn einmal das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze gegründet sein wird, dann wird auch ganz Europa frei werden."

Dunkel war der Rede Sinn. Namentlich der letzte Satz gab ein Rätsel auf, dessen Lösung nur Einzelne ahnten, indes sich die Übrigen in Vermutungen erschöpften. Also war

Frankreich mit der gepriesenen Verfassung des Jahres III noch nicht „auf die besten organischen Gesetze gegründet"? Nach Bonapartes innerster Überzeugung keineswegs. Vor kurzem hatte er, in einem Briefe vom 19. September, Talleyrand im Vertrauen Mitteilung darüber gemacht und Folgendes geschrieben: „Die Organisation des französischen Volkes ist erst im Entwurfe begonnen (ébauchée). Trotz unserer hohen Meinung von uns selbst, trotz der 1001 Flugschriften, unserer endlosen und geschwätzigen Reden, sind wir noch sehr unwissend in der politischen Wissenschaft. Wir haben noch gar nicht festgestellt, was man unter ausübender, gesetzgebender, richterlicher Gewalt zu verstehen hat. Montesquieu hat unrichtige Definitionen davon gegeben. Nicht etwa daß dieser berühmte Mann dazu nicht im Stande gewesen wäre, aber sein Werk ist, wie er selbst zugiebt, nur eine Art analytischer Betrachtung dessen, was ist und war, eine Zusammenfassung von Reisenotizen und Lesefrüchten; die Begriffsbestimmung von Legislative, Exekutive und Richtergewalt hat er mit besonderer Rücksicht auf England gemacht. Weshalb, in der That, betrachtet man die Rechte, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen, Steuern zu bewilligen als Attribute der gesetzgebenden Gewalt? Die englische Verfassung hat allerdings vernünftigerweise dem Hause der Gemeinen eines dieser Attribute erteilt. Da diese Verfassung nun einmal nur aus Privilegien zusammengesetzt ist — ein schwarzer Plafond von Gold eingefaßt — und da das Haus der Gemeinen schlecht und recht die Nation repräsentiert, so ist es nur billig, daß es dieselbe auch besteuere; es ist dies der einzige Damm, den man dort dem Despotismus und der Unverschämtheit der Höflinge entgegenzusetzen hatte. Aber in einem Staate, wo alle Gewalt vom Volke ausgeht, wo das Volk selbst der Souverän ist, warum legt man da der Gesetzgebung Attribute bei, die ihrem Wesen im Grunde fremd sind? Hier müßte die Regierungsgewalt in dem ganzen Umfange, den ich ihr einräume, als der wahre Vertreter der Nation betrachtet werden, welcher nach den Bestimmungen der Ver-

fassungsurkunde und der organischen Gesetze herrscht. Diese Regierungsgewalt hätte sich in zwei wohlunterschiedene Behörden zu teilen, von denen eine lediglich überwacht und nicht handelt und der die zweite, d. i. was wir heute Exekutive nennen, ihre Maßnahmen gleichsam zur Legalisierung vorzulegen hätte. Jene erste Behörde wäre in Wahrheit der große Rat der Nation; ihm hätte alles zuzufallen, was heute noch an Verwaltung und Gesetzausführung der Legislative verfassungsmäßig vorbehalten ist. Auf diese Weise würde die Regierung aus zwei vom Volke ernannten Behörden bestehen, von denen in die eine, sehr zahlreiche, nur solche Männer zugelassen werden könnten, welche bereits ein Amt bekleidet und sich dadurch eine gewisse Reife in Regierungssachen erworben hätten, während die gesetzgebende Gewalt dann nur die organischen Gesetze zu machen oder abzuändern hätte, wenn auch nicht in zwei oder drei Tagen, wie man jetzt thut; denn ein zur Ausführung gelangtes organisches Gesetz kann man, meiner Meinung nach, nicht vor vier oder fünf Monaten Beratung verändern. Dieser gesetzgebende Körper, ohne Rang in der Republik, ohne Leidenschaft, ohne Augen und Ohren für das, was ihn umgiebt, hätte keinen Ehrgeiz mehr, würde uns nicht mehr mit tausend Gelegenheitsverordnungen überschwemmen, die sich durch ihre Absurdität immer selbst wieder aufheben, und uns nicht bei all unseren dreihundert Gesetzesfolianten zu einer Nation ohne Gesetze machen".

Diese Ausführungen — Napoleon nennt sie seinen Code complet de politique — sind vom höchsten Interesse. Sie beweisen nicht nur seine Unzufriedenheit mit den herrschenden Verhältnissen, man bemerkt auch, daß über die Beschaffenheit der eigentlichen Exekutive kein Wort verloren ist: das war und blieb vorerst sein eigenstes Geheimnis. Der Brief ist, wie gesagt, an Talleyrand gerichtet, der ihn im Vertrauen Sieyès, dem großen Doktrinär und Verfassungsdichter, zeigen soll. Beide waren ebenso wenig Anhänger der gegenwärtigen Konstitution, wie der 29jährige Bonaparte, den namentlich der Artikel 134 — Direktoren

müssen vierzig Jahre alt sein — zu ihrem Feinde machte.*) Sie umzustürzen, kam Alles nur auf günstige Umstände an. Fanden sich diese im Winter 1797 auf 1798 vor, dann war auch Napoleon jetzt schon bereit, den Staatsstreich gegen Direktorium und Verfassung auszuführen. Als mitten in der Feierlichkeit des 10. Dezember ein Neugieriger vom Dach des Palastes zu Boden stürzte, deutete man das traurige Ereignis auf den kommenden Fall der Regierung.

Diese Letztere that jedoch alles, um das gute Einvernehmen mit Bonaparte aufrecht zu erhalten. Die Direktoren zogen ihn zu den entscheidenden Beratungen über die auswärtigen Verhältnisse heran und gaben seinen Winken mehr oder weniger bereitwillig Raum. Als im Kirchenstaat Ende Dezember 1797 die demokratischen Elemente der Bevölkerung unter französischem Schutz einen Aufstand wagten, den die päpstlichen Truppen mit Gewalt unterdrückten und als bei dieser Gelegenheit General Duphot erschossen wurde, ergriff das Direktorium im Einvernehmen mit Bonaparte diese Gelegenheit, gegen die kirchliche Herrschaft vorzugehen. Berthier erhielt von Napoleon Befehl in Rom einzurücken, wo Pius VI. seiner Regierung verlustig erklärt und ein republikanisches Regiment eingesetzt wurde (15. Februar 1798). Ob freilich Bonaparte bis zur Absetzung des Papstes gehen wollte, wird mit Recht bezweifelt. Hier wird die Strömung im Direktorium überwogen haben. — Als die föderalistisch gesinnte Regierung der batavischen Republik sich den Lasten an Geld und Schiffen, welche das Bündnis mit Frankreich ihr auferlegte, nicht mehr gewachsen fühlte, da trat der französische Gesandte offen für die demokratischen Centralisten ein, welche durch einen Staatsstreich, ähnlich dem des 18. Fruktidor, ans Ruder gelangten und sich dem Pariser Direktorium unbedingt zur Verfügung stellten. (22. Januar 1798.)

*) Nach dem Zeugnis des Fürsten Johann Liechtenstein, der ihm in Udine begegnet war, sah er allerdings damals schon wie ein Vierziger aus.

Joubert, der Günstling Bonapartes, erhielt den Oberbefehl auch über die holländischen Truppen. — Besonders deutlich aber tritt Napoleons Einfluß in dem Verhältnis zur Schweiz hervor. Noch in Italien hatte er das Veltlin von Graubündten losgelöst — „da nach dem Völkerrechte der neuen Freiheit kein Volk der Unterthan eines andern sein könne“ — und zur cisalpinischen Republik geschlagen. Der Friede mit Österreich hatte ihm das zum Kanton Aargau gehörige Frickthal überliefert. Sein Wunsch ging nun nach einer Straße durch Wallis, welche Frankreich mit der Lombardei verband. Das war erreichbar, wenn es gelang, die Schweiz gleich Batavien und Cisalpinien in den Kreis abhängiger Republiken einzufügen, mit denen sich Frankreich umgeben und gegen das übrige Europa decken sollte. So wurden auch in der Schweiz die demokratischen Elemente gegen das aristokratische Patrizierregiment unterstützt und damit dasselbe Mittel in Anwendung gebracht, welches sich in Holland und Venedig, in Rom und Mailand und Genua so wirksam gezeigt hatte. Als die Waadtländer Demokraten französischen Schutz gegen die Berner Regierung anriefen, kam ihnen das Direktorium bereitwillig entgegen und beauftragte seine diplomatischen Agenten in den Hauptstädten der Schweiz, die aufständische Bewegung nach Kräften zu schüren. Mit dem Führer der demokratischen Centralisten, Ochs in Basel, hatten Bonaparte und Rewbell einen förmlichen Revolutionsplan verabredet. General Brune rückte in das Berner Gebiet ein, trennte unter der Maske des Befreiers die Gegner, um schließlich am 5. März 1798 sich Berns zu bemächtigen und den „Berner Schatz“ an 25 Millionen Franken, reiche Vorräte und Kriegsmittel dem Direktorium auszuliefern. Der neuen „helvetischen Republik“ wurde dann ein drückendes Bündnis mit der französischen auferlegt. Die Schweiz war ein Klientelstaat Frankreichs geworden. Von dem erbeuteten Gelde flossen drei Millionen in Napoleons Kriegskasse, um dem Unternehmen gegen England zu dienen.

Aber so groß das Entgegenkommen auch war, mit welchem die Directoren dem siegreichen General Einfluß auf die Geschäfte einräumten, eine feste, leitende Stelle, die dieser Einwirkung auf den Gang der Dinge entsprochen hätte, war damit nicht verbunden. Bourrienne weiß zu erzählen, er habe damals trotz der Verfassung Aufnahme ins Direktorium geheischt, dieselbe aber nicht erlangen können. Wir erfahren von englischen Berichterstattern und von dem Publizisten Mallet du Pan, daß Barras ihm die Diktatur verschaffen wollte, um dem Drängen der Jakobiner zu widerstehen, die seit dem 18. Fructidor der Regierung ebenso gefährlich wurden, wie vorher die Gemäßigten. Möglich, daß, wie man sagte, die Zusammenziehung von großen Truppenmassen nicht so sehr dem Unternehmen gegen England als der Gründung dieser Diktatur dienen sollte. Es kam darüber zu unerquicklichen Scenen im Directorium, von denen etwas in die Bevölkerung gedrungen zu sein scheint, denn der preußische Gesandte weiß zu erzählen, das leichtfertige Volk der Pariser habe bereits die Frage aufgeworfen, was der General so lange in der Hauptstadt mache und warum er sich nicht gegen England einschiffe. So war Napoleon nicht allein von der Regierung ferngehalten worden, er lief auch noch Gefahr, die Glorie seiner Triumphe in Alltäglichkeit verfließen zu sehen und seine Popularität einzubüßen, wenn er noch länger unthätig blieb. Von einem erfolgreichen Staatsstreiche konnte jetzt nicht die Rede sein, das sah er ein. Waren auch die Directoren verhaßt beim Volke, so war er selbst doch noch lange nicht so beliebt, um zu einem Kampfe mit Jenen Boden genug zu finden. Er mußte vor Allem bedacht sein, „seinen Ruhm warm zu halten“, wie er selbst sagte. Dazu erschien ihm aber die Landung in England bei den unzulänglichen Marineverhältnissen Frankreichs doch als ein allzu gewagtes Unternehmen. Er ist ihr auch später, im Jahre 1805, gerne aus dem Wege gegangen, als sich ein anderer Schauplatz zur Entfaltung seiner Macht darbot. Viel lieber kam er auf seine orientalischen Pläne zurück. „Ich will nicht hier bleiben“, sagte er zu Bour-

rienne, „es giebt hier nichts zu thun. Ich sehe, wenn ich bleibe, bin ich binnen kurzem verloren. Alles nutzt sich hier ab; schon habe ich meinen Ruhm eingebüßt. Dieses kleine Europa bietet auch zu wenig davon. In den Orient muß man gehen; dort ist der Ursprung aller Macht und Größe.*) Ich will übrigens eine Inspektionsreise an die Nordküste machen, um mich zu überzeugen, was man wagen kann. Erscheint mir der Erfolg einer Landung in England zweifelhaft, wie ich fürchte, so wird die englische Armee zur orientalischen gemacht, und ich gehe nach Ägypten."

Die beabsichtigte Reise an die Küste wird am 8. Februar 1798 angetreten. Sie ist bald beendet. Bonaparte überzeugt sich leicht von der momentanen Unausführbarkeit des Unternehmens und sucht nach seiner Rückkehr auch dem Direktorium die gleiche Überzeugung beizubringen. In zwei Denkschriften vom 23. Februar führt er aus, daß eine Landung in England, ohne Herr des Meeres zu sein, zu den kühnsten und schwierigsten Wagnissen gehöre und, wenn überhaupt, dann nur in langen Nächten, daher nicht vor dem nächsten Herbst bewerkstelligt werden könne. Bis dahin – entwickelt er in einem spätern Gutachten vom 13. April — könnte die Expedition ins Mittelmeer mit dem Zielpunkte Ägypten unternommen werden, welche die Engländer nötigen würde, von ihrer Flotte im Kanal Teile nach Indien und ins Rote Meer zu detachieren. Bis dahin könnten die Rüstungen in den französischen Nordhäfen eine ansehnliche Streitkraft ergeben haben, und es könnte an eine Landung mit 40000 Mann im November oder Dezember gedacht werden. Das Direktorium entschied sich erleichterten Herzens alsbald für die Expedition nach der Levante und stellte Napoleon am 12. April seine, von ihm selbst redigierte Ernennung als Chefgeneral der Orientarmee zu. Er erhielt Vollmacht und Auftrag, sich Maltas und Ägyptens zu

*) Noch in Italien hatte er ähnlich zu Bourrienne gesprochen: „Europa ist nur ein Maulwurfshaufen; es hat stets nur im Orient große Reiche und mächtige Revolutionen gegeben, dort, wo 600 Millionen Menschen leben."

bemächtigen, die Engländer aus ihren Niederlassungen im Osten soweit er sie erreichen mochte, insbesondere aus dem Roten Meere zu vertreiben und den Isthmus von Suez zu durchstechen, um den Franzosen den Besitz dieses Meeres zu sichern. In dem Kommando der direkt gegen England bestimmten Streitkräfte sollte er bis zu seiner Rückkehr substituiert werden. Denn daß er nach der Beendigung der ägyptischen Expedition wieder in das Oberkommando der gesamten gegen England gerichteten Streitkräfte zurücktrat, war selbstverständlich. Noch von Toulon aus apostrophiert er die Expeditionstruppen mit den Worten: „Ihr seid ein Flügel der England-Armee!" und nennt sich selbst noch in seinen Generalbefehlen vom Ende April: „Chefgeneral der England-Armee".

Mit einem Eifer, wie ihn seine Umgebung noch niemals an ihm bemerkt hatte, traf er seine Vorbereitungen, und in einem Maßstabe, der den Erfolg verbürgte und den Ruhm des Feldherrn nicht in Zweifel geraten ließ. Jetzt ist es nicht mehr die einfache Expedition, welche 25000 Mann auf wenigen Fregatten leicht durchzuführen vermochten. Mit einer Armee von 40000 der besten Krieger, auf einer der größten Flotten, die Frankreich je ausgerüstet und welche das Übergewicht der Republik im Mittelmeere feststellten sollte, wurde die Orientfahrt unternommen. Ein Stab von hundertundzwanzig Gelehrten, Mechanikern und Ingenieuren, darunter Monge und Berthollet, begleiteten den Feldherrn, um das ferne Land wissenschaftlich auszubeuten, die beabsichtigte Kolonisation anzubahnen und die erforderlichen Wasserwege zu eröffnen. Später sollte Talleyrand folgen, um in direkten Verhandlungen mit der Pforte den Sultan zu überzeugen, daß der Feldzug nicht ihm, sondern nur den Mamelukken gelte, die seiner Oberherrlichkeit spottend, Ägypten wie selbständige Fürsten regierten. Auch eine Bibliothek wurde ausgewählt. Ossian und Tasso's „befreites Jerusalem", Homer und Virgil, Rousseaus „Heloise" und Goethes „Werther" fehlten darin nicht. Interessant und

bezeichnend ist, daß die Bibel, der Koran und die Veden zusammen mit Montesquieus Werken unter der Rubrik „Politik“ eingestellt wurden. Besonders reichhaltig war die Geschichte vertreten. Natürlich sind Plutarchs Biographieen darunter, ebenso Arrians Alexanderzüge und Raynals „Philosophische Geschichte der beiden Indien“. Wir wissen, welch tiefen und nachhaltigen Eindruck das letztere Werk seinerzeit auf Napoleon gemacht hat; die Stelle über Ägypten gewiß nicht zuletzt. Sie lautet: „Beim Anblick dieses Landes, das zwischen zwei Meeren gelegen ist, von denen das eine die Pforte zum Orient, das andere die Pforte zum Occident bildet, faßte Alexander den Plan, den Hauptsitz seines Reiches nach Ägypten zu verlegen und dieses Land zum Mittelpunkt des Welthandels zu machen. Dieser Fürst, der aufgeklärteste aller Eroberer, begriff, daß wenn es ein Mittel gebe, alle Erwerbungen, die er bereits gemacht oder noch zu machen vorhatte, zu einem Staatswesen zu vereinigen, dies jenes Ägypten sei, welches sozusagen von der Natur dazu bestimmt ist, Afrika und Asien mit Europa zu verbinden.“

Daß diese großen Entwürfe des Macedoniers Napoleon jetzt besonders lebhaft beschäftigten und zur Nachahmung, zur Überbietung reizten, ist leicht zu erweisen. Seine Phantasie ging ins unermeßlich Weite. Aber wir wissen, wie er sie zügelte. „Ich habe stets zwei Sehnen auf meinem Bogen“, pflegte er zu sagen. Und so übersieht er auch jetzt bei aller Größe seiner Konzeptionen nicht das Naheliegende und Erreichbare. Als er von Bourrienne gefragt wurde, wie lange er in Ägypten zu verweilen gedenke, antwortete er: „Wenige Monate oder sechs Jahre; alles hängt von den Ereignissen ab“. Und in der That, wie die Dinge lagen, war es nur zu wahrscheinlich, daß binnen „wenigen Monaten“ schon ein neuer Krieg auf dem Festlande Europas entbrannte, der der öffentlichen Meinung seinen Namen notwendig ins Gedächtnis zurückführen mußte. Denn durch die Fortschritte der Revolution in Italien, durch die Republikanisierung des Kirchenstaates war man Toskana und Neapel

drohend in die Nähe gerückt, und es war nur zu wahrscheinlich, daß Österreich darauf bedacht sein würde, die verwandten Fürsten und mit ihnen sein eigenes Interesse zu schützen. Die Einmischung in die orientalische Frage mußte Rußland gegen Frankreich aufbringen. Man irrt, wenn man diese Politik als Bonapartes eigenste Veranstaltung bezeichnet. Frankreich war auf die Revolutionierung der Nachbarn schon lange ausgegangen, ehe man dem jungen General noch den geringsten Einfluß auf die Geschäfte eingeräumt hatte.*) Aber es ist sicher, daß er sie jetzt insgeheim befürwortete — immer mit der egoistischen Rücksicht darauf, daß die aus einem Koalitionskriege dem Direktorium erwachsenden Verlegenheiten dieses selbst in Mißkredit bringen, seine Rückkehr geboten erscheinen lassen und sein Ansehen und seine Macht in Frankreich bis zu jener Stufe erhöhen würden, auf der er selbst nach der Herrschaft greifen durfte. Frankreich sollte in Europa geschlagen werden, während er im Orient um seinen Namen frischen Lorbeer wand, das war das Programm seines vaterlandslosen Ehrgeizes. Darum auch die Wegführung der besten Soldaten und Generale. „Ich gehe in den Orient — sagte er zu seinem Bruder Joseph — mit allen Mitteln, die den Erfolg verbürgen. Wenn Frankreich meiner bedarf, wenn die Zahl derjenigen, die wie Talleyrand, Siehès, Röderer denken, wächst, wenn der Krieg entbrennt und unglücklich geführt wird, dann kehr' ich wieder und bin der öffentlichen Meinung sicherer als jetzt. Ist dagegen die Republik im Kriege glücklich, erhebt sich ein neuer Feldherr wie ich, der auf sich die Hoffnungen des Volkes lenkt, gut, dann werd' ich im Orient der Welt vielleicht doch noch mehr Dienste leisten als er."

*) Schon am 25. Mai 1796 schrieb der scharfsichtige Mallet du Pan nach Wien: „In allen Ländern, die man nicht behalten mag, wird man den Republikanismus säen, sich als Alliierten jedes Staates erkennen, der Frankreichs Beispiel nachahmen will, diese Nachahmung mit allen Mitteln hervorrufen, und man schmeichelt sich, auf solche Weise in kurzer Zeit zu erreichen, was seit 1792 einer der ersten und wichtigsten Zwecke des Krieges war".

Aber noch während er in Paris weilte, traten die ersten Anzeichen der neuen Verwickelung auf dem Kontinent hervor. In Rastatt war der österreichische Gesandte der Forderung des Direktoriums nach dem ganzen linken Rheinufer entgegen getreten, und in Wien hatte Bernadotte der Vertreter Frankreichs, die leitenden Kreise brüskiert und die Bevölkerung zu einem Auflauf gereizt, der seine Abreise zur Folge hatte. Die Lage schien ernst. Der Krieg drohte. Napoleon zauderte und verschob seine Abreise. Wenn wir recht berichtet sind, dachte er einen Augenblick wieder an Staatsstreich und Diktatur. Aber noch hielt man am Frieden fest, und in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai verließ Bonaparte, gedrängt von den geängstigten Direktoren, die den Ehrgeizigen lieber in Afrika wußten, Paris, um in Toulon sich einzuschiffen.

Im Hafen von Toulon waren die Zurüstungen mit dem größten Eifer betrieben worden. Ihre eigentliche Bestimmung kannten nur sehr wenig Personen. Zwar war von Ägypten mehrfach die Rede gewesen, auch in den Blättern hatten Notizen darüber gestanden, aber gerade deshalb glaubte man umsoweniger an den Ernst eines Wagnisses, welches den besten General Frankreichs in kritischer Zeit in die Ferne trieb. Und doch war es so. Am 19. Mai 1798 lichtete die Flotte mit einem Teile der Expeditionsarmee und dem Chefgeneral an Bord des Admiralschiffs „Orient" die Anker. Zur selben Zeit liefen aus Genua, Ajaccio und Civitia-Vecchia die Divisionen Baraguay d'Hilliers, Vaubois und Desaix aus und vereinigten sich mit dem Toulouer Geschwader zu einer imposanten Streitmacht von fünfzehn Linienschiffen, ebensoviel Fregatten, sieben Korvetten und über dreißig kleineren Kriegsfahrzeugen mit zusammen zweitausend Geschützen als Bedeckung der vierhundert Transportschiffe, welche die Expeditionstruppen trugen. Unter den Divisionären, die den Feldzug mitmachten, finden wir außer den früher Genannten noch Kleber, Menou, Reynier, Dugua, unter den

Brigadegeneralen die später so stolz klingenden Namen eines Lannes, Davoust, Murat, Andréossy u. a.; den Oberstenrang bekleideten damals noch Marmont, Junot, Lefebvre und Bessières.

Die größte Gefahr drohte dem Unternehmen von den Engländern, die zwar früher zur eigenen Sicherheit gegen die französische Landung ihre Flotte aus dem Mittelmeer in den Kanal gezogen hatten, dann aber doch auf die Toulоner Schiffe aufmerksam geworden waren und sich eben entschlossen hatten, dieselben durch ein Geschwader unter Admiral Nelson beobachten zu lassen. Napoleon hatte von dieser Absicht keine Ahnung. Zu seinem Glück war Nelson durch ein Unwetter aus seinem Hinterhalt vertrieben worden, wenige Tage bevor Jener auslief, und erst wieder auf seinen Posten zurückgekehrt als die Franzosen bereits davon gefahren waren. Unsicher, wohin sie sich gewendet hatten, suchte er sie in Sizilien und Neapel, während sie sich der ersten wichtigen Etappe auf ihrem Zuge bemächtigten: Malta's.

Schon seit einem Jahre waren einzelne von den Rittern des Johanniterordens, in dessen Besitz die Insel seit Karl V. sich befand, durch französisches Geld gewonnen worden. Der Großmeister Herr von Hompesch, ein unfähiger, kurzsichtiger Mann, der völlig den Kopf verlor, leistete jetzt Bonaparte keinen Widerstand und übergab am 13. Juni 1798 die mächtigen Bastionen von Lavalette, ohne auch nur den Versuch zu wagen, sie bis zum Einlangen eines englischen Entsatzes zu halten. Es war eine wenig ehrenvolle Kapitulation — ein Wort, welches Napoleon übrigens in der Urkunde vermied, um, wie er sarkastisch meinte, nicht eine Bezeichnung zu gebrauchen, die in den Ohren eines einst so kriegsberühmten Ordens übel klingen würde. Die Güter der Johanniter wurden mit Beschlag belegt, die Ritter zogen, mit kärglichen Pensionen bedacht, von dannen, einige unter ihnen in der Armee des Siegers.

Von Malta, wo eine entsprechende Besatzung zurückblieb, nach

Osten segelnd, erhielt Napoleon auf der Höhe von Candia die erste Nachricht, daß er durch ein starkes englisches Geschwader verfolgt werde. Das paßte schlecht zu seinen Entwürfen; denn nicht nur die ägyptische Expedition, sondern auch die für später geplante Landung in England beruhte auf der Voraussetzung, daß die französische Flotte Herrin des Mittelmeeres bleiben werde, wenigstens so lange, um den Besieger der Mamelukken wieder zurückzubringen. Jetzt galt es vor allem, mit den Hunderten von Transportschiffen dem Feinde zu entkommen und Alexandrien zu erreichen. Bonaparte bewies hier, daß er, wenn er seiner Neigung gemäß seinerzeit zur Marine kommandiert worden wäre, Frankreich einen sehr tüchtigen Admiral geliefert hätte. Er wußte dadurch, daß er an der Südküste von Candia hinfuhr, der nahen Gefahr zu entrinnen. Nelson hatte ihn im Golf von Neapel nicht vorgefunden und beschlossen, nach Ägypten zu steuern. Er that dies an der Nordküste Afrikas und eilte in seinem Eifer, den Feind zu treffen, so rasch, daß er die Franzosen überholte und noch vor ihnen an der Rhede von Alexandrien anlangte – nur um dieselbe, als er sie leer fand, sogleich wieder zu verlassen und nach Syrien zu steuern. Unmittelbar hinter ihm traf am 1. Juli die französische Flotte in Ägypten ein und hatte Zeit, die Expeditionsarmee auszuschiffen.

Noch auf hoher See am 22. Juni hatte der Chefgeneral in einem Armeebefehl seine Soldaten auf die Aufgabe vorbereitet, die ihrer harrte: „Soldaten! Ihr steht im Begriffe eine Eroberung zu machen, deren Folgen für die menschliche Kultur und den Handel der Welt unberechenbar sind. Ihr bringet England den sichersten und empfindlichsten Schlag bei, bis ihr ihm endlich den Todesstoß versetzen werdet. Wir werden einige ermüdende Märsche machen, mehrere Gefechte liefern, wir werden siegen, das Geschick ist für uns“. Er ermahnt sie, die Religion der Muhammedaner und ihre Muftis zu respektieren. „Die Völker, mit denen wir zusammentreffen werden, behandeln die Frauen anders als wir; gleichwohl ist, wer ihnen Gewalt

anthut, überall ein Scheusal. Plünderung bereichert nur wenige, entehrt alle, zerstört die Hilfsquellen und macht uns denen verhaßt, die zu Freunden zu haben unser Interesse erfordert. Die erste Stadt auf unserm Wege hat Alexander erbaut. Bei jedem Schritte werden wir Erinnerungen großer Thaten begegnen, würdig von Franzosen nachgeahmt zu werden.“ Für Manchen mochte aber deutlicher geklungen haben, was er noch in Toulon verhieß: jedem Soldaten bei seiner Heimkehr so viel Geld, daß er sich davon sechs Acker Landes kaufen könne.

Auch an die Eingeborenen des Landes wendete sich Bonaparte, nachdem er am 2. Juli Alexandrien genommen hatte. Eine arabische Proklamation schilderte ihn als Freund des Sultans, gekommen um dessen Feinde, die Mamelucken, zu vernichten und das ägyptische Volk aus ihrer Tyrannei zu erlösen. Er verkündete die Gleichheit aller Menschen vor Gott, den er auch im Alkoran anerkenne, und um mehr Vertrauen zu erwecken, erzählte er, wie er den Papst besiegt und die Malteser Ritter venichtet habe. Ob diese Worte auf das stumpfe Volk der Fellahs viel Eindruck gemacht haben werden? Wohl kaum. Sie fügten sich eben der neuen Invasion wie jeder anderen Herrschaft. Bonaparte's eigentlicher Feind war das Reitervolk der Mamelucken. Ursprünglich, im 12. Jahrhundert, die aus erkauften Sklaven gebildete Leibwache der Khalifen, hatten sich die Mamelucken bald selbst der Herrschaft über Ägypten bemächtigt, bis sie im 16. Jahrhundert von den Osmanen besiegt wurden und Sultan Selim I. die Verwaltung des Landes als einer türkischen Provinz vierundzwanzig ihrer Häuptlinge übertrug. Als dann wieder die türkische Macht abnahm, wurde auch die Stellung der Beys, von denen jeder über ein ansehnliches Reitergefolge verfügte, mehr und mehr unabhängig, und die Oberhoheit des Sultans schrumpfte auf den bloßen Namen ein. Zur Zeit, als Bonaparte den Kampf gegen sie aufnahm, geboten ihre beiden Feldherrn, Ibrahim und Murad Bey, über 8000 Mann vortrefflich gerüsteter und geübter Reiter, die mit Säbel, Wurf-

spieß und Feuergewehr virtuos zu hantieren wußten, aber auch sonst über keinerlei Truppen; Infanterie und Artillerie fehlten, nur die kleine Nilflotille hatte einige Kanonen. Das waren Verhältnisse, die bei der vierfachen Übermacht der Franzosen den Sieg der Letzteren nicht zweifelhaft erscheinen ließen. Was denselben erschwerte waren andere Momente.

Vor allem eine entmutigende Enttäuschung. Gleich Alexandrien, jetzt nur noch ein Zwölftel jener Metropole der Kultur, welcher der macedonische Held den Namen gab, der Rest in Schutt und Schmutz versunken, blieb weit unter jeder Erwartung. Als dann Napoleon am 7. Juli nach Kairo aufbrach und anstatt des längeren bequemeren Weges über Rosette und den Nil entlang, den kürzeren durch die Wüste wählte, waren die Strapazen durch Hunger, Durst und Hitze so ungeheure, daß die künstlich genährten Vorstellungen von dem Paradiese im Osten jäh zusammenbrachen. Die Soldaten murrten, drohten mit Umkehr und verhöhnten die Gelehrten, denen sie an der Enttäuschung ausschließlich Schuld gaben. In den Fellahdörfern fand sich keinerlei Kultur, Getreide in Fülle, aber weder Mühlen noch Backöfen, als Getränk nur schlammiges Cisternenwasser. Das Heimweh begann in die Reihen der Franzosen einzureißen und forderte zahlreiche Opfer durch Selbstmord. Als man bei Ramanieh den Nil erreichte, bekam man mit dem Feinde zu thun, der in einzelnen Trupps die Divisionen umschwärmte, so daß nur in geschlossenem Viereck, die Reiterei in der Mitte, marschiert werden konnte. Bei Schebrachit traf man auf das Gros der Armee Murad Beys, der sich aber nach einem Kampfe der beiden Nilflottillen ohne Gefecht zurückzog.*) Erst bei den Pyra-

*) Es soll hier an einem Beispiele für sehr viele andere gezeigt werden, in welchem Maße die Thaten der Orientarmee sich vergrößerten, bis sie in den Berichten Bonapartes an das Direktorium Paris erreichten. Marmont in seinen Memoiren erwähnt bei Schebrachit nur 4 oder 5 Mameluken, die in wahnwitzigem Ungestüm an ein Carré heranstürmten und niedergemacht wurden, Bonaparte in einem Briefe an den in Alexandrien zurückgeblie-

miden, die man am 19. Juli bei Om Dinar, drei Meilen vor Kairo, erblickte, sollte es zu einer ernsten Aktion kommen. Unter Mühsal und Beschwerden, immer nur in den Morgenstunden, von 2 bis 9 Uhr marschierend, waren die Franzosen an den Punkt gelangt, wo sich Murad bei Embabeh verschanzt hatte und nun am 21. Juli mit etwas mehr als 5000 Reitern der fünffachen Übermacht entgegentrat. Es war nicht erst nötig, den Mut der republikanischen Armee mit den Worten: „Soldaten! Bedenkt daß vier Jahrtausende auf euch herabsehen!" anzufachen. Schon die numerische Überlegenheit ließ den Sieg leicht erscheinen, und die Sehnsucht, der Wüste zu entrinnen, steigerte von selbst die Kampflust. Der Ausgang war, wie er nicht anders sein konnte. Von den fünf Divisionen Bonaparts, die alsbald in Carrés von 6 Mann Tiefe formiert waren, die Kanonen an den Ecken, Stab und Bagage im Innern, wurde zuerst die des Generals Desaix von Murad mit Ungestüm attaquiert. Hier zurückgewiesen, wiederholte der Mameluke den Angriff auf die Divisionen Reynier und Dugua (bei welcher sich Bonaparte befand), mit dem gleichen Mißerfolg. Dann sprengte er von dannen. Sein Lager bei Embabeh fiel nach kurzer Wehr mit reicher Beute den Siegern in die Hände. Ibrahim, der mit einem Teile der Mamelukenarmee jenseits des Nil bei Bulak gestanden hatte, gab seine Stellung auf und zog ostwärts an den Rand der syrischen Wüste. Die Schlacht bei den Pyramiden hatte Kairo in die Hände der Sieger geliefert. Am 22. Juli bezog Napoleon den Palast Murads als Hauptquartier.

Wenn er bisher, den Klagen der Truppen zu begegnen, Kairo mit seiner Pracht und seinen Schätzen als Trost in Aussicht gestellt hatte, so brachte, was man in der Stadt mit ihren

---

benen Menou macht schon 50 daraus, in seinem Berichte an das Direktorium aber, vom 24 Juli 1798, ist sogar von einer „Schlacht bei Schebrachit" die Rede, wobei der Feind 300 Tote verlor. Er hat es später offen ausgesprochen, daß ein Staatsmann perfekt lügen können müsse Und der Unterhändler von Udine und Passariano war ein Staatsmann

300000 Einwohnern vorfand, nur wieder eine neue Enttäuschung. Von dem erhofften Wohlleben war nicht die Spur vorhanden; Alles, bis auf das verlassene Mamelukenviertel, starrte in Armut und Unsauberkeit. Der Verdruß in der Armee stieg. Die zahlreichen Briefe, welche Soldaten und Offiziere in ihren Unmut nach Hause schrieben und die von den Engländern aufgefangen und veröffentlicht wurden, bezeugen den Geist der Unzufriedenheit, der sich geltend machte. Bonaparte hatte vollauf zu thun, um zu strafen, zu beschwichtigen, zu versprechen, daneben die tausend Geschäfte der Organisation der Verwaltung zu besorgen, die Bekämpfung des Feindes anzuordnen, der sich nur zurückgezogen hatte, um sich zu neuen Schlägen zu sammeln. Und dabei kam keine Nachricht aus Europa. Dagegen aus Alexandrien eine Botschaft von niederschmetterndem Gewicht: am 1. August war die englische Flotte unter Nelson wieder an der ägyptischen Küste erschienen und hatte auf der Rhede von Abukir die französische vernichtet.

Bonaparte hatte die Escadre unter Admiral Brueys mit der Weisung zurückgelassen, dieselbe in den alten Hafen von Alexandrien zu bringen, wofern derselbe tief genug wäre, im andern Falle an der Rhede von Abukir sichere Stellung zu nehmen, oder, wenn eine solche nicht möglich, nach Korfu zu segeln. Brueys fand den Eingang des Hafens unpassierbar und legte sich vor Abukir, wo er seine Position für fest genug hielt, um den Feind zu erwarten; ja er erklärte dieselbe in einem Briefe an Bonaparte vom 20. Juli für unangreifbar, da er nach einer Seite durch die Küste geschützt sei und kein feindliches Schiff zwischen den seinigen und dem Lande Stellung nehmen könne. Verhängnisvoller Irrtum. Am 1. August erschien Nelson, der in Hast und Aufregung bisher vergebens die Spur des Feindes gesucht hatte, mit seinem Geschwader und stürzte sich alsbald auf die Franzosen, von deren Fahrzeugen ein gut Teil der Bemannung gar nicht zur Stelle war. Nun zeigte sich, daß Brueys Position sehr wohl angreifbar gewesen und daß die englischen Linienschiffe, obgleich geringer an Zahl, mit Geschick und

verwegener Kühnheit geführt, sich doch zwischen den Feind und die Küste zu drängen vermochten. Und einmal unter zwei Feuer gebracht, erlag eines der republikanischen Fahrzeuge nach dem andern. Aller Heldenmut konnte nicht mehr helfen. Brueys büßte seine Fehler mit dem Tode. Der „Orient“ flog mit ihm und der Bemannung in die Luft. Unter dem Rufe „Vive la Républi-que“ starben die tapferen Kämpfer. Es war ein Sieg, wie bis dahin noch nie einer zur See errungen wurde. Nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten rettete der Kontreadmiral Villeneuve in die Flucht. Zwei andere waren vorher in den Hafen bugsiert worden. Alles Übrige war vernichtet oder in des Feindes Händen.

Bonaparte erhielt die Nachricht auf der Rückkehr von einem Zuge gegen Ibrahim nach Osten, während er zu gleicher Zeit, allerdings erfolglos, mit Murad unterhandeln ließ. Anfangs nahm er die Botschaft mit vollkommener Fassung entgegen, ja er fing sofort an — es war in Marmonts Zelt — ihre Tragweite zu schätzen. Man sei nun auf Ägypten allein angewiesen, sagte er; aber dieses Land habe früher ein ganzes mächtiges Königreich gebildet; jedenfalls sei es ein Stützpunkt für Eroberungen beim Zusammenbruch der türkischen Herrschaft, eine Offensivposition gegen England. „Vielleicht sind wir bestimmt“, rief er Marmont zu, der in seinen Memoiren darüber berichtet, „das Aussehen des Orients zu verändern und unsere Namen denjenigen zur Seite zu stellen, welche die alte und die mittelalterliche Geschichte mit der größten Auszeichnung unserm Gedächtnis einprägt.“ Man müsse nur den Kopf oben behalten, in solchen Augenblicken bewähre sich der überlegene Charakter. Das waren mutige Worte, die ihre Wirkung auch nicht verfehlten. Den ganzen Eindruck aber, den die Kunde auf den Feldherrn übte, sprachen sie nicht aus. Der Verlust der Flotte hatte ihn härter getroffen, als er merken ließ. Nach seinen Plänen, die wir kennen, hatte er Ägypten zu erobern und dessen Besitz zu sichern gedacht, dann aber heimkehren wollen, wenn unterdes der

neue Krieg auf dem Kontinent und dessen Wechselfälle seinen Degen im Preise gehoben hätten. Bourrienne versichert: „Nach dem, was mir Bonaparte vor der Nachricht des 1. August mitgeteilt, wollte er, wenn einmal der Besitz Ägyptens gesichert war, mit der Flotte, die nunmehr hier nichts nützen konnte (devenue désormais inutile) nach Toulon zurückkehren, von dorther Verstärkungen und Proviant nach Ägypten senden, die Flotte aber mit denjenigen Streitkräften vereinigen, welche die Regierung bis dahin gegen England gesammelt haben würde, dessen Marine er dann überlegen zu werden hoffte. Der Verlust seiner Schiffe zerbrach diese Kombinationen".*) Aber er that noch weit mehr, er brachte selbst für die Stellung in Ägypten ernste Gefahren.

Napoleon hatte gehofft, den Sultan über die Natur seiner Expedition täuschen oder hinhalten zu können. Das hatte Talleyrand selbst besorgen sollen. Dieser jedoch wagte es nicht mehr, seitdem die Engländer im Mittelmeer aufgetaucht waren, und überließ das Geschäft dem Gesandten in Konstantinopel. Der Großherr schwankte lange Zeit zwischen der Freundschaft mit der Republik und einer Allianz mit Rußland, die ihm von Zar Paul I. nahe gelegt wurde, dessen politische Kreise durch Frankreichs Übergreifen in den Orient und die Wegnahme Maltas gleichfalls gestört worden waren. Da drang die Kunde von der Vernichtung der französischen Flotte an den Bosporus und entschied gegen das Direktorium. Was man für unmöglich gehalten hatte, wurde zur That, Rußland riß die Türkei mit sich fort, damit sie ihre

*) Bourrienne so wenig wie Napoleon konnten damals schon wissen, daß das Direktorium von dem Plan einer Landung im nächsten Herbste bereits zurückgekommen war und die in den Nordhäfen stationierten Schiffe den Irrländern zu Hilfe geschickt hatte, die sich Ende Mai 1798 gegen England erhoben. Diese Hilfsaktion hatte nur Verluste im Gefolge. In einzelnen Expeditionen verzettelt, teils verloren, teils verschlagen, war von einer neuen Konzentration der maritimen Streitkräfte im Norden fürs erste nicht mehr die Rede.

Souveränetätsrechte über die ionischen Inseln und Ägypten gegen die Eindringlinge verteidige. Am 1. September erklärte die Pforte den Krieg an Frankreich.

Bonaparte, der jetzt von jeder Nachricht abgeschnitten war, erfuhr nicht sogleich von dieser Wendung der Dinge. Aber er ahnte sie bald. Allsogleich nach seiner Landung in Ägypten hatte er dem Großvezier und dem Statthalter von Syrien, Achmed Pascha — seiner Grausamkeit wegen Djessar (Schlächter) genannt — seine Freundschaft entbieten lassen und wie sein Zweck kein anderer sei, als die Interessen des französischen Handels gegen die Mameluken zu schützen. Auf diese Briefe war keine Antwort erfolgt. Dagegen vernahm er anfangs Oktober, die Pforte habe allenthalben die französischen Konsuln verhaften lassen. Aber noch hatte er keine Gewißheit über die Haltung der Türkei. Und bevor er sie hatte, durfte er nicht daran denken, Ägypten zu verlassen. Lautete aber die Gewißheit ungünstig, dann ward ihm die doppelte Aufgabe, die Position, die er hier erkämpft, nicht nur gegen die Abneigung der arabischen Bevölkerung und gegen die Streitkraft der Mameluken, sondern auch gegen den rechtmäßigen Herrn des Landes, den Sultan, zu verteidigen. Nach der Niederlage seiner Flotte bei Abukir, die in der Heimat gewiß einen schlechten Eindruck machte, bedurfte er neuer Triumphe, um denselben zu verwischen; die Lorbeeren, die er in der Schlacht bei den Pyramiden gepflückt — und wenn er die Verlustziffer des Feindes verzehnfachte — reichten für seine persönliche Geltung nicht mehr aus. Und er war doch nach Ägypten gegangen, um seinen Ruhm zu stärken, bis der Kontinentalkrieg ihm ein neues Gebiet des Wirkens zuwies. Am 3. September schrieb er dem Direktorium: „Ich erwarte Nachrichten aus Konstantinopel. Ich kann, wie ich Euch versprach, im Oktober in Paris sein, oder doch nur um wenige Monate später."

Während dieses bangen Harrens fand Bonaparte Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß das Volk von Ägypten die Fremd-

herrschaft nur mit dem größten Widerwillen ertrug und daß ihm hier seine Sympathieen für den Islam nicht viel halfen. Im Oktober empörten sich die Kairoten. Das Gerücht, der Sultan habe Frankreich den Krieg erklärt, Djezzar sei aus Syrien im Anmarsch, die Franzosen müßten abziehen, wollten jedoch vorher die Stadt verbrennen, hatte den Aufstand hervorgerufen. Der Pöbel stürmte die Häuser der Fremden und ermordete eine Anzahl derselben, darunter 25 kranke Soldaten; die Massen ergriffen die Waffen und organisierten die Revolution. Napoleon machte vorerst den Versuch, die Insurgenten in Güte zum Gehorsam zu bringen. Als dies vergeblich war, ließ er das aufständische Stadtviertel einschließen und bombardieren. Bald war die Bewegung völlig niedergeschlagen. Um sich gegen eine Wiederholung zu sichern, ließ er sogleich einer Anzahl Gefangener die Köpfe abschneiden. Das werde ihnen eine gute Lehre sein, meinte er in Briefen an die Generale. Er habe geglaubt, mit Milde wirken zu können. Aber hier sei nur die Einschüchterung von Erfolg.

Die Zeit der Ruhe, welche auf diese Schreckensmaßregeln folgte, wurde zur Ausbildung der innern Organisation verwendet. Die mitgebrachten Gelehrten bildeten ein „Institut“ mit Vorträgen über die Kultivierung des Landes. Ihre Arbeiten erschienen in einer Zeitschrift „La décade egyptienne“, während Nachrichten politischer und lokaler Art im „Courrier d'Égypte“ Raum fanden. In einer der gelehrten Sitzungen geriet Bonaparte — erzählt ein Offizier der Expedition — mit Berthollet in Streit und wurde heftig, als dieser immer wieder replizierte. Da bemerkte der große Chemiker: „Du hast Unrecht, Freund, denn Du wirst grob“. Als der Chefarzt Desgenettes sich auch auf die Seite des Naturforschers stellte, brach Napoleon los: „Ich sehe schon, daß hier alles zusammenhält. Die Chemie ist die Küche der Medizin und diese die Wissenschaft der Meuchelmörder“. Worauf Desgenettes kalt zurückgab: „Und wie würden Sie, Bürger General, die Kunst der Eroberer definieren?“ — Da man aus der Heimat

keinen Sukkurs an Geld zu erwarten hatte, hielt sich Bonaparte an die reichen Araber. Ja, man wird an Mephistos Finanzkunst erinnert, wenn man hört, daß er fortwährend nach vergrabenen Schätzen spürte und einstweilen für 100000 Franken Papiergeld fabrizieren ließ. Und Geld benötigte man, da ein neuer Feldzug in Sicht stand.

Die Nachricht von der Kriegserklärung der Türkei, welche im Oktober die Kairoten aufgeregt hatte, war richtig gewesen, diejenige vom Anmarsche Djezzars nur verfrüht. Im Dezember 1798, als Bonaparte nach Suez gegangen war, um den Spuren des alten Kanals nachzuforschen, traf ihn die Botschaft, Truppen Achmed Paschas wären in Ägypten eingebrochen und hätten sich im Grenzfort El Arisch festgesetzt. Sofort traf er seine Anordnungen für einen Offensivzug nach Syrien. Hier ergab sich die Gelegenheit zu neuen Siegen, und er ergriff sie mit Eifer. Zu seiner innersten Beruhigung hatte ein Franzose, der auf einem Ragusaner Frachtschiff nach Alexandrien gekommen war, gemeldet, daß noch immer auf dem Kongreß in Rastatt verhandelt werde und daß nur Neapel allein mit Frankreich in Krieg gerathen sei. Das war, was Napoleon wünschte: die Sicherheit, daß der große Kampf auf dem Kontinent noch nicht entbrannt war, und doch zugleich die Wahrscheinlichkeit, daß er, entzündet an dem Streitfall mit Neapel, nicht lange werde auf sich warten lassen. Daß es dann seine Absicht war, nach Hause zurückzukehren, teilte er in einem Briefe vom 10. Februar 1799, bevor er nach Syrien aufbrach, dem Direktorium offen mit.

In demselben Schreiben that er seinen Plan kund, den er mit dem Marsche nach Syrien verfolgte: er wolle nicht nur die Invasion zurückwerfen und durch Befestigung der Grenze jedes Zusammenwirken der syrischen Armee mit einer zweiten, die voraussichtlich im Delta landen würde, verhindern, sondern auch, einmal im Besitze Syriens, den Bemühungen um die Türkei mehr Nachdruck geben. Der Zug nach Syrien sollte also ersetzen, was an politischem Gewicht durch die Zerstörung

der Flotte verloren gegangen war. Ob er noch weitere Pläne hatte? Am 25. Januar hatte er Tippo Sahib, den Sultan von Maissur, den geschworenen Feind Englands zu Verhandlungen aufgefordert. Auch mit dem Schah von Persien hatte er angeknüpft wegen der nötigen Etappen auf einem Zuge nach Indien. Fünf Jahre später erzählte er der Frau v. Rémusat: „In Ägypten fühlte ich mich frei vom Zügel einer beengenden Zivilisation. Ich träumte von allem Möglichen und sah die Mittel, meine Träume wahr zu machen. Ich sah mich auf dem Wege nach Asien, nachdem ich eine neue Religion gestiftet, auf einem Elefanten reitend, den Turban auf dem Kopfe, einen neuen Alkoran in der Hand, den ich nach meinem Ermessen zusammengestellt. Die Erfahrung zweiter Welten wollte ich in meinen Unternehmungen vereinigen, die Domäne der Geschichte mir dienstbar machen, die englische Macht in Indien angreifen und durch diese Eroberung meine Verbindungen mit Europa wieder anknüpfen". Man sieht, seine Phantasie, die jetzt den Spuren großer Beispiele folgt, ist unerschöpflich in ihren Entwürfen. Aber man darf ihnen in der historischen Darstellung nicht allzuviel Gewicht beilegen. Denn auch hier war die kalte Raison sofort zur Stelle. Nur wenn Ägypten gesichert war, vertraute er Bourrienne, wenn er 15000 Mann da zurücklassen und mit weitern 30000 den Marsch antreten könnte, wollte er den Zug nach Indien wagen. Da diese Voraussetzungen fehlten, blieb es beim syrischen Feldzug. „Er fühlte selbst zu gut" — bemerkt Jener in seinen Memoiren — „wie wenig all diese Projekte mit unseren geringen Kräften, mit der Schwäche der Regierung und mit dem Abscheu der Soldaten gegen die Wüste vereinbar waren."

Mit vier Divisionen unter Kleber, Reynier, Lannes und Bon (etwa 14—16000 Mann) wurde die Eroberung des heiligen Landes unternommen. Am 20. Februar gelang es, die Besatzung von El Arisch gegen Zusicherung freien Abzugs zur Kapitulation zu bringen, und am 24. langte der Vortrab in Palästina an, wo die durch Hitze und Durst zur Verzweiflung gebrachten Truppen neue

Kräfte sammelten. Bald ist Gaza, von ein paar Tausend Feinden ohne ernsten Widerstand geräumt, in den Händen der Franzosen, und am 4. März das befestigte Jaffa von ihnen eingeschlossen. Hier beginnt nachhaltigere Gegenwehr. Der türkische Befehlshaber des Platzes läßt den französischen Parlamentär köpfen und stachelt dadurch die Kampflust der Expeditionstruppen zur rücksichtslosen Wut auf. Am 7. März haben die Batterieen — leichte Geschütze nur — Bresche gelegt, und alsbald ist die Festung im Sturme genommen. Nun wird in den Straßen niedergemacht, was den Siegern unter die Hände gerät. Von der 4000 Mann starken Garnison sind Tausend bereits getötet. Der Rest hat sich fechtend in ein Karavanserei zurückgezogen. Als sich zwei Adjutanten Bonapartes zeigen, bieten ihnen die Eingeschlossenen, gegen Zusicherung ihres Lebens, ihre Ergebung an, und die Offiziere gehen, ohne weitere Ordre zu holen, darauf ein, zum nicht geringen Verdruß des Oberfeldherrn, dem die große Zahl der Gefangenen arge Verlegenheit schafft. Sie nach Ägypten schicken, war der Eskorte wegen unmöglich; sie entlassen, hieß den Feind verstärken; sie einteilen und ernähren, schien nicht minder bedenklich; die französischen Soldaten murrten darüber, daß sie mit den Mördern des Unterhändlers ihr Brot teilen sollten; ein Kriegsrat der Generäle stimmte einhellig dafür, dem Kriegsrechte seinen Lauf zu lassen, welches bei Erstürmung einer Festung den Verteidigern das Leben abspricht. Bonaparte erwog die Sache drei Tage lang, bevor er dem Schiedsspruch seiner Offiziere beifiel. Die Gefangenen wurden ans Meer geführt und sämtlich niedergemetzelt.

Die Geschichtschreibung hat diesen grausamen Akt verurteilt, militärische Schriftsteller — auch deutsche — haben ihn für gerechtfertigt erklärt.*) Aber gewiß nur insoweit, als es sich dabei um die Garnison von Jaffa handelt, die nach der Zurück-

*) So sagt z. B. Yorck in seinem jüngst erschienenen Buche über „Napoleon als Feldherr" (I. 132): „Eine schulmeisterliche Geschichtsschreibung hat sich

weisung jeder Kapitulation beim Sturm mit den Waffen in der Hand betroffen wurde. Diese war es jedoch nicht allein, die über die Klinge springen mußte. Auch 800 Mann Milizen von der Besatzung von El Arisch, denen man dort freien Abzug versprochen und hinterdrein, aus Furcht, sie könnten den Gegner verstärken, doch nicht gewährt hatte, wurden jetzt mit gemordet. Und das ist eine Scheußlichkeit, die keine Kriegsraison entschuldigen kann.*)

Am 19. März lagerte Bonaparte vor Akka (St. Jean d'Acre). Der Anblick, den die Festung bot, war kaum verschieden von dem der bisher leicht eroberten El Arisch und Jaffa. Eine oberflächliche Rekognoszierung der Werke ergab einen ähnlichen Eindruck, und da das von Alexandrien her beorderte schwere Geschütz noch nicht angelangt war — vorausgesetzt, daß es den englischen Kreuzern überhaupt entkam — begann der Chefgeneral diese Belagerung mit denselben Mitteln, die bei den früheren ausgereicht hatten.

über diese That entsetzt und empört, die militärische darf es nicht. Das Heil der eigenen Armee und damit die Möglichkeit, den Sieg zu erringen, geht allem andern vor. War die That zum Heile der Armee notwendig, so war sie nicht nur gerechtfertigt, sondern es würde auch ihre Wiederholung in einem zukünftigen Kriege sein, und keine Konvention könnte daran etwas ändern."

*) Ein Stabsoffizier der Expeditionsarmee erzählt: „Die Gefangenen von El Arisch waren gegen die Kapitulationsbedingungen mitgeschleppt worden. Bonaparte fürchtete, sie möchten statt nach Bagdad nach Jaffa oder Akka gehen und seine Feinde verstärken. Nach der Erstürmung Jaffas begannen die Milizen unruhig zu werden und zu murren. Sie meinten, jetzt habe Bonaparte ohnehin nicht mehr zu befürchten, daß sie sich nach Jaffa wenden, er möge sie, der Kapitulation gemäß, nach Bagdad marschieren lassen. Bonaparte konnte sich nicht dazu entschließen, und da er ohnehin schon beschlossen hatte, sich der bei Jaffa gemachten Gefangenen zu entledigen, ließ er heimlich die Gefangenen von El Arisch unter jene mengen und alle zusammen am 10. März ermorden". (Jahrbücher f. d. deutsche Armee und Marine. XXXVI. 141.) Damit stimmt es auch, wenn Bourrienne die Zahl der Opfer auf ungefähr 4000 angiebt — eben jene 3000 Mann der Besatzung und die 800 Milizen.

Aber hier stand die Sache doch anders. Die Werke waren viel widerstandsfähiger, da der Platz hinter der äußeren Umwallung eine Kontreeskarpe hatte. Überdies stand der englische Kontreadmiral Sydney Smith mit mehreren Schiffen auf der Rhede, versorgte die Festung mit Proviant und Verteidigungsmitteln und sandte Djezzar einen tüchtigen Genieoffizier zu, der die Verteidigung leitete. Eigentümlicher Zufall! Es war Picard de Phélipoteaux, ein Mitschüler Bonapartes auf der Pariser Ecole militaire. Da standen sich, die auf der Schulbank nebeneinander gesessen hatten, in einem welthistorischen Augenblicke gegenüber: der Korse im Dienste Frankreichs, der Franzose als Werkzeug der Engländer.

Bonaparte war sehr viel an der raschen Eroberung dieses Platzes gelegen. Denn der Krieg war nun wirklich auch auf dem Kontinent ausgebrochen. Im März erhielt er eine Depesche des Direktoriums vom 4. November 1798,*) die ihm bestätigte, daß die neapolitanischen Truppen im Begriffe seien, ins Feld zu ziehen, daß sie unter österreichischen Feldherren (Mack und Sachsen) stehen, was gleichsam den Beginn auch der österreichischen Feindseligkeiten bedeute, daß eine österreichische Abteilung in Graubündten eingedrungen sei und damit die Neutralität der verbündeten Schweiz verletzt habe. Angesichts dieser Verwickelungen habe das Direktorium die Aushebung von 200 000 Mann angeordnet, General Jourdan das Kommando der Rheinarmee, Joubert dasjenige in Italien, wo voraussichtlich die entscheidenden Schläge fallen werden, übertragen. Was ihn,

*) Seit der Schlacht bei Abukir und bei dem fortwährenden Kreuzen der englischen Schiffe war der Verkehr mit der Heimat außerordentlich erschwert. Namentlich als, nach der Kriegserklärung der Türkei, auch die Barbareskenstaaten eine feindselige Haltung annahmen und die Verbindung zwischen Tripolis und Ägypten ganz unsicher geworden war. Jene Depesche kam auf einem Genueser Transportschiff glücklich nach Alexandrien. Wie viele Briefe aber den Engländern in die Hände fielen, lehrt die zweibändige „Korrespondenz der französischen Armee in Ägypten", die im Jahre 1799 in London erschien.

Bonaparte, betreffe, so möge er selbst nach den Umständen und seiner Einsicht sich benehmen. Da das Direktorium nicht in der Lage sei, ihn zu unterstützen, werde es ihm auch keine Befehle oder Instruktionen erteilen. „Nachdem die Rückkehr nach Frankreich im Augenblick so schwer zu bewerkstelligen ist," — hieß es am Schlusse — „scheint es, daß Sie zwischen drei Wegen zu wählen haben: in Ägypten bleiben und sich so einrichten, um gegen jeden Angriff der Türken gedeckt zu sein, wobei Sie allerdings wissen werden, daß es Jahreszeiten giebt, die dort den Fremden verderblich werden können; oder nach Indien vordringen, wo, einmal angelangt, zweifellos Viele sich zur Vernichtung der englischen Herrschaft anschließen werden; oder endlich nach Konstantinopel dem drohenden Feinde entgegen zu gehen". Diesen Brief begleiteten Zeitungen bis in den Februar, die der Konsul von Genua dem Kurier mitgegeben hatte und die vom wirklich ausgebrochenen Kriege mit Neapel und Sardinien und vom Anmarsch der Russen erzählten.

Unter dem Eindruck dieser Nachrichten befahl Bonaparte Ende März 1799 eiligst und den Widerspruch Klebers nicht achtend den Sturm auf Akka. Jetzt nur noch diesen „Steinhaufen" erobert, und dann bedeckt mit dem Ruhme, die Thaten der Kreuzfahrer verdunkelt zu haben, allein zurück nach Europa, wo das Direktorium, wie aus seinem Briefe sprach, nicht gerade von Siegeszuversicht erfüllt in den Krieg ging. Aber Akka widerstand. Der Sturm wurde abgeschlagen, und der Erfolg hob das Selbstvertrauen der Belagerten. Gute Geschütze, von englischen Kanonieren bedient, brachten den Franzosen viel Schaden; albanische Schützen bedrohten die geringste Unvorsichtigkeit mit sicherem Tode; der tüchtige Ingenieurgeneral Caffarelli starb an einer in den Tranchéen erhaltenen Wunde; häufige Ausfälle hielten die Belagerer unausgesetzt in Atem. Dazu hatte sich bei Damaskus ein Entsatzheer gebildet und den Jordan überschritten. Die Division Kleber, die ihm entgegengeschickt wurde, war bald von zwanzigfacher Übermacht umringt und

trotz ihres Heldenmutes in äußerst bedrohter Lage. Napoleon mußte Hilfe bringen und zerstreute am 16. April mit einer glänzenden Waffenthat am Fuße des Berges Tabor die gegnerische Schar. Murat warf dann den Rest über den Jordan zurück.

Unterdessen war die Belagerung fortgeschritten. Man hatte Minen gelegt, sie hatten wenig Erfolg gehabt. Man hatte den Sturm wiederholt erneuert, vergeblich. Man änderte endlich den Angriffspunkt, ohne mehr zu erreichen als zuvor. Phélipoteaux hatte innerhalb der Festung eine zweite Enceinte bauen lassen und überdies die Straßen verbarrikadiert. Ein mit unerhörter Bravour unternommener Sturm am 8. Mai 1799 brach sich an dieser vielfachen Wehr, und nur ein paar hundert der tollkühnsten Grenadiere gelangten ins Innere der Stadt, wo sie sich schließlich den Engländern ergaben. Bald breitete sich die Pest im Lager der Franzosen aus, die Munition wurde spärlich, und, wie um Napoleon die Aussicht auf Erfolg gänzlich zu benehmen, landete ein türkisches Geschwader Verstärkungen. Als am 16. Mai der letzte entscheidende Angriff auf die arg zerschossene Stadt erfolgte, mißlang er wie die früheren. Ein weiteres Verweilen war nun nutzlos und verderblich. Verderblich namentlich auch der persönlichen Geltung Bonapartes bei seinen Truppen, die er ohne Zahl opferte. Hatten doch die zwei Tage des 7. und 8. Mai allein den Franzosen an 3000 Mann und zwei Generäle gekostet. Die Armee fing zu murren an, verglich den menschenfreundlichen Kleber mit dem rücksichtslosen Oberfeldherrn, und Einzelne wünschten sogar Jenem das Oberkommando übertragen. Napoleon beschloß den Rückzug nach Ägypten. Je unwahrscheinlicher die Eroberung Akkas geworden war, desto mehr hatte er sich über seine weitausgehenden Pläne verbreitet, für den Fall als sie gelang. Wo seine Thaten ihm den erstrebten Glanz versagten, mußten seine Ideen helfen. Mit den in der Festung erbeuteten Waffen hatte er die unzufriedenen Völker Syriens ausrüsten, auf Damaskus und Aleppo marschieren,

das Ende der Paschatyrannei verkündigen und mit den Scharen, die sein Heer vermehrten, vor Konstantinopel ziehen wollen. „Dann stürze ich das türkische Reich“, sagte er zu Bourrienne, „gründe im Orient ein neues großes Kaisertum, welches meinen Platz bei der Nachwelt sichern soll, und kehre vielleicht über Adrianopel und Wien zurück, nachdem ich das Haus Österreich vernichtet“. Da waren sie wieder, die Träumereien seiner Einbildungskraft, von der er später, in dem erwähnten Gespräch mit Frau von Rémusat, erklärte, sie sei „vor Akka gestorben“. Möglich. Jedenfalls wissen wir aus seinen eigenen Briefen, die er von dort aus nach Ägypten schrieb, daß er — die Festung mochte fallen oder nicht — nach Kairo zurückstrebte. Denn er hatte die Gewißheit, es werde eine türkische Armee, die bereits bei Rhodos gesehen worden war, im Nildelta ans Land gehen, und daß diese besiegt werden müsse, wenn nicht Alles verloren sein sollte, war ihm klar. Damit verflüchtigten sich von selbst alle Phantasien eines Zuges nach Konstantinopel, nach Indien und die Gründung eines orientalischen Reiches vor der eisernen Gewalt der nächstliegenden Notwendigkeit. Und ein Kaiserreich gab es vielleicht auch noch anderwärts zu gründen.

Am 20. Mai wurde die Belagerung aufgehoben und der Rückzug angetreten. Entsetzlich sind die Beschreibungen desselben in den Aufzeichnungen der Zeitgenossen. Der Marsch von Akka nach Jaffa wird uns geschildert wie folgt: „Ein verzehrender Durst, gänzlicher Wassermangel, eine unmäßige Hitze*), ein ermüdender Marsch in den glühenden Dünen demoralisierten die Leute und setzten an die Stelle edler Gefühle die grausamste Selbstsucht oder betrübende Gleichgiltigkeit. Ich sah, wie man verwundete Offiziere, deren Fortbringung befohlen war und die ihre Träger bezahlt hatten, mit den Bahren im Stiche ließ. Amputierte und Blessierte wurden gleich den Pest-

*) In der Wüste zwischen Syrien und dem Nil erreichte die Luft 34°, der Boden 42° Réaumur.

kranken, oder denen, die man dafür hielt, zurückgelassen. Unserem Marsche leuchteten als Fackeln die kleinen Städte, Dörfer, Weiler und die reiche Ernte der Felder, die man angezündet hatte. Die ganze Gegend war im Feuer. Sterbende, Plünderer, Brandleger umgaben uns. Am Rande der Straße lagen Halbtote, die mit schwacher Stimme versicherten, sie seien nicht pestkrank, sondern nur verwundet, und, um zu überzeugen, den Verband aufrissen. Niemand glaubte ihnen. Die Sonne selbst, so klar und glänzend unter diesem Himmelsstrich, war verfinstert durch den Rauch unserer unaufhörlichen Brandstiftungen. Das Meer zur Rechten, die Wüstenei, die wir selbst erzeugt, zur Linken, vor uns der Mangel und die Mühsal, die uns erwarteten: das war unsere wahrhafte Lage". Dabei ringsum schwärmende Nablusen, von denen einer einmal auf Bonaparte schoß, der während des Marsches auf seinem Pferde eingeschlafen war. Am 24. Mai langte man in Jaffa an. In der Stadt lagen noch die Verwundeten der letzten Affaire. Auch hier hatte die Pest um sich gegriffen. Napoleon eilte selbst durch die Hallen des Spitals indem er den Kranken zurief: „Die Festungswerke sind zerstört. Das Glück war mir vor Akka nicht günstig. Ich muß nach Ägypten zurück, um dort gegen den Feind zu kämpfen, der kommen wird. In wenig Stunden werden die Türken hier sein. Was die Kraft hat, sich zu erheben, folge uns; man wird auf Bahren und Pferden fortgebracht werden." Was aber die Kraft nicht mehr hatte? Es waren an sechzig Pestkranke, die zurückblieben. Die Legende hat diesen Besuch im Spital zu Jaffa litterarisch und künstlerisch übertrieben, mißgünstiges Kritteln dagegen Bonaparte ein Verbrechen daraus gemacht, daß er daran dachte, die Zurückbleibenden durch ein sanft tötendes Narkotikum der Wut des nachfolgenden Feindes zu entziehen. Er hat es nie geleugnet. Es wäre, meinte er auf St. Helena seinem Arzte gegenüber, das Vernünftigste gewesen, und er hätte unter jenen Umständen seinen Sohn ebenso behandelt.

An Askalon und Gaza vorüber und dann neun Tage lang

durch den glühenden Wüstensand schleppte sich das kläglich reduzierte Korps — ein Zug, kleiner in den Maßen, doch ähnlich jener schaurigen Retraite aus dem unerbittlichen Eise Rußlands heraus, die dreizehn Jahre später das Ende der „Fortune" des Franzosenkaisers einleitete. Fünftausend Mann hatte man eingebüßt und der Pforte nicht im Geringsten imponiert. Und um ein türkisches Heer auseinander zu treiben, hätte man nicht erst den Schmerzensweg bis an den Berg Tabor zu gehen brauchen. Am wenigsten war dem Ehrgeize des Führers genügt. Aber nur jetzt der Wahrheit kein Zugeständnis! Noch vor Akka, am 10. Mai 1799, hatte er dem Direktorium gemeldet: sein Zweck sei erreicht, die Jahreszeit werde ungünstig, Ägypten rufe ihn, er werde, nachdem er die Veste in Trümmer geschossen habe, durch die Wüste zurückkehren. In einem andern Berichte vom 27. Mai hieß es dann, er hätte die Stadt besetzen können, es aber der Pest wegen nicht gethan, die, wie seine Spione meldeten, aufs fürchterlichste darin hause. (Nur schade, daß die Spione das Übel so spät entdeckten.) Dem Divan von Kairo, seiner Schöpfung, verkündigte er in einem Siegesbulletin vom 16. Mai, er bringe viele Gefangene und Fahnen mit, habe den Palast Djezzars rasiert, desgleichen die Wälle von Akka und die Stadt bombardiert, so daß kein Stein auf dem andern blieb, die Einwohner seien aufs Meer geflüchtet, Djezzar habe sich, verwundet, mit seinen Leuten in ein Fort zurückgezogen. Ja, sogar seine eigenen Soldaten tröstete er mit der dreist ausgesprochenen Unwahrheit, sie hätten in wenig Tagen schon hoffen können, sich des Paschas von Syrien in seinem Palaste zu bemächtigen, aber in dieser Jahreszeit, wo die Landung der Türken in Ägypten möglich werde, wiege die Wegnahme Akkas den Zeitverlust nicht auf. Als sein Sekretär gegen diese Verdrehungen des wirklichen Sachverhaltes Einwendungen machte, wies er ihn mit der Bemerkung zurecht, er sei ein einfältiger Kleinigkeitskrämer und verstehe nichts von solchen Dingen.

Mitte Juni hielt die syrische Armee, allerdings nur noch 8000 Mann stark, im Triumph in der Hauptstadt Ägyptens ihren Einzug. Bald darauf bekam Bonaparte von Marmont aus Alexandrien die Nachricht, es seien hundert türkische Schiffe unter Bedeckung Sidney Smiths am 11. Juli auf der Rhede von Abukir erschienen und hätten an 18000 Mann gelandet*). Dieselbe Botschaft wurde offenbar auch Ibrahim und Murad bekannt, welche Desaix bisher in respektvoller Entfernung gehalten hatte, denn jetzt tauchte der erste wieder an der syrischen Grenzlinie auf, und der zweite suchte mit einigen hundert Mameluken den Norden zu gewinnen, Beide in der Absicht, mit den gelandeten Türken zu kooperieren. Die letzteren hatten sich, da Alexandrien durch die Franzosen befestigt worden war, fürs erste auf der Landzunge von Abukir verschanzt. Hier beschloß Bonaparte, sie zu treffen, und so bald als möglich. Murad ward rasch nach Süden zurückgetrieben, Ibrahim beobachtet, Oberägypten zur bessern Konzentration der Kräfte durch Desaix geräumt, während der Chefgeneral alle sonst verfügbaren Truppen — an 6000 Mann und 2000 Mann Reserven unter Kleber — gegen den Feind führte. Es war ein schnell konzipierter Plan, der in der Landschaft bei Abukir am 25. Juli 1799 zur glänzenden Durchführung kam. Durchaus napoleonisch nach den Grundsätzen, vor der Schlacht sich zu vereinigen, Alles zur Aktion zu verwenden und die Vernichtung des Gegners anzustreben, wurde sein Gelingen erleichtert durch die schlechte Aufstellung der Türken. Der Erfolg war vollständig. Nachdem der linke Flügel des Feindes umarmt und ins Meer gedrückt worden war, traf den rechten das gleiche Schicksal. Dann gelang es Lannes sich einer dominierenden Schanze zu bemächtigen, die Murat mit seinen Reitern toll-

*) Die Zahl schwankt nach englischen und französischen Angaben zwischen 8000 und 18000. Doch ist die erstere Ziffer sicher zu niedrig, die letztere im Vergleiche mit der Anzahl der Transportschiffe zu hoch gegriffen. Mehr als 15000 Mann waren wohl kaum auf hundert Fahrzeugen zu verfrachten.

kühn umgangen hatte und welche die Stärke des Zentrums ausmachte. Damit war auch die Mitte gesprengt, und nur wenige Reste retteten sich in das Fort an der äußersten Spitze der kleinen Halbinsel. Sie wurden ausgehungert und kapitulierten nach einer Woche. Jetzt war es die Wahrheit, wenn Napoleon nach Kairo schrieb: „Der Generalstab wird Sie von dem Ergebnisse der Schlacht bei Abukir in Kenntnis gesetzt haben; eine der schönsten die ich gesehen habe; von der feindlichen gelandeten Armee ist nicht ein Mann entkommen".

Nach diesem Triumphe fehlte ihm für seine eigensüchtigen Absichten nur noch die Bestätigung, daß auch seine zweite Voraussetzung eine richtige war, als er nach Ägypten ging, d. i. daß der inzwischen in Europa entbrannte Krieg zu Frankreichs Nachteil geführt wurde und daß dadurch nicht nur seine Persönlichkeit im Werte gestiegen, sondern auch die Pariser Regierung diskreditiert war, so daß einem entschlossenen Soldaten, der jetzt zu siegen verstand, leicht auch die Staatsgewalt in die Hände fiel. Und diese Gewißheit verschaffte sich Napoleon in der That.

Seit jener Botschaft, die ihn vor Akka ereilte, war keine mehr vom Direktorium an ihn gelangt. Er konnte nicht wissen, daß Ende Mai 1799 der französische Admiral Bruix Befehl erhalten hatte, sein Geschwader mit der spanischen Flotte zu vereinigen, die Engländer im Mittelmeer zu schlagen und die Expeditionsarmee aus Ägypten heim zu holen — ein Unternehmen, welches an der Weigerung des spanischen Befehlshabers scheiterte. Auch ein Brief, welchen am 26. Mai das Direktorium an ihn absandte, um ihm die Sendung Bruix anzuzeigen und ihn nach Europa zu rufen, war ihm nicht zugekommen*). Aber er erfuhr

*) Eine Stelle des von drei Direktoren unterzeichneten Briefes lautet: „Die außergewöhnlichen Anstrengungen Österreichs und Rußlands, die ernste und nahezu allarmierende Wendung, welche der Krieg genommen, verlangen, daß die Republik ihre Kräfte zusammenhalte. Das Direktorium befahl demnach dem Admiral Bruix alles anzuwenden, um Herr des Mittelmeeres zu werden und die von Ihnen kommandierte Armee aus Ägypten zurück-

doch, was er zu wissen brauchte. Es ist fast gewiß, daß er durch die ihm ergebenen Konsuln von Genua und Ancona die eine und andere Nachricht von seinen Brüdern über Tunis erhielt. Und dann kam ihm auch hier der Zufall zu Hilfe. Sidney Smith, der jetzt vor Alexandrien lag und mit Bonaparte in Unterhandlungen über Auslieferung von Gefangenen eintrat, machte sich ein Vergnügen daraus, von den inzwischen erfolgten Niederlagen der Franzosen in Italien zu erzählen, wo in der That im April Scherer geschlagen und die cisalpinische Republik aufgelöst worden war, und schickte, wie um die Wahrheit seiner Mitteilung zu erhärten, ein Paket jüngster Zeitungen an Bonaparte. Zum Überfluß fügte er noch hinzu, er habe die Aufgabe, die vom Direktorium gewünschte Rückkehr der Expeditionsarmee zu hindern. Nun ist Napoleons Entscheidung rasch getroffen. In den Worten, mit welchen er sie Marmont ankündigte, liegt der ganze Plan seiner nächsten Zukunft: „Ich bin entschlossen, nach Frankreich zurückzugehen, und ich denke, Sie mitzunehmen. Der Stand der Dinge in Europa nötigt mich, diesen großen Entschluß zu fassen. Unsere Armeen sind im Nachteil, und Gott weiß bis wohin die Feinde nicht schon gedrungen sind. Italien ist verloren, und der Lohn so vieler Anstrengungen, so vielen vergossenen Blutes ist dahin. Aber was vermögen auch diese Unfähigen, die an der Spitze der Geschäfte stehen? Alles ist Unwissenheit, Unverstand oder Korruption bei ihnen. Ich, ich allein habe die Last getragen und durch fortwährende Erfolge dieser Regierung Bestand verliehen, die, ohne mich, sich niemals emporgebracht und behauptet hätte. Als ich mich entfernte, mußte alles zusammenstürzen. Warten wir nicht ab,

zubringen. Sie werden entscheiden, ob Sie einen Teil ihrer Streitkräfte in Sicherheit zurücklassen können, in welchem Falle das Direktorium Sie bevollmächtigt, mit dem Befehl über diese Truppen zu betrauen, wen immer Sie für geeignet halten. Sie selbst würde das Direktorium mit Vergnügen an der Spitze der republikanischen Armeen erblicken, die Sie bisher so ruhmreich befehligt haben".

bis die Zerstörung vollendet ist. Man wird in Frankreich die Kunde von meiner Heimkehr zugleich mit der Nachricht von der Vernichtung der türkischen Armee bei Abukir erhalten. Meine Gegenwart wird die Geister erheben, den Truppen das verlorene Selbstvertrauen und den gutgesinnten Bürgern die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft wiedergeben." Die Absicht wird nur wenigen Vertrauten mitgeteilt, den meisten Generalen verheimlicht. In aller Heimlichkeit auch werden die zwei im Hafen von Alexandrien ankernden Fregatten zur Fahrt gerüstet, und kaum hatte Sidney Smith, der sich offenbar nicht denken konnte, daß der Oberfeldherr ohne sein Heer zurückkehren werde, auf kurze Zeit die Rhede verlassen, um in Cypern Wasser einzunehmen, als Napoleon auch schon diese neue Gunst des Zufalls benützte und in der Nacht vom 21. zum 22. August mit wenigen Begleitern, Lannes, Marmont, Murat, Monge, Berthollet und ein paar hundert Garden, in See ging. Der wackere aber durch seine rücksichtslose Offenheit Napoleon unangenehme Kleber erhielt mit schriftlicher Weisung den Oberbefehl über die zurückbleibende Armee übertragen.

Daß es eine Ehrenpflicht gewesen wäre, bei den Truppen auszuharren, die seiner Führung anvertraut worden waren und seinen eigensten Plänen mit Mut und Blut gedient hatten, kam Napoleon nicht in den Sinn. Und doch wird man kaum von Preisgebung der Armee oder gar — wie es geschehen ist — von Desertion sprechen dürfen. Seine Stellung dem Direktorium gegenüber war ohne Zweifel eine ausnahmsweise. Als er nach Ägypten ging, war seine Rückkehr für den Herbst 1798 in Aussicht genommen, damit er dann den Befehl über die England-Armee wieder übernehme. Nicht so die Wiederkehr des ganzen Expeditionskorps, da man doch eine Kolonie zu gründen und Kulturen anzulegen beabsichtigte, die stetig geschützt werden mußten. Der erwähnte Brief der Pariser Staatsbehörde vom 4. November 1798, den er vor Akka empfing, ließ ihm die volle Freiheit seiner Entschließungen. Er selbst hatte wiederholt seine

baldige Rückkehr nach Frankreich offen angekündigt, was er doch gewiß nicht gethan hätte, wenn es geradezu gesetzwidrig war. Daß er sich dabei nur von Rücksichten seines persönlichen Ehrgeizes und Interesses leiten ließ, ist sicher. Für beide war in Ägypten eben nichts mehr zu holen, wohl aber alles zu verlieren. Die Lage der Expeditionsarmee mußte immer kritischer werden. Wenn er auch verkündete, er lasse sie mit einem Erfolge im Felde zurück, der sie für lange Zeit gegen Belästigungen schütze, so entsprach das nicht ganz der Wirklichkeit. Er verschwieg eben, was er später auf St. Helena ausgeplaudert: daß er schon nach dem Verluste der Flotte bei Abukir überzeugt gewesen sei, die Sache müsse mit einer Katastrophe enden, weil jedes Korps, welches sich nicht zu rekrutieren vermöge, kapitulieren müsse. Er verschwieg auch weislich, was der ehrliche Kleber in einem Briefe an Talleyrand verriet: daß die Armee, auf die Hälfte reduziert, Mangel an Munition und Kleidung litt, die Bevölkerung Ägyptens, vom Sultan gegen die Christen aufgehetzt, jeden Augenblick zur Empörung bereit war, daß der Anmarsch neuer türkischer Streitkräfte drohte, daß Alexandrien fast wehrlos lag, seitdem das schwere Geschütz bei der syrischen Expedition zu Grunde ging und der Rest zur Armierung von Napoleons zwei Fregatten verwendet wurde, daß diese bedrängte Situation durch einen empfindlichen Geldmangel verschärft ward, da sich der rückständige Sold auf vier Millionen belief und Bonaparte nur Schulden und keinen Sous in den Kassen zurückgelassen hatte.

Man hat viel von dem Mute gesprochen, sich der Gefahr einer Fahrt in dem von Feinden bevölkerten Mittelmeer auszusetzen. Aber man könnte darüber streiten, ob es nicht mehr Mut gefordert hätte, unter so verzweifelten Verhältnissen zu bleiben. Er würde Napoleon nicht gefehlt haben, wenn seine ehrgeizigen Pläne ihn nicht nach der Macht über Frankreich hätten streben lassen, Pläne, deren Grundzüge längst feststanden, denen es an ergebenen Anhängern nicht fehlte und die schon

vor der Expedition in den Orient ihrer Verwirklichung durch einen Gewaltstreich nahe gewesen waren. Schon auf seinem italienischen Feldzuge hatte Bonaparte sich nach seinen eigensten Entschlüssen benommen, sich als Souverän in dem eroberten Lande gefühlt und die Verträge von Leoben und Campo Formio verhandelt und abgeschlossen, die Frankreich verpflichteten. Jetzt, in Ägypten, wo er noch mehr wie dort als sein eigener Herr schaltete, hatte seine Herrschsucht neue Nahrung gewonnen und der sehnsüchtige Gedanke an ein selbständiges Regiment noch tiefere Wurzeln geschlagen. Er konnte sich kaum mehr ohne Krone denken. Nur schien es ihm offenbar leichter, sie von dem verdorrten Maibaume der Revolution zu pflücken als aus dem unendlichen Sande der Wüste auszugraben.

Siebentes Kapitel.

Staatsstreich und Konsulat.

Eine Fahrt nach oder von Ägypten war dazumal, als noch Wind und Wetter allein den Kurs vorschrieben, eine Frage der Jahreszeit. Vom Beginne des Frühlings bis zum Herbst gelangte man, von einem konstanten Nordwest getrieben, leicht von Toulon nach Alexandrien, aber um so schwerer von dort zurück. Es war daher kein günstiger Zeitpunkt für eine Reise nach Frankreich, als die beiden Fregatten „Muiron“ und „Carrère“ — auf der ersten befand sich Bonaparte — den ägyptischen Hafen verließen. Nur um dem spähenden Auge Sidney Smiths zu entkommen, war man schon im August ausgelaufen. Der widrige Wind zwang die beiden Schiffe den Kurs auf Toulon aufzugeben und an der Nordküste Afrikas hin zu segeln. Es war kaum ein Vorwärtskommen. An manchen Tagen wurde

man um zehn Meilen zurückgetrieben, und nur der nächtliche Landwind stellte das Gleichgewicht wieder her. So brauchten die Ungeduldigen nicht weniger als drei Wochen, ehe sie die Höhe des karthagischen Vorgebirges erreichten, immer in Angst und Sorge, vom Feinde im Rücken erfaßt zu werden. Als endlich der Wind sich drehte und den Heimstrebenden dienstbar wurde, da begann erst recht die Gefahr. Die Enge zwischen Tunis und Sizilien mußte passiert werden. Sie war von einem englischen Kreuzer bewacht, der zur Flotte Nelsons gehörte, die vor Syrakus ankerte. Wurden die Fregatten von ihm entdeckt, dann war ihnen binnen kürzester Zeit der gefürchtete Admiral auf der Spur. Glücklicherweise kamen sie bei Nacht ohne Lichter an dem Kundschafter vorbei und steuerten nun nach Norden, an der Westküste Sardiniens entlang, bis Korsika. Hier hielt sie anfangs Oktober ein neuerlicher Nordwest mehrere Tage fest, zum Verdruß Napoleons, der in Ajaccio von Vettern, Basen, Paten und Allen, die es gerne sein mochten, überlaufen wurde. Nur das Wiedersehen seiner alten Amme, die ihn herzhaft mit „Caro figlio“ anrief, bewegte ihn. Er zeigte seinen Begleitern nicht ohne einigen Stolz den ehemaligen Grundbesitz der Bonaparte und jagte mit ihnen in der Wildnis der Umgebung. Es war das letztemal, daß er seine Heimat sah.

Als ob sich sein Programm Punkt für Punkt erfüllen sollte, vernahm er in Ajaccio, daß die französischen Armeen neuerdings Verluste erlitten hatten, daß am 19. Juni eine Schlacht an der Trebbia, am 15. August eine zweite bei Novi verloren und Joubert getötet worden sei. Aber er erfuhr noch mehr: daß das Direktorium noch im Juni (am 30. Prairial) in einem Streite mit den gesetzgebenden Körpern unterlegen war und neue Männer, darunter Sieyès, hatte aufnehmen müssen. Wir wissen, daß er auf Sieyès viel Vertrauen setzte und daß ihn daher alle diese Nachrichten nur befriedigen konnten. Sie haben auch sein Reiseziel verändert. Denn wenn es ursprünglich seine Absicht gewesen war, geradezu auf den italienischen Kriegsschauplatz zu eilen,

dort das Oberkommando zu übernehmen, sich dem Volke von Frankreich durch neue Siege als Retter in der Not zu empfehlen und dann dem Direktorium mit dem ganzen Gewichte seines Ruhmes entgegenzutreten: so kam er jetzt von diesem Plane zurück. Er strebte direkt nach der Hauptstadt. Der Umweg über das Schlachtfeld erschien ihm offenbar zeitraubend.

Nur mußte allerdings zuvor die Küste von Frankreich erreicht sein, und das sollte sich schwieriger erweisen, als man so nahe dem Ziele und nach so viel überstandenen Gefahren voraussetzte. Mit gutem Winde hatte man Korsika endlich verlassen und war, in der Richtung auf Toulon segelnd, am 8. Oktober, schon der hyerischen Inseln ansichtig geworden, als plötzlich bei Sonnenuntergang ein englisches Geschwader signalisiert wurde, das im Kurs heranfuhr. Da war die kritische Stunde gekommen. Denn auch die Engländer hatten die Fregatten bemerkt und begannen, Jagd auf sie zu machen. Schon wollte Bonaparte's Admiral nach Korsika zurückkehren. Aber Jener befahl nordwärts zu drehen und weiter zu fahren. Im Notfalle war er entschlossen, sich in eine mitgenommene Schaluppe zu werfen und allein ans Land zu flüchten. Und wieder belohnte das Glück den Mutigen. Die Engländer täuschten sich aus der Entfernung über die Segelstellung der Franzosen, indem sie dieselben in ihrem Kurse nach Nordost steuernd wähnten, und fuhren eilig vorwärts. Der Einbruch der Nacht hinderte sie, ihren Irrtum so bald gewahr zu werden. Die Bedrängten entkamen und waren am nächsten Morgen, den 9. Oktober, auf der Rhede von Fréjus geborgen.

Wie im Nu verbreitete sich in der Stadt die Nachricht von der Wiederkehr Bonaparte's. Alsbald bevölkerte sich das Meer mit Barken, die der Pestgefahr nicht achtend, den gefeierten General ans Land geleiteten. Von Quarantäne wollte man hier so wenig wie in Ajaccio etwas wissen — kein geringer Zeitgewinn für Napoleon. Und was ihm noch wertvoller sein mußte, das war die Überzeugung, die er aus dem enthusiastischen Empfang

abnehmen konnte, daß sich die öffentliche Meinung gar sehr zu seinen Gunsten gewendet hatte. Kam ihm doch — wie Marmont erzählt — ein Klubredner offen mit den Worten entgegen: „Schlagen Sie den Feind und vertreiben Sie ihn, General, und dann machen wir Sie zum Könige, wenn Sie es wollen!"

Nach kurzer Rast fuhr er noch am selben Tage weiter, um erst in Aix anzuhalten und dem Direktorium seine Ankunft zu melden. Das war ein Brief voll Berechnung. Er enthielt zunächst die Mitteilung, daß der General das Schreiben der Regierung vom 4. November des Vorjahres erhalten und aus demselben auf den ausbrechenden Kontinentalkrieg geschlossen habe. Wenn er sich nicht sofort für denselben zur Verfügung gestellt, so müsse der Türkeneinfall dies rechtfertigen, der erst bewältigt werden mußte, ehe er an Rückkehr denken durfte. Die Rückfahrt hätte er unter allen Umständen gewagt, und wäre sie auch nur „in einem Boote, in einen Mantel gehüllt" möglich gewesen. Natürlich stand auch in dem Briefe, daß er Ägypten aufs Beste organisiert zurückgelassen habe. Desgleichen war dafür gesorgt, daß der Kurier nicht viel früher als der Schreiber selbst in der Hauptstadt eintraf.

Von Aix ging es rasch weiter. Es war ein förmlicher Triumphzug. Die Begleiter Napoleons wissen den begeisterten Empfang auf der Fahrt über Lyon nach Paris gar nicht genug zu schildern. Eine Stadt überbot die andere an Zeichen der Huldigung dem Manne gegenüber, in dem man nicht so sehr den Sieger über den äußern Feind als vielmehr den Retter in der Not des innern Haders, den Erlöser aus dem Dilemma „hie Bourbon, hie Anarchie" erblickte. Und das war nicht bloß die Stimmung in der Provinz. Auch in der Hauptstadt wirkte die Nachricht von seiner Rückkehr in gleicher Weise. Als man sie erfuhr, geriet Alles in jubelnden Aufruhr. Seit dem Beginne der Revolution hatte sich das allgemeine Hoffen nicht so enge an einen Namen gekettet wie jetzt, wo man ihr Ende mit tausend Wünschen ersehnte. Und doch hatte dasselbe Volk denselben

Mann erst vor anderthalb Jahren ohne allzu tiefes Bedauern scheiden und einem gefährlichen Abenteuer entgegengehen sehen! Was hatte die öffentliche Stimmung so rasch und gründlich verändert und Napoleons Hoffnung wahr gemacht, die er darauf baute? Die Antwort auf diese Frage liegt in den Geschehnissen in Frankreich während seiner Abwesenheit. Wir müssen sie näher kennen lernen.

Nach dem Staatsstreiche des 18. Fruktidor hatte sich das Direktorium gegen die Wiederkehr der Gefahr, durch die konservativen Elemente der Bevölkerung verdrängt zu werden, sicherzustellen gesucht und zu demselben Mittel gegriffen, durch welches schon einmal die Herrschaft der radikalen Minorität über Frankreich ermöglicht worden war. Eine tyrannische Diktatur, die der andersgestimmten Presse den Mund verschloß, Adel und Priester proskribierte, mehr als hunderttausend Besitzende zur Auswanderung nötigte, die Habe der Zurückbleibenden durch Zwangsanleihen fast entwertete, die Staatsschuld auf ein Drittel reduzierte, die offenen politischen Gegner in die Kolonieen deportierte und jene Elemente wieder hervorlockte, die durch die Ereignisse am 9. Thermidor verscheucht worden waren: diese Gewaltherrschaft sollte den Direktoren den Fortbestand ihrer Macht verbürgen. Um sich und ihre Geschöpfe oben zu erhalten, drückten die Barras, Rewbell, Larévellière Millionen in angstvolle Abhängigkeit hinab; um sich und Jenen ihre reichen Einkünfte zu sichern, ruinierten sie das Vermögen des Landes.

Bald jedoch mußte das Direktorium einsehen, daß ihm seine Alliierten vom 18. Fruktidor ebenso gefährlich werden konnten, wie die Konservativen und die Monarchisten. Die ruhigeren und friedlicheren Elemente waren zwar besiegt, aber die Parteigänger des Terrorismus traten nur um so dreister in den Vordergrund. Obwohl verboten, bildeten und verbündeten sich zahlreiche Jakobinerklubs, welche durch das alte Mittel

der Einschüchterung die Wahlen zu dem Drittel des Rates der Fünfhundert im Frühjahre 1798 zu dominieren wußten. Die besiegten Konservativen hielten sich ganz vom Schauplatz fern, und die Anhänger des Direktoriums, die sich von den Jakobinern trennten, blieben mit ihren Kandidaten in der Minorität. So war das Regiment der Direktoren jetzt durch ein Überwiegen der Enragirten in der Legislative ebenso bedroht und gefährdet wie im Vorjahre durch das der Konservativen. Aber sie kannten das Mittel, welches hier vielleicht helfen konnte, welches im letzten Sommer geholfen hatte und welches nun wieder helfen sollte: das war die Verletzung der Verfassung von Regierungswegen. Anstatt die terroristisch, daher ungesetzlich vollzogenen Wahlen ungültig zu erklären und Neuwahlen auszuschreiben, ließen sie durch die Fünfhundert die Mandate der ihnen ergebenen Minoritäten bestätigen und sechzig radikale Abgeordnete ausschließen (11. Mai 1798; 22. Floreal). Aber was war damit erreicht? Daß von den zwei großen Parteien im Lande von jetzt ab gar keine mehr die Regierung stützte. Die Konservativen haßten sie und waren seit dem 18. Fruktidor ihre geschworenen Feinde; die Jakobiner sind es seit dem 22. Floreal gleichfalls. Ihr Bestand war nur solange gesichert, als die Armee ihr noch zu Diensten blieb. Da aber auch unter den Heerführern die Parteispaltung eintrat, so daß z. B. Moreau den Konservativen, Jourdan den Jakobinern zugehörte, und bei Offizieren und Mannschaft die Abneigung gegen die Advokatenherrschaft festen Fuß zu fassen begann, so konnte die Situation der Regierung bedenklich werden, wenn nicht bald der Krieg auf dem Festlande ausbrach und der Aufmerksamkeit all dieser unzufriedenen Elemente eine andere Richtung gab.

Es war dafür gesorgt, daß er nicht ausblieb. War doch am 18. Fruktidor die Friedenspartei ebenso besiegt worden wie früher am 13. Vendémiaire. Der jähe Abbruch der Verhandlungen mit England, der darauf eintrat, die brüsken Ansprüche der Gesandten in Rastatt, die herausfordernde Haltung Bernadotte's in Wien, die Aufwiegelungen gegen die legitimen Gewalten

in Italien und in der Schweiz, das Wühlen der republikanischen Propaganda in Süddeutschland, das Übergreifen in den Orient: Alles das konnte nicht anders als aufs neue einen gewaltigen Brand in Europa erzeugen, der der Kraft Frankreichs zu schaffen gab und seinen Regenten die Herrschaft fristete. Zunächst erstand in Rußland ein erbitterter Feind. Denn die offene Begünstigung der Polen durch die Republik, die Besetzung der ionischen Inseln, die geheimen Verbindungen mit den unruhigen Elementen auf der Balkanhalbinsel, die Expedition nach dem Osten und insbesondere die Wegnahme Maltas, wo der Ritterorden kurz zuvor den Zar zum Protektor erwählt hatte, machten Paul I. zum Gegner Frankreichs und zum Anwalte der von der Republik und ihren Agenten bedrohten und bekämpften Legitimität. Er schloß mit England und der Türkei, die gleichfalls von den französischen Übergriffen feindlich berührt war, Bündnisverträge ab und drängte zum Angriff. England seinerseits bewog den König von Neapel, schon im November 1798 die Feindseligkeiten gegen die Franzosen zu eröffnen, die den Kirchenstaat besetzt hielten — ein verfrühtes Wagnis, welches kläglich mißlang, da der französische General Macdonald bis Neapel vordrang, den König zur Flucht nach Sizilien zwang und die „parthenopeische Republik“ begründete. Das war ein neuer Schritt zur völligen Beherrschung Italiens, von dem niemand mehr betroffen wurde, als der verwandte Wiener Hof. Seit der Abreise des französischen Gesandten Bernadotte aus Wien waren die Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich abgebrochen worden, und Konferenzen zwischen Cobenzl und dem ausgetretenen Direktor François de Neufchateau zu Selz vermochten sie nicht wieder anzubahnen. Der Losbruch der Feindseligkeiten war nur noch eine Frage von Wochen, als sich auch Österreich mit Rußland verständigt und ein russisches Hilfskorps in Galizien einrückte. Als dann die Franzosen die Zurückziehung der nordischen Truppen forderten und die Nichterfüllung ihres Begehrens als Kriegsfall bezeichneten,

war jede Aussicht auf Erhaltung des Friedens dahin. Die Russen marschierten weiter, und Thugut ignorierte die französische Drohung. Anfangs März gingen die Franzosen über den Rhein, die Österreicher unter Erzherzog Karl über den Lech, und am 12. März 1799 erklärte Frankreich der Donaumacht den Krieg, der alsbald im Gange war. Zu allem Überfluß nahm auch der Rastatter Kongreß ein entsetzliches Ende, indem am 28. März die französischen Gesandten bei ihrer Abreise von österreichischen Husaren überfallen und — sei es aus Mißverständnis oder aus sonst einem noch nicht enthüllten Beweggrunde — bis auf Einen niedergemacht wurden.

Man sollte nun meinen, das Direktorium, welches mit seiner Politik den Krieg provoziert hatte, wäre aufs stärkste gerüstet gewesen, um der Gefahr vollkommen gewachsen zu sein. Aber hier trat es recht zutage, wie verderblich das persönliche System der Machthaber auf die öffentlichen Verhältnisse zurückwirkte. Die Finanzen waren unter dem elenden Regime endlich ganz in Unordnung geraten, und die Kontributionen bei den Nachbarn halfen ihnen nur ungenügend auf. Dem Heere, dessen Reihen dem französischen Staatsgedanken die letzte Zuflucht boten, fehlte die energisch sorgende Hand des verbannten Carnot, und sein bester Feldherr weilte fern im Osten. In Italien konnte man den Österreichern nicht mehr als 50000 Mann entgegenstellen, in Süddeutschland keine 40000. Die Ausrüstung war mangelhaft, die Verpflegung in den Händen von Spekulanten, die der Regierung an Gewissenlosigkeit nichts nachgaben. Dabei herrschte Meinungsverschiedenheit im Direktorium über die Befehlshaber. Von diesen hatten sich einige mit den Regierungskommissären, welche die Armeen begleiteten, überworfen, wie Joubert, andere, wie Moreau, waren zu konservativ; es kam dahin, daß man dem alten unzulänglichen Scherer das wichtige Oberkommando in Italien überweisen mußte.

Viel stärker gewappnet traten die Gegner auf die Bahn. Österreich allein hatte auf den drei Schauplätzen: Schwaben, Schweiz

und Oberitalien die Übermacht, in Erzherzog Karl einen tüchtigen Führer und in den Russen unter dem gewaltigen Suworow einen starken Succurs. Die Dinge kamen, wie sie mußten. Jourdan, der an die Donau gerückt war, wurde noch im März 1799 von dem kaiserlichen Prinzen bei Osterach und Stockach geschlagen und an den Rhein zurückgedrängt, der aus der Schweiz anfangs siegreich nach Osten vordringende Massena bei Feldkirch aufgehalten, Scherer von dem Österreicher Kray bei Magnano im Cisalpinischen getroffen und hinter die Adda zurückgeworfen. Und was Scherer gegen die Österreicher allein nicht vermochte, das konnte sein Nachfolger Moreau noch viel weniger gegen die vereinigten Austro-Russen unter Suworow. Er erlitt bei Cassano an der Adda am 27. April 1799 eine entscheidende Schlappe, die dem nordischen Sieger die Thore von Mailand und Turin öffnete und die cisalpinische Republik verschwinden machte. Österreich trat wieder in den Besitz der Lombardei ein, unterstützt von einer konservativen Strömung in der Bevölkerung, welche die Demokraten überall aus ihren Positionen trieb. Nur die Festungen blieben in den Händen der Franzosen. Bald darauf geriet durch einen neuen Sieg des Erzherzogs über Massena bei Zürich am 25. Mai auch ein Drittel der Schweiz den Österreichern in die Hände. Diese Ereignisse machten den Abmarsch Macdonalds aus Neapel nach Norden notwendig und zugleich der parthenopeischen Republik ein Ende. Aber nur wenn es Macdonald gelang, seine Streitkräfte mit denen, die Moreau an die genuesische Riviera gerettet hatte, zu vereinigen und zu siegen, war noch Hoffnung, das Verlorene wiederzugewinnen. Auch das sollte nicht gelingen. Noch bevor die geplante Vereinigung bewerkstelligt war, wurde der Franzose von den eilig losstürmenden Russen an der Trebbia in einer dreitägigen Junischlacht (17.—19.) besiegt und mit schweren Verlusten über den Appennin zurückgetrieben. In wenig Wochen darauf hatte auch Mantua kapituliert, um welches vor zwei Jahren so viel Blut geflossen war.

Aus diesen Verlusten im Felde ergab sich, daß das Direktorium auch im Innern an Geltung verlieren mußte. Der Krieg hatte allerdings vor zwei Jahren einer durchaus mißliebigen Regierung die Herrschaft gesichert. Damals aber war es eine Reihe von Siegen gewesen, errungen von einem Feldherrn, der das politische System der Ausdehnung und Eroberung auch zu dem seinigen gemacht hatte, während jetzt Niederlage auf Niederlage das Ansehen der Armee verkleinerte und die Führer durchaus nicht Parteigänger der Machthaber waren. Darum kann es nicht überraschen, wenn wir hören, daß die letzteren bei den Neuwahlen im Frühling 1799 eine neue Schlappe erlitten, die durch Gewalt zu reparieren sie nicht mehr, wie früher, die Kraft hatten. Auch war es ein Zeichen offenen Mißtrauens, daß bei der vorgeschriebenen Auslosung eines Direktors ein Mann in die Regierung gewählt wurde, von dem es bekannt war, daß er sich noch im Konvent ablehnend gegen die Verfassung des Jahres III. geäußert und den Ehrgeiz hatte, Frankreich eine bessere Konstitution zu geben: der Abbé Sieyès, derselbe, den Napoleon bei seinen Verfassungsplänen durch Talleyrand in's Vertrauen ziehen ließ. Da sich der charakterlose Barras sofort dem populären Manne anschloß, so ergab sich, daß zunächst wieder, wie 1797, einer oppositionellen Majorität in der Kammer eine Minorität im Direktorium (Sieyès und Barras gegen Treilhard, Laréveillère, Merlin) entsprach, woraus neue Kämpfe entstanden. Jetzt, bei den Nachteilen von außen her, konnte die regierende Mehrheit der Direktoren nicht mehr, wie damals, an einen Staatsstreich denken, sondern mußte sich den Gegnern im Parlamente stellen, die alsbald in der entsetzlichen Finanzverwirrung den geeigneten Hebel fanden, um die verhaßten Drei zu stürzen*). Am 18. Juni 1799 (30. Prairial) traten sie zurück und

*) Nach der Verfassung bedurfte es zu einer giltigen Regierungshandlung der Übereinstimmung mindestens dreier Direktoren.

wurden durch zwei überzeugungstreue Radikale (Gohier und Moulins) und einen Anhänger Sieyès' (Roger Ducos) ersetzt, womit die Partei des politischen Abbé das Übergewicht im Direktorium erlangte.

Der Sturz der alten Regierung war das Werk einer Koalition der beiden großen Parteien bei den Fünfhundert gewesen: der Radikalen, die man sämtlich als Jakobiner zu bezeichnen pflegte, und der gemäßigten Republikaner, die von Boulay de la Meurthe geführt wurden und zu denen auch die Brüder Napoleons, Lucian und Joseph, zählten. Sogleich nach dem Siege zerfiel aber diese Verbindung. Da die Gemäßigteren durch die Majorität in der Regierung (Sieyès, Ducos, Barras) herrschten, gingen die Jakobiner in die Opposition. Sie fanden anfangs soviel Anhang unter den Neutralen in der Kammer, daß sie ein Zwangsanlehen auf die Reichen und ein Gesetz gegen die Adeligen, welche sie in Departements mit royalistischer Bewegung als Geißeln reklamierten, durchsetzen konnten. Als sie aber, auf diese Erfolge pochend, widerrechtlich ihren Pariser Klub, wie ehedem, eröffneten, ein radikales Programm mit gemeinsamer Kindererziehung, öffentlichen Werkstätten für die Armen, allgemeiner Konföderation des Volkes vorbrachten, den alten Konvent und die offizielle Erklärung, das Vaterland sei in Gefahr, verlangten, um damit ein Regiment, wie das von 1793 einzuleiten — da verloren sie ihren Anhang und gerieten in die Minorität. Sieyès konnte nun wagen, ihren Klub zu schließen, und durch das ehemalige Konventsmitglied Fouché als Polizeiminister ein System sorgfältiger Überwachung zu organisieren.

Es kam nun darauf an, ob sich Sieyès auch durch die Armee wieder festen Rückhalt werde verschaffen können, und es mußte seine nächste Sorge sein, mit einem entscheidenden Erfolg im Felde den Bestand seiner Geltung zu sichern. So wurde denn im Juli nach Kräften gerüstet und dem jungen General Joubert an Stelle Moreau's das Kommando in Italien übertragen. Siegte dieser, dann konnte er möglicherweise im Wechsel der inneren

Verhältnisse ein brauchbares Werkzeug bilden. Aber auch Sieyès sollte nicht glücklicher sein als seine Vorgänger. Was Joubert an neuen Truppen an die Riviera brachte, war doch zu wenig, um den vereinigten Russen und Österreichern die Wage zu halten. Suworow besiegte auch ihn. In der überaus blutigen Schlacht bei Novi an der Bormida (15. August 1799) verlor die Republik 12000 Mann, Joubert das Leben, Sieyès sein Prestige.

Wer dabei gewann, das war einzig und allein der Mann, dessen man sich — wie er richtig vorhergesehen — erinnern mußte, als die französischen Waffen gegen die Fremden den Kürzeren zogen. Wo war, fragte man, der Sieger von ehemals? Warum war er nicht zur Stelle? Wo waren die Tausende, die er fortgeführt? War es denn für das Staatsinteresse wirksamer, wenn die Söhne des Landes im fernen Wüstensande verbluteten, indes daheim auf den Schauplätzen früherer Triumphe der Ruhm der Nation zu Schanden ging? Man klagte die vergangene Regierung an, den General „deportiert“ zu haben; die radikale Opposition forderte sogar, daß man die ehemaligen Direktoren deshalb vor Gericht ziehe, und eiferte gegen die gegenwärtigen, welche die Expedition im Stiche ließen*). Talleyrand mußte das Ministerium des Äußern niederlegen und zog sich aus der Affaire mit dem Bemerken, nicht er, sondern sein Vorgänger habe die ägyptische Expedition auf's Tapet gebracht. Früher, im Jahre 1798, als die öffentliche Meinung Napoleon noch mit dem gehaßten Direktorium zusammenwarf, konnte er trotz seiner Siege nur wenig Sympathieen gewinnen; jetzt, wo man sich ihn im Gegensatze zur Regierung, gleichsam als ein Opfer ihrer selbstsüchtigen Politik dachte, da wurde er der Liebling des Volkes, das Ideal der parteilosen Millionen, die Ruhe und Ordnung und ein starkes Regiment ersehnten,

*) Lucian und Josephine thaten das Ihrige in der Verbreitung der Meinung, das Direktorium habe sich durch die Expedition Napoleons entledigen wollen.

welches dem ewigen Schwanken der Staatsgrundsätze und der entsetzlichen Konfusion in der Verwaltung ein Ende machen, dem Lande den Frieden verschaffen und den Bürger die gesunden Früchte der Revolution genießen lassen sollte. Ihnen war Napoleon nicht bloß der erprobte Sieger, der die Feinde schlagen, sondern viel mehr noch der Mann von Energie, der die Anarchie bewältigen konnte. Darum begrüßte ihn bei seiner Heimkehr allerwegen die rückhaltloseste Begeisterung, darum büßte seine populäre Geltung auch nichts ein, als bekannt wurde, daß Massena Ende September die Russen und Österreicher in der Schweiz, Brune in den ersten Oktobertagen die Engländer in Holland besiegt habe, daß die Koalition geborsten und jede Gefahr von außen für Frankreich geschwunden sei. Jetzt bedurfte er neuer Triumphe im Felde gar nicht erst, um als gefeierter Günstling des Volkes das Äußerste zu wagen. Er hatte Recht gehabt, wenn er vor seiner Abreise seinem Bruder gegenüber die Überzeugung aussprach, er werde, wenn er wiederkehre, der öffentlichen Meinung sicherer sein*). Sie hatte ihm vor anderthalb Jahren gefehlt, als er an einen Staatsstreich dachte; jetzt war sie sein, und nun sollte ihn auch nichts mehr abhalten, seinen Ehrgeiz zum Ziele zu führen.

Als Napoleon im Jahre 1803 der Frau von Rémusat von seiner Vergangenheit erzählte und auf die Zeit nach der ägyptischen Expedition zu sprechen kam, sagte er: „Das Direktorium zitterte vor meiner Rückkehr. Ich achtete sehr auf mich. Es ist die Zeit meines Lebens, wo ich mich am geschicktesten benahm. Ich sah Siéyès und versprach ihm die Durchführung seines wortreichen Verfassungsentwurfs; ich empfing die Führer der Jakobiner und die Agenten der Bourbons, ich verweigerte

*) Siehe oben S. 124.

niemandem meinen Rat, aber ich gab ihn nur im Interesse meiner eigenen Pläne. Ich verbarg mich dem Volke, denn ich wußte, daß es dann im geeigneten Augenblicke aus Neugierde meinen Spuren folgen werde. Jeder lief mir in's Garn, und als ich das Oberhaupt des Staates wurde, gab es keine Partei, die nicht irgend eine Hoffnung auf mich baute".

Bonaparte spielte in der That den Unparteiischen. In Wirklichkeit aber verfolgte er mit seinem komplizierten Systeme von Verstellung und Intrigue einen ganz bestimmten Weg. Er wollte zur Macht gelangen, das stand fest. Nur das Wie? konnte in Frage kommen. Das Nächstliegende wäre gewesen, sich in's Direktorium aufnehmen zu lassen. Aber als er den Chef desselben, Gohier, einen ehrlichen, gesinnungstreuen Jakobiner von jener politischen Borniertheit, die einmal die Stärke dieser Partei ausgemacht hatte, zum Scheine sondierte, hielt ihm dieser die Verfassung entgegen, welche Männer unter vierzig Jahren vom Direktorium ausschloß. Bonaparte kannte diese Bestimmung nur zu genau. Sie hatte sich ihm schon einmal hemmend in den Weg gelegt, und schon längst war der Gedanke an einen Umsturz dieser unbequemen Konstitution in ihm zur Reife gekommen. Nichts natürlicher, als daß er sich jetzt denen anschloß, die gleich ihm, einen solchen Umsturz planten. Das war vor Allen Sieyès. Dieser hatte sich, nachdem im Jahre 1795 sein Verfassungsplan abgelehnt worden war, ostentativ von der Regierung ferngehalten. Erst 1799 hatte er eine leitende Stellung übernommen, denn nun glaubte er den Zeitpunkt gekommen, der allgemeinen Unzufriedenheit mit den vorhandenen Zuständen durch seine Entwürfe abzuhelfen und sich so als Retter des Staates zu erweisen. Und die Übergriffe der Jakobiner schienen die Verwirklichung des Planes beschleunigen zu sollen. Er fand die heimliche Unterstützung einer ganzen Anzahl von gemäßigten Republikanern in beiden Kammern, die sich „Reformisten" nannten und zu denen auch Lucian Bonaparte gehörte. Man einigte sich über folgende Punkte: Es sollten zur Stärkung der Zentralgewalt an die

Stelle der wechselnden fünf Direktoren drei auf die Dauer von zehn Jahren gewählte Konsuln treten, daneben ein Senat auf Lebenszeit und ein nach allgemeinem Wahlrecht entsendetes Abgeordnetenhaus. Um diese Verfassung durchzusetzen, sollte der für die Reform in seiner Mehrheit gewonnene Rat der Alten die Verlegung der beiden Kammern außerhalb der Hauptstadt beschließen, damit die jakobinischen Gegner im Rate der Fünfhundert von der Umgebung der Pariser Vorstädte entfernt würden. Hierzu war die erste Kammer durch die Artikel 102 — 104 der Konstitution vom Jahre III ermächtigt. Einmal draußen, wollte man die Siéyès'sche Vorlage durch die Alten den Fünfhundert empfehlen, die neutralen Elemente unter den Letzteren dafür gewinnen und schließlich die neue Verfassung durch ein Plebiszit sanktionieren lassen. Dabei entstand nur das eine Bedenken, ob der Rat der Fünfhundert sich auch dem Dekret der Alten widerstandslos fügen und Paris verlassen würde. Und seine Weigerung konnte gefährlich werden, um so gefährlicher, als die Generale Jourdan, Augereau, Bernadotte zu den radikalen Abgeordneten zählten. Man bedurfte eines renommierten Soldaten, dem man die Durchführung der Maßregel anvertrauen konnte. Siéyès hatte ursprünglich wohl an Joubert gedacht; nach dessen Tode an Moreau, der ihm das richtige Werkzeug schien, da er nur militärischen und keinerlei politischen Ehrgeiz besaß; er beorderte ihn nach Paris. Aber zur selben Zeit als Moreau anlangte, traf auch Bonaparte ein, jener in aller Stille, dieser umdröhnt vom Zuruf der Millionen, jener besiegt, dieser als Sieger, und Siéyès konnte nicht schwanken, welchem von beiden Degen er sein Projekt überantworten sollte. Er mußte Napoleon wählen, auf die Gefahr von ihm überflügelt zu werden.

Dieser war gleich nach seiner Ankunft von Lucian in den Reformplan eingeweiht worden und erklärte sich mit demselben einverstanden. Er brauchte ja eine neue Verfassung um zur Macht zu gelangen, und Siéyès bedurfte einen in der Armee angesehenen

General, um seine Verfassung durchzusetzen. Das war der Angelpunkt, um den sich damals die Geschicke Frankreichs drehten. Am 1. November trafen sich die Beiden insgeheim in Lucians Wohnung. Bonaparte wünschte die neue Konstitution nicht sofort, wie sie Sieyès ersonnen hatte, den Kammern vorzulegen, sondern eine Abgeordneten-Kommission mit der Prüfung des Entwurfes zu betrauen und unterdessen dahin zu wirken, daß eine provisorische Regierung eingesetzt werde; diese letztere sollte aus ihm, Sieyès und Roger Ducos gebildet sein. Sieyès mußte wohl oder übel zustimmen. Er sah ein, daß seine Rolle als rettender Genius ausgespielt war, sobald seine Verfassung erst durch ein Komité lief, und daß er in der provisorischen Regierung neben einem Bonaparte nicht die erste Stelle behaupten würde, war ihm nicht minder klar. Aber er konnte nicht mehr zurück.*)

Am 6. November, nach einem Bankett, welches die Kammer den beiden Generälen Moreau und Bonaparte zu Ehren gab, und wobei dieser einen Trinkspruch „auf die Einigkeit aller Franzosen" ausbrachte, traf er wieder mit Sieyès zusammen, um die letzten Anordnungen zu besprechen. Dieser hatte bereits die verschiedenen Dekrete, die der Rat der Alten erlassen sollte, im Entwurf mitgebracht: eines, welches die Kammern nach St. Cloud verlegte, ein zweites, welches Napoleon das Oberkommando über alle Truppen übertrug, und ein drittes, welches ihn mit Roger Ducos und Sieyès zum provisorischen Konsul vorschlug. Jede Kammer sollte eine eigene Verfassungskommis-

---

*) Nach einem Diner, bei welchem Sieyès mit Joseph Bonaparte und dem eingeweihten Abgeordneten Cabanis zusammentraf, sagte er zu ihnen: „Ich will mit dem General Bonaparte gehen, weil er von allen Soldaten noch der bürgerlichste ist. Aber ich weiß, was mich erwartet. Nach dem Gelingen des Unternehmens wird er es mit seinen beiden Kollegen so machen..." und darauf trat er rasch zwischen Joseph und Cabanis, warf sie mit einer kräftigen Bewegung seiner Arme an den Kamin zurück und stand allein in der Mitte des Zimmers. Als Joseph seinem Bruder davon erzählte, lachte dieser und rief aus: „Es leben die geistreichen Leute! Ich ahne Gutes."

sion ernennen und sich auf drei Monate vertagen. Die Aktion wurde für den 18. November festgesetzt.

An den nächsten Tagen sondierte Bonaparte die Generäle und Offiziere. Von der pariser Garnison hatten einige Regimenter ehedem unter ihm in der italienischen Armee gefochten; von den Offiziersstellen der Nationalgarde hatte er selbst nach dem 13. Vendémiaire als General des Innern die meisten vergeben; Neigung und Disziplin sicherten ihm die Treue der Truppen, die den „kleinen Korporal“ abgöttisch verehrten. Von den Generalen blieben nur Jourdan und Augereau fern; Bernadotte, der, wie er im Jahre 1804 an Lucian schrieb, leicht die Vorstädte hätte in Bewegung setzen können, gab den Bitten Josephs nach, dessen Schwager er vor kurzem geworden war; Moreau gehorchte einfach dem Höchstkommandierenden. Unterdessen that Sieyès mit seinen Vertrauten die letzten Schritte, um sich des Rates der Alten völlig zu versichern. Ein drohender Handstreich der Jakobiner wurde als Schreckgespenst gebraucht, um die Schwankenden zu gewinnen. Die Unzuverlässigen hielt man von der entscheidenden Sitzung fern, indem man sie durch die eingeweihten Saalinspektoren teils zur unrichtigen Stunde, teils gar nicht einladen ließ.

Am 9. November (18. Brumaire) morgens 7 Uhr traten die „Alten“ zusammen. Sofort ergriff Regnier, einer der Vertrauten, das Wort, um folgenden Antrag zu stellen: „Nach den Artikeln 102, 103 und 104 der Verfassung dekretiert der Rat der Alten: 1) Die Legislative ist nach St. Cloud verlegt, wo die beiden Räte im Schloß tagen werden. 2) Sie werden am 19. Brumaire (10. November) mittags dort zusammenkommen, bis wohin jede Sitzung untersagt ist. 3) General Bonaparte ist mit der Durchführung des Dekretes betraut und erhält, um für die Sicherheit der Kammern Sorge tragen zu können, den Befehl über die Garde des Gesetzgebenden Körpers, über die Nationalgarden und die Garnison von Paris. Jeder Bürger hat ihm auf sein Verlangen Beistand zu leisten. 4) Er hat

vor dem Rate der Alten zu erscheinen, um sein Dekret in Empfang zu nehmen und den Eid zu schwören. 5) Der Beschluß wird den „Fünfhundert“ und dem Direktorium mitgeteilt und durch den Druck öffentlich bekannt gemacht.“ *) Der Antrag wurde einstimmig angenommen und desgleichen ein Manifest an die Nation beschlossen, worin erklärt wurde, der Rat der Alten habe diese Maßregeln dekretiert, um die Fraktionen, welche die Volksvertretung unterjochen wollten, zu bändigen und den innern Frieden zu sichern.

Während dies bei den „Alten“ vor sich ging, harrte Bonaparte in seinem Hause, umgeben von Generälen und Offizieren, seiner Ernennung. Als sie eingetroffen war, stieg er mit einer zahlreichen Suite zu Pferde und begab sich nach den Tuilerien in den Sitzungssal des Rates der Alten, um den geforderten Eid zu leisten. Hier hielt er eine kurze Ansprache in seinem angewohnten Kommandostil, die mit folgenden Sätzen schloß: „Eure Weisheit hat diese Verfügung getroffen; unsere Arme werden sie auszuführen wissen. Wir wollen eine Republik, die

*) Die Artikel der Verfassung von 1795, auf welche sich die „Alten“ beriefen, lauteten: „Art. 102: der Rat der Alten kann den Sitzungsort des Gesetzgebenden Körpers verlegen; er nominiert in diesem Falle einen neuen Ort und bestimmt die Zeit, bis zu welcher die beiden Räte gehalten sind, sich dort einzufinden. Das betreffende Dekret des Rates der Alten ist unwiderruflich.“

„Art. 103: Am Tage dieser Verfügung darf weder der eine noch der andere der Räte an dem bisherigen Sitzungsorte Beratungen pflegen. Diejenigen Mitglieder, welche gleichwohl ihre Funktionen nicht unterbrechen wollten, würden sich des Angriffs auf die Sicherheit der Republik schuldig machen.“

„Art. 104: Die Mitglieder des Direktoriums, welche die Besiegelung, Verkündigung und Verschickung des Dekretes verweigern oder verzögern, machen sich des gleichen Verbrechens schuldig“.

Von dem Rechte, einen General mit der Durchführung oder mit dem Schutze der Verfügung zu betrauen, stand nichts in den Artikeln. Es war die erste Ungesetzlichkeit, welche die Unternehmer des Staatsstreiches geschickt der Volksvertretung auf die Schultern schoben.

sich auf eine wahre Freiheit, auf die bürgerliche Freiheit, auf die Nationalvertretung gründet. Wir werden sie haben, ich schwöre es in meinem und im Namen meiner Waffengefährten." Von Aufrechthaltung der Verfassung sprach er kein Wort; dagegen ließ jede Silbe eine Veränderung der öffentlichen Verhältnisse durchblicken. Die Mitglieder des Rates applaudierten gleichwohl dem General, und die Sitzung ward geschlossen, um erst am nächsten Tage in Saint Cloud wieder eröffnet zu werden. Als kurz darauf der Rat der Fünfhundert zusammenkam, fand er das Dekret der ersten Kammer bereits vor, und Lucian, den man seinem Bruder zu Ehren zum Präsidenten erhoben hatte, vertagte alsbald die Sitzung. Die Legislative hatte ihre Thätigkeit unterbrochen.

Von den „Alten" weg begab sich Napoleon in den Garten der Tuilerien, wo die aufgestellten Truppen Revue passierten. Dann erließ er zwei Proklamationen an die Nationalgarde und an die Linie. In beiden zieht er die bisherige Regierung zur Verantwortung. „Die Republik ist seit zwei Jahren schlecht verwaltet," ruft er seinen Soldaten zu; „Ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr dem Übel ein Ende setzen werde; Ihr habt sie mit einer Einträchtigkeit gefeiert, die mir Verpflichtungen auferlegt; ich werde sie erfüllen. Die Freiheit, der Sieg, der Friede werden der Republik ihren alten Rang in Europa wieder verschaffen, den ihr nur Unfähigkeit oder Verrat rauben lassen konnten". Der Anklage folgte die Exekution. Sieyès und Ducos legten, wie verabredet war, ihr Amt als Direktoren nieder. Es galt nur noch, Barras dazu zu bewegen, dann fehlte die zur Gültigkeit jeder Regierungsmaßregel notwendige Dreiheit und die Regierungsmaschine hatte zu funktionieren aufgehört. Bis auf diesen Tag hatte Napoleon seinen früheren Freund und Gönner seine wahren Absichten nicht merken lassen und Sieyès gleichsam durch ihn im Schach gehalten. Jetzt setzte er jede Rücksicht beiseite und sendete die Vertrauten Talleyrand und Bruix zu ihm, die ihn zur Niederlegung seines Amtes aufforderten. Barras erklärte sich dazu bereit; die Macht, über welche

Napoleon verfügte, und die allgemeine Verachtung, die er selbst erfuhr, bestimmten ihn; nur ließ er den Gewaltigen des Tages durch seinen Sekretär Bottot um die Zusicherung freien Geleites außerhalb der Stadt bitten. Bonaparte benützte diesen Anlaß, um sich vor einer Anzahl von Zeugen über die Politik der Direktoren zu äußern. „Was habt ihr" — rief er den verschüchterten Sendboten an — „aus dem Frankreich gemacht, welches ich euch so glänzend hinterließ? Ich hinterließ den Frieden und finde Krieg! Ich ließ euch Siege und finde Niederlagen! Ich ließ euch die Millionen Italiens und finde allenthalben Plünderung und Elend! Was habt Ihr aus den 100 000 Franzosen gemacht, die meine Ruhmesgenossen waren? Sie sind tot! Dieser Zustand kann nicht länger währen. Er würde uns in drei Jahren zum Despotismus führen. Wir aber wollen die Republik, gegründet auf die Gleichheit, auf die Moral, auf die bürgerliche Freiheit und auf die politische Toleranz".

Mit dem Ausscheiden Barras, hatten Gohier und Moulins den Boden verloren. Den Ersten hatte Josephine für 8 Uhr morgens zum Frühstück geladen. Wollte sich Bonaparte seiner versichern? ihn schließlich doch noch umstimmen? Gohier kam nicht. Er erfuhr erst im Verlaufe des Vormittags, was geschehen war, und eilte mit Moulins zu Napoleon, um ihm Vorstellungen zu machen. Natürlich umsonst. Die beiden Direktoren kehrten unverrichteter Sache nach dem Luxemburg-Palast zurück, wo die Regierung bisher ihren Sitz hatte. Moreau erhielt Befehl, sie dort festzuhalten.

Die Exekutive war destituiert. Es kam nun nur noch darauf an, die beiden Kammern in Saint Cloud die Staatsveränderung gutheißen zu lassen und sie zur Annahme der provisorischen Regierung und zur Wahl der Verfassungs-Kommissionen zu bewegen. Sieyès hatte geraten, am nächsten Tage etwa zwanzig oder dreißig der entschiedensten Radikalen vom Rate der Fünfhundert, namentlich Jourdan und Augereau, fern zu halten. Bonaparte aber lehnte dies ab; man solle nicht

sagen, daß er sich vor den beiden fürchte. „Im Ganzen“ — äußerte er des Abends heiter zu Bourrienne — „gings heute nicht schlecht; wir wollen morgen weiter sehen.“ Zur Vorsicht lud er aber doch seine Pistolen, bevor er zu Bette ging.

Am nächsten Tage, den 10. November, hatten sich um die festgesetzte Mittagsstunde die Abgeordneten beider Kammern in Saint Cloud eingefunden. Den „Alten“ war ein Saal im ersten Stockwerke des Schlosses, den „Fünfhundert“ die Orangerie im Erdgeschoß angewiesen. Vor der Sitzung trafen sich die Deputierten im Park und besprachen mit Eifer das Ereignis des Tages. Die jakobinischen Abgeordneten der „Fünfhundert“ und die am Vortage ausgeschlossen gewesenen Mitglieder der „Alten“ heischten Aufklärung; Andere begannen einzusehen, daß ihnen das entscheidende Dekret unter einer falschen Vorspiegelung abgelockt worden war, um einem Staatsstreiche zu dienen; man hatte höchstens einen Wechsel in der Regierung, aber nicht einen Umsturz der Verfassung unterstützen wollen; die Gemüter erhitzten sich an dem Anblick der Truppen, die den Schloßhof füllten. So begannen die Sitzungen. Napoleon hatte sich mit den Generälen im Saale der Inspektoren des gesetzgebenden Körpers eingefunden. Hier ließ er sich von dem Gange der Verhandlungen fortlaufenden Bericht erstatten. Was er hörte war nicht gerade tröstlich. Im Rate der Alten war die Stimmung fortwährend aufgeregt und wurde es noch mehr, als man dort vernahm, daß drei Direktoren abdiziert hatten und zwei gefangen gehalten wurden. Im Rate der Fünfhundert hatte einer der Vertrauten das Wort genommen, war aber von den Radikalen unterbrochen worden, welche „Keine Diktatur!“ „Nieder mit den Diktatoren!“ riefen und den Antrag durchsetzten, daß jedes Mitglied bei Namensaufruf den Eid auf die bestehende Verfassung abzulegen habe. Bei diesen Nachrichten hielt Napoleon sich nicht länger. Wenn er die gegnerische Stimmung anwachsen und am Ende die Truppen ergreifen ließ, war alles verloren. „Man muß ein Ende machen“, sagte er, aufspringend, zu den Offizieren

seiner Suite, und ging zunächst in den Rat der Alten. Er war kein Redner, und was er jetzt vorbrachte, machte durchaus den Eindruck des Unzusammenhängenden, Abgerissenen. Man stehe auf einem Vulkan, sagte er. Er und seine Waffengenossen seien dem Rufe der Kammer gerne gefolgt, und nun werde er dafür verleumdet, die Rolle eines Cäsar oder Cromwell zu spielen. Wenn er die Freiheit des Landes hätte unterdrücken wollen, hätte er wiederholt Gelegenheit dazu gehabt. Dann sprach er im allgemeinen von den Gefahren, welche die Republik bedrohen, und daß man Freiheit und Gleichheit schützen müsse. „Und was ist's mit der Verfassung?“ rief eine Stimme. Da war Napoleon an seiner wundesten Stelle getroffen und fuhr los: „Die Verfassung? Ihr habt sie verletzt am 18. Fruktidor, am 22. Floreal, am 30. Prairial. Von allen Parteien wird sie angerufen, und alle haben sie geschädigt. Sie kann uns nicht zum Heile gereichen, denn niemand achtet sie mehr. Suchen wir das Mittel, jedermann die Freiheit zu sichern, die ihm zukommt und welche ihm die Direktorial-Konstitution nicht zu garantieren wußte.“ Als einige Mitglieder Aufklärung über die drohenden Gefahren verlangten und Napoleon damit in die Enge brachten, log er, Barras und Moulins hätten ihm vorgeschlagen, sich an die Spitze einer Partei zu stellen, die alle Männer mit freiheitlichen Ideen zu stürzen gedachte. Das war eine offenbare Erfindung, welche die Anhänger verstimmte und die Gegner ungeduldig machte, so daß der Präsident Lemercier an ihn die Aufforderung richten mußte, das Komplott zu enthüllen. Bonaparte aber, der gar nichts Positives vorzubringen wußte, wiederholte nur, was er schon gesagt, erklärte die Verfassung für unbrauchbar und wandte sich schließlich in seinem unbeholfenen Affekt an die draußen stehenden Soldaten, die ihn gar nicht hören konnten, apostrophierte sie mit Schmeicheleien und drückten ihnen sein Vertrauen aus, daß sie ihn schützen würden, wenn irgend ein Redner ihn in die Acht erklären wollte, denn ihn begleite der Gott des Krieges und des Glücks.

Damit hatte er vollständig die Herrschaft über seine Worte ver- verloren. Bourrienne, der mit Berthier an seiner Seite stand, flüsterte ihm zu: „General, Sie wissen nicht mehr, was Sie sprechen" und bewog ihn, sich zurückzuziehen. Die Sitzung wurde unterbrochen.

Aber das Schwierigere stand noch bevor. Napoleon ging hinab zu den „Fünfhundert." Diese hatten unterdessen Mann für Mann den Eid auf die Verfassung geleistet und warteten ihrerseits auf eine Eröffnung der ersten Kammer über die Motive der Verlegung des gesetzgebenden Körpers. Diese Mitteilung blieb aus, was gerade nicht zur Beruhigung der Gemüter beitrug. Dagegen traf ein Brief Barras' ein, der seine Demission gab, indem er erklärte, vor demjenigen zurückzutreten, den der eigene Ruhm und das Vertrauen der Nationalvertretung in gleich hervorstechender Weise ausgezeichnet hätten. Die Jakobiner verlangten zu wissen, welche Umstände den Direktor zum Rücktritt bewogen haben konnten. Da erschien plötzlich, ohne angemeldet zu sein, Bonaparte, gefolgt von vier Grenadieren im Saale. Das war eine schreiende Verletzung aller schuldigen Rücksicht. Im Augenblick erhob sich ein ungeheueres Tosen der Entrüstung gegen ihn. „Bewaffnete im Saale!" riefen die Jakobiner und eine Gruppe von Radikalen warf sich in namenloser Aufregung dem Eindringling entgegen. Er wurde angefaßt und nach dem Ausgange gedrückt. Der Tumult benahm ihm für einen Augenblick die Besinnung. Er sank den Grenadieren in die Arme, die ihn in's Freie führten. Hinter ihm drein aber scholl, in kreischender Wut ausgestoßen, der Ruf, der vor wenig Jahren noch den sichern Tod bedeutet hatte: „Hors la loi!" „In die Acht mit ihm!"

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn die Jakobiner Napoleon ruhig angehört hätten. Ein feiner Beobachter, der Schwede Brinkmann, der damals in Paris weilte, spricht in seinen vor kurzem erschienenen Briefen nur ein allgemeines Urteil aus, wenn er sagt: „Man mußte den General entweder auf der Stelle

töten, oder man mußte ihn reden lassen und sich selbst in den Grenzen der Verfassung und der Klugheit halten, um alles Unrecht auf den Angreifer zu wälzen.“ Gewiß, was die Jakobiner thaten, brachte sie in Nachteil, wenn es geschickt benützt wurde. Niemand bemerkte ihren Fehler rascher als Präsident Lucian, gegen den sich jetzt ihr Angriff richtete: er solle über die Achtserklärung seines Bruders abstimmen lassen, verlangten die Aufgeregtesten; ein Anderer wollte, man solle erklären, daß Bonaparte nicht der Chef der Truppen sei, da der Rat der Alten gar nicht befugt war, ihn dazu zu ernennen. Das Büreau in der Mitte des Saales wurde von Interpellanten umdrängt. Inmitten des Aufruhrs überläßt Lucian den Vorsitz dem Vizepräsidenten, um von der Tribüne zu Gunsten seines Bruders zu sprechen. Seine Stimme vermag aber nicht durch den Sturm zu dringen, und er schickt einen vertrauten Abgeordneten an Napoleon mit der Botschaft, er sei gezwungen, seinen Fauteuil zu verlassen, und heische militärische Assistenz zu seinem Schutze. Zugleich legt er die Toga ab. Während man ihn wieder an seinen Sitz zurücknötigt, erscheinen die von Napoleon hereingeschickten Soldaten und holen ihn in's Freie. Eine Anzahl Abgeordneter begleiten ihn.

Draußen hielt Bonaparte mit seinen Offizieren vor der Front eines Bataillons von Garden des gesetzgebenden Körpers. Daneben standen einige vertraute Freunde. Siehès, Ducos und Talleyrand saßen in einem Wagen vor dem Gitter, um bei einer ungünstigen Wendung der Dinge zu entfliehen. Die höchste Spannung lag in allen Mienen. Bei den Räten schien die Sache des Staatsstreichs so gut wie verloren. Blieb noch die Truppe. Von ihrer Haltung hing das Schicksal des Tages ab. Das begriff Lucian sofort, schwang sich auf ein Pferd und hielt eine Ansprache an das Bataillon, in der er den Tumult der jakobinischen Minorität bis zum Attentat auf Napoleon übertrieb. „Franzosen!“ rief er sie an, „der Präsident des Rates der Fünfhundert erklärt Euch, daß die weitaus größte Mehrheit

dieser Versammlung im Augenblicke von einem Häuflein Abgeordneter terrorisiert wird, die mit Dolchen bewaffnet sind, die Tribüne belagern, ihre Kollegen bedrohen und ihnen die abscheulichsten Beschlüsse zumuten. Ich erkläre, daß diese verwegenen Verbrecher, ohne Zweifel von dem bösen Geiste der englischen Regierung inspiriert, gegen den Rat der Alten revoltieren, indem sie die Ächtung des Generals fordern, der mit der Ausführung des Dekretes dieses Rates beauftragt ist. Ich übertrage den Kriegern die Sorge, die Majorität der Volksvertreter zu befreien, damit wir, von den Bayonnetten gegen die Dolche geschützt, im Frieden die Interessen der Republik beraten können. Ihr werdet als Deputierte Frankreichs nur diejenigen anerkennen, die sich mit ihrem Präsidenten in Eure Mitte begaben. Diejenigen, die in der Orangerie zurückblieben, um die Ächtung zu votieren, jagt hinaus!" „Und wer Widerstand leistet," fiel Napoleon ein, „den tötet. Mir folget, denn ich bin der Gott des Tages" ... Und er wäre in diesem Tone fortgefahren, wenn ihm Lucian nicht zugeflüstert hätte, um alles in der Welt zu schweigen „Vive Bonaparte!" riefen die Soldaten. Aber sie rührten sich nicht. Es war auch kein Geringes, gegen die Nationalrepräsentanz das Bajonnett zu fällen. Erst als Lucian, der das verderbliche Zögern wahrnahm, den Degen gegen die Brust des Bruders zückte und schwor, ihn niederzustoßen, wenn er je die Freiheit der Franzosen gefährden wollte, da waren die Grenadiere gewonnen. Auf einen Wink Napoleons ließ sich eine Abteilung von Murat unter Trommelschlag in den Saal führen. Als die Abgeordneten der Aufforderung, auseinanderzugehen, nicht gehorchten, avancierten die Soldaten, und jene mußten durch die Fenster die Flucht ergreifen.

Nichts konnte deutlicher als dieses klägliche Schauspiel die tiefe Kluft beleuchten, welche die Armee von der Nation trennte. Die stete Entfernung von der Heimat hatte das Volksheer dem Volke entfremdet. Wer jenes kommandierte, konnte dieses rücksichtslos beherrschen. Es ist wahr, zu Verleumdung und Erfindung hatten die

Bonaparte greifen müssen, um die Gewalt gegen das Recht in Bewegung zu setzen: die Anspielung auf den englischen Einfluß in der Rede Lucians entbehrte durchaus der Wahrheit, die „Dolche“ der Abgeordneten hatte niemand gesehen, eine persönliche Gefahr für den Kammerpräsidenten bestand nicht, und der gegen Napoleon gezückte Degen war eine Harlequinade wie keine zweite. Aber daß solche Mittel verfingen und ausreichten, um die Geschicke eines großen Volkes zu entscheiden, zeigte bis zu welchem Grade die Zersetzung vorgeschritten war. Und dieses Volk selbst? Es ging am 18. und 19. Brumaire in Paris gleichgültig seinen Geschäften nach. Was noch vor wenig Jahren jede Fiber zucken machte und wofür Hunderttausende im Fanatismus der Freiheit ihr Leben in die Schanze schlugen, das schien jetzt kaum mehr der Neugierde wert.

Nachdem die Gewalt gesprochen hatte, war alles Übrige bald in Ordnung gebracht. Jetzt konnte Lucian dem Rate der Alten die Ereignisse bei den Fünfhundert ebenso parteiisch schildern, wie er sie den Truppen erzählt hatte, und ihn auffordern, Beschluß zu fassen, „damit die Rutenbündel der Konsuln, dieses ruhmreiche Zeichen der republikanischen Freiheit der alten Welt, erhoben werden, um unsere Verleumder zu entwaffnen und das französische Volk zu beruhigen, dessen allgemeine Zustimmung eure Arbeit heiligen wird.“ Und der Rat verstand sich alsogleich zur Vertagung der beiden Kammern, zur Ernennung einer provisorischen Regierung von drei Konsuln und zur Wahl einer Kommission zur Beratung der neuen Verfassung. Und das Gleiche that noch in derselben Nacht ein nicht ohne Mühe zusammengelesenes Häuflein von Mitgliedern der Fünfhundert — die Zahl schwankt zwischen 50 und 120*). Lucian präsidierte ihnen, wie er der vollen Versammlung vorgesessen hatte, damit wenig-

*) Die letztere Ziffer nennt Brinkmann nach der Versicherung unparteiischer Augenzeugen. Bourrienne dagegen spricht nur von dreißig Abgeordneten.

stens ein Schein von Gesetzlichkeit gewahrt blieb. Die Vorlagen der Verfassungsänderung wurden eingebracht, und Boulay de la Meurthe rechtfertigte sie in längerer Rede, mit welcher er die Konstitution vom Jahre III und die Politik des vergangenen Direktoriums verurteilte. Darauf faßte das Rumpfparlament in einer Reihe von 16 Artikeln die folgenden entscheidenden Beschlüsse: Es giebt kein Direktorium mehr. Ein Komitee von drei Konsuln Sieyès, Ducos und Bonaparte übernimmt provisorisch die Regierung. Sie sind mit aller direktorialen Macht bekleidet und beauftragt, die Ordnung in der Verwaltung, die Ruhe im Innern, und einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden nach außen herzustellen. Der gesetzgebende Körper vertagt sich bis zum 20. Februar 1800, nachdem er 62 namentlich aufgeführte Abgeordnete ihres Mandates verlustig erklärt und eine Kommission von 25 Mitgliedern erwählt hat, welche mit der des Rates der Alten und den drei Konsuln gemeinschaftlich die dringenden Geschäfte der Polizei- und Finanzgesetzgebung erledigen, eine neue Repräsentativ-Verfassung und ein neues Civilgesetzbuch ausarbeiten wird. Darauf wurde die Kommission gewählt und das Dekret den „Alten" übersendet, die es bestätigten. Zum Schlusse leisteten die drei Konsuln einen Eid unverbrüchlicher Treue der Souveränetät des Volks, der französischen Republik, der Freiheit und Gleichheit und dem Repräsentativ-Systeme. Erst spät nach Mitternacht trennte sich die Versammlung. Der Staatsstreich war zu Ende.

Wie richtig Napoleon gerechnet hatte, als er am 19. Brumaire das Äußerste wagte, lehrten sogleich die nächsten Tage. Es war unzweifelhaft: Frankreich war mit dem Staatsstreiche zufrieden. „Jede der früheren Revolutionen," schrieb am 13. November der preußische Gesandte Sandoz-Rollin nach Hause, „hat Mißtrauen und Furcht eingeflößt. Diese hingegen — und ich habe mich selbst davon überzeugt — hat die Geister aufgerichtet und die lebhaftesten Hoffnungen erweckt." Und die Motivierung

gab Brinkmann in einem bemerkenswerten Briefe vom 18. November: „Vielleicht niemals hat ein legitimer Monarch ein seinem Willen ergebeneres Volk vorgefunden, als Bonaparte, und es wäre unverzeihlich, wenn dieser geschickte General dies nicht benutzen wollte, um eine bessere Regierung auf sicherer Basis zu begründen. Es ist buchstäblich wahr, Frankreich wird das Unmögliche thun, dazu beizutragen; denn das Volk — die verächtliche Horde der Anarchisten ausgenommen — ist so müde, so angewidert von den revolutionären Greueln und Thorheiten, daß man überzeugt ist, bei jeder Veränderung nur gewinnen zu können. Alle Klassen der Gesellschaft spotten über den Heroismus der Demagogen, und von allen Seiten fordert man viel mehr ihre Vertreibung als die Realisierung ihrer idealen Träume. Sogar die Royalisten jeder Schattierung sind Bonaparte aufrichtig ergeben, denn sie muten ihm die Absicht zu, allmählich die alte Ordnung der Dinge zurückzuführen. Die Indifferenten hängen an ihm als demjenigen, der am meisten geeignet ist, Frankreich den Frieden zu verschaffen, und die aufgeklärten Republikaner, wenn sie auch für ihre Staatsform zittern, sehen doch lieber einen einzigen Mann von Talent als einen Klub von Intriguanten sich der öffentlichen Gewalt bemächtigen." Wenn man auch erfuhr, daß die Anklage gegen Barras und Moulins eine Verleumdung, die vorgebliche Verschwörung und die Dolche der Abgeordneten Erfindungen waren, so war der Haß gegen die Jakobiner und die Sehnsucht, in sozial geordnete Verhältnisse einzukehren, doch so groß, daß man die Unmoral der Mittel über dem Zwecke vergaß.

Es überrascht in den gleichzeitigen Berichten über den Staatsstreich, daß fast immer und allein nur von Bonaparte und nur selten und nebenbei von Sieyès oder Ducos die Rede ist. Und doch waren alle drei formell gleichwertig mit der Regierung betraut und haben sich auch anfangs mit peinlicher Beobachtung dieser Gleichwertigkeit in die Geschäfte geteilt. Wenn wir aber schon nach kurzer Zeit Bonaparte ganz allein im Vollbesitz der Regie-

rungsgewalt sehen, so hatte das verschiedene Gründe. Einmal erblickte das Publikum nur in ihm seinen Retter, während Sieyès und Ducos als ehemalige Direktoren übel angeschrieben waren, keinerlei Interesse fesselten und in richtiger Würdigung dieser Thatsache von selbst in die zweite Linie traten. Dann gab es auch wirklich nur einen unter den drei Konsuln, der in Staatsgeschäften praktische Erfahrung hatte, das war Napoleon, der Regent von Italien im Jahre 1797, der Organisator von Ägypten im Jahre 1798, vertraut mit allem Detail der Verwaltung. Und endlich hatte nur er allein jene unerschütterliche Arbeitslust und jene erstaunliche Arbeitskraft, die dazu gehörten, um in die tausendfältige Zerrüttung Sicherheit und Ordnung zu bringen. Ducos zog sich, seine Unzulänglichkeit einsehend, bald ganz zurück, und Sieyès, der nun einmal seinen eigenen Plan, als Helfer in der Not zu erscheinen, gescheitert sah, begnügte sich, mit den beiden Ausschüssen in endloser Beratung die neue Verfassung festzustellen und das sorgenreiche Geschäft des Regenten dem eifrigen Kollegen zu überlassen.

So hatte Napoleon freie Hand zu schalten, wie er dachte. Er wählte seine Minister. Gaudin, der sich unter der königlichen Regierung viel Erfahrung im Staatshaushalt erworben und unter Sieyès ein Portefeuille refüsiert hatte, übernahm jetzt willig das schwere Amt eines Finanzministers. Talleyrand, der ehemalige Bischof von Autun, dem man nicht ohne Grund seine schmutzige Gewinnsucht und seinen regellosen Hausstand vorwarf, der aber in der großen Politik einen Blick besaß wie kein Zweiter, wurde wieder zum Minister des Äußern ernannt. Laplace, der große Naturforscher, bekam, das Nationalinstitut zu ehren, das Ministerium des Innern, um es allerdings bald, aus Mangel an jeglicher Begabung für die Praxis, an Lucian weiterzugeben. Berthier, der geschickte Regisseur der napoleonischen Armeeführung, wurde Kriegsminister, um später Carnot Platz zu machen. Fouché behielt das Ressort der Polizei, Cambacérès bekam das Justizportefeuille, Forfait wurde Marineminister. Dann ging es an

die Ordnung der verzweifelten Geldverhältnisse. Es war ein Maßstab des Vertrauens, welches der neuen Regierung entgegengebracht wurde, daß nach dem Staatsstreich die 5prozentige Rente von 7 auf 12, und in wenigen Wochen auf 17 stieg. Als darauf Napoleon das verderbliche Zwangsanlehen beseitigte, wurden auch die Geldleute etwas zutraulicher. Dagegen wurde die Grundsteuer erhöht und, um ihren Ertrag zu sichern, ein früher schon debattiertes Projekt einer Neuordnung in der Erhebung der direkten Steuern durchgeführt. In jedem Departement mußten die General-Einnehmer Kautionen leisten, durch welche Geldbeiträge man wenigstens der schreiendsten Not abhalf. Auch wurden, um das Kapital noch mehr zu beruhigen, über fünfzig jakobinische Abgeordnete, darunter General Jourdan, zur Deportation oder Haft verurteilt, später jedoch zu polizeilicher Überwachung begnadigt. In diesen Maßregeln lag noch nicht die Rettung aus der namenlosen Geldverlegenheit des Staates, aber doch die sichere Vorbedingung dazu. Es kam nur darauf an, ob Napoleon das Übergewicht in der Regierung auch gesetzlich sichergestellt erhielt. Er begann, sich allen Ernstes um die neue Konstitution zu bekümmern.

Sieyès hatte den beiden Kommissionen der ehemaligen Kammern seinen Verfassungsentwurf mundgerecht zu machen gesucht. Derselbe beruhte darauf, daß die einzelnen Staatsgewalten sich gegenseitig die Wage hielten. Dem Volke wird die Souveränetät und allgemeines Wahlrecht zuerkannt. Aber das Volk wählt nicht seine Vertreter sondern nur Kandidaten, aus denen dann die oberste Staatsgewalt erst die Gesetzgeber ernennt. Die fünf Millionen großjähriger Urwähler von ganz Frankreich erwählen aus ihrer Mitte — je 10 einen — 500 000 Männer, welche die Kommunalnotabilität bilden und gesetzlich zu Gemeindeämtern geeignet erscheinen; diese 500 000 wählen auf dieselbe Weise aus sich 50 000 Departemental-Notablen, d. h. Kandidaten für die Departementsämter, diese dann endlich 5000 Nationalnotabeln, d. h. Kandidaten für den gesetzgebenden Körper und für

die Zentral-Staatsbehörden bis zum Minister hinauf. In diese letzte Liste der Nationalnotablen sollten überdies auch alle Jene aufgenommen werden, welche seit zehn Jahren Abgeordnete oder höhere Staatsbeamte gewesen waren, und alle Listen weitere zehn Jahre Gültigkeit haben. Aus den obersten Notablen sollten die Mitglieder zweier Kammern ernannt werden, von denen die eine die von der Regierung oder aus ihrer eigenen Initiative entstammenden Gesetzesvorlagen bespricht ohne abzustimmen, die andere abstimmt ohne zu debattieren. An der Spitze des Staates sollte ein Präsident, Großwähler genannt, stehen, der, mit reichen Einkünften ausgestattet, die Republik zu repräsentieren, die Gesetze und Staatsverträge zu unterzeichnen und die zwei höchsten Beamten, Konsuln, zu ernennen oder zu entlassen, sich aber sonst um nichts zu bekümmern hätte. Von den Konsuln sollte einer das Kriegsressort (Armee und Auswärtiges), der andere das Friedensressort (die Ministerien der innern Verwaltung) leiten und die bezüglichen Beamten ernennen. Außerhalb der Regierung, zu deren Kontrolle und zur Bewachung der Verfassung, sollte eine besondere Behörde, die „konstitutionelle Jury", bestehen, die achtzig auf Lebenszeit ernannte Mitglieder in sich zu fassen, sich selbst zu ergänzen, aus den Nationalnotablen den Großwähler und die Abgeordneten der beiden Kammern zu erwählen und verfassungswidrige Gesetze zu beseitigen hätte. Sollte der Großwähler oder ein anderer höherer Beamter seine Befugnisse mißbrauchen, so kann die Jury ihn zu ihrem Mitgliede ernennen, wodurch er die Möglichkeit einbüßt, eine zweite Stelle zu bekleiden d. h. abgesetzt ist.

Das waren die Grundzüge der spitzfindig ausgeklügelten Konstitution Sieyès: die Rechte des souveränen Volkes wurden durch die Jury, die Funktionen der ersten Kammer durch die zweite, die Macht der Konsuln durch den Großwähler, die des Großwählers wieder durch die Jury paralysiert. Es war ein System für einen toten Staat, nimmermehr für einen lebendigen Organismus. Am wenigsten konnte sich ein Mann, wie Bonaparte,

mit seinen vor der Verwirklichung angelangten Herrscherträumen, mit dem wackeligen Mechanismus befreunden. Er verspottete den Entwurf, bezeichnete ihn Joseph gegenüber als viel zu „metaphysisch" und zwang die Kommission, die dem gewaltigen Manne diensteifrig zu Willen war, einschneidende Änderungen vorzunehmen. Der unnütze Großwähler, dieser „königliche Müßiggänger, dieses Mastschwein", wie ihn Napoleon nannte, wurde sofort gestrichen. An seine Stelle trat ein Premier-Konsul als Haupt der Regierung und Vollzieher der Gesetze, vom Senat auf 10 Jahre erwählt. Dieser ernannte und entließ die Minister, die Gesandten, die Staatsräte, die Verwaltungs-Beamten (Präfekten, Unterpräfekten und Gemeindevorsteher) alle Land- und Seeoffiziere, ernannte alle Richter mit Ausnahme der Mitglieder des Kassationshofes und der Friedensrichter. Sein Wille erhielt, wenn er unter dem Titel einer Verwaltungs-Verordnung kundgegeben wurde, Gesetzeskraft. Er leitete die Diplomatie und war oberster Kriegsherr. Er unterzeichnete die Verträge und Gesetze, wenn sie von dem gesetzgebenden Körper angenommen waren. Er ernannte die Mitglieder eines Staatsrates, der zur Exekutive gehörte und mit seinen Vorschlägen die Regierung zu unterstützen hatte. Dem Ersten Konsul zur Seite standen noch zwei andere, deren Kompetenz nicht entfernt an die seinige heranreichte, denn sie hatten lediglich beratende Stimmen und übten auf die Ernennung der Staatsfunktionäre gar keinen Einfluß aus. Fast schien es, als wären sie nur da, um die Allgewalt des Premiers zu maskieren. Dieser Regierung gegenüber war an einen starken gesetzgebenden Körper kaum zu denken. Bonaparte beließ darum gerne den Wahlmodus mit den Kandidatenlisten. Die legislative Gewalt des Volkes sollte sich in drei Organen äußern. Die „konstitutionelle Jury" Sieyès' wurde in einen lebenslänglichen „Senat" (Sénat conservateur) verwandelt, dessen achtzig Mitglieder aus den Nationalnotabeln entnommen werden sollten. Der Senat erwählte aus denselben Listen den „Gesetzgebenden Körper" (300 Mitglieder) und das „Tribunat" (100 Mitglieder). Keine dieser

Körperschaften hatte das Recht, Gesetzanträge zu stellen. Die Vorlagen brachte die Regierung im Tribunat ein, welches dieselben in seinen Sitzungen debattierte, jedoch nur darüber abstimmte, ob seine dazu designierten Mitglieder vor dem Gesetzgebenden Körper für oder wider die Vorlage sprechen sollten. Die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers hinwieder debattierten nicht, sondern stimmten, nach Anhörung der Tribunen, einfach ab. Napoleon hatte einmal in einem früher mitgeteilten Briefe an Talleyrand von einem gesetzgebenden Körper „ohne Leidenschaft, ohne Augen und Ohren für das was ihn umgiebt" gesprochen; er war gefunden. Auch der Staatsrat als die eine von zwei Behörden der Exekutive ist dort vorgedacht. Wer die zweite, eigentliche Regierungsbehörde bilden sollte, kam erst jetzt zu Tage: er selbst und er ganz allein*).

Die übrigen Bestimmungen der Verfassung betrafen judicielle und finanzielle Einrichtungen, voran den Kassationshof, dessen Mitglieder ebenfalls der Senat ernannte, sowie die Räte eines Obersten Rechnungshofes. Ferner wurden die Bezüge der Würdenträger normiert: der Jahres-Gehalt des Ersten Konsuls sollte 500 000 Franken, der der beiden andern 150 000 Franken betragen, alle drei sollten Staatswohnungen in den Tuilerieen angewiesen erhalten. Die Senatoren bekamen 25 000, die Tribunen 15 000, die Gesetzgeber 10 000 Franken jährlich an Diätengeldern.

All dem hatten die fünfzig Kommissions-Mitglieder, einigen Widerspruch abgerechnet, im Ganzen zugestimmt. Es fehlte nur noch die Wahl der drei obersten Regierungsmänner, deren Namen in der Verfassung des Jahres VIII platzfinden sollten. Man einigte sich natürlich auf Napoleon als Ersten Konsul. Die Auswahl der beiden andern traf, nach Sieyès' Ablehnung, Cambacérès und Lebrun — jener ein ausgezeichneter Jurist neben

*) Siehe oben, Seite 117.

einem entschiedenen Hang zum Wohlleben, Napoleons Protektor vor dem 13. Vendémiaire, dieser ein ebenso vortrefflicher Finanzmann, der noch unter dem Königtum seine Schule durchgemacht hatte und eine reiche Erfahrung in das neue Regime herübertrug. Sieyès erhielt die Sinecure eines Präsidenten des Senats mit reichem Einkommen und ein Landgut obendrein, ein Preis, den Napoleon gerne zahlte, um ihn loszuwerden. Ducos wurde Senator.

Mit diesen Ernennungen hatte die Fünfziger-Kommission in der Nacht vom 12. auf den 13. Dezember ihre Arbeit beendet, und es fehlte nur noch die Sanktionierung derselben durch den Souverän, d. i., wie die Verfassung deutlich ausdrückte, das französische Volk. An dieser war nicht zu zweifeln. Je weiter sich das neue Organisationsstatut von denjenigen entfernte, die in den letzten zehn Jahren die Erschütterung der innern Ordnung und des äußern Friedens ermöglicht hatten, desto willkommener war es. Napoleon konnte dreist wagen, das Votum des Volkes gar nicht abzuwarten um die für die Nationalvertretung geschaffenen Rahmen zu füllen. Sieyès und Ducos, im Vereine mit Cambacérès und Lebrun, wählten einunddreißig Senatoren nach ihrem, oder vielmehr seinem Gutdünken, und diese ergänzten sich dann auf die vorläufige Anzahl von sechzig. Einmal vollzählig, schritt dann der Senat zur Wahl der Tribunen und der Gesetzgeber, indes Napoleon die Mitglieder des neuen Staatsrats ernannte, der am 25. Dezember seine erste Sitzung hielt. Ein neues Regiment, welches viele Stellen zu vergeben hat, wird unter den Strebsamen, Ehrgeizigen, Habsüchtigen immer viel Anhang finden — ein Moment, welches Napoleon zur Befestigung seiner Herrschaft wohl zu nutzen wußte. Und der Herr von Frankreich ist er seither gewesen.

Das Manifest, welches am 15. Dezember 1799 der französischen Nation die Konsular-Verfassung empfahl, schloß mit den Worten: „Bürger! Die Revolution ist zu den Grundsätzen zurückgekehrt, von denen sie ausging; sie ist zu Ende“.

Das war die Frage.

Achtes Kapitel.

Krieg und Frieden.

Nein, die Revolution war nicht zu Ende. Napoleon konnte eine diktatorische Gewalt ohne Grenzen über Frankreich gewinnen, er konnte aus den Nationalvertretungen seinen Wünschen willenlos zustimmende Organe machen, er konnte die Republik schließlich zerstören und sein Selbstherrschertum an ihre Stelle setzen — die Revolution war doch nicht zu Ende. Sie hatte nur die Form verändert, sie war eine Metamorphose eingegangen, die Chemie würde es einen allotröpen Zustand der Revolution nennen, was sich aus dem versiechenden Direktorium herausgebildet hat. Denn zwei ihrer allerwesentlichsten Eigenschaften sind von dem Konsulat festgehalten worden: das Prinzip der Gleichheit im Innern und der Grundsatz allseitiger Ausdehnung nach Außen. Die bürgerliche und soziale Ungleichheit, die trennenden Scheidemauern zwischen Klassen und Koterien waren durch die Revolution beseitigt worden, und das Konsulat hat sie nicht wieder aufgerichtet. Die „Freiheit" hatte das Volk selbst in den zehn Jahren seiner Herrschaft viel zu oft mißbraucht, um sie jetzt nicht gering zu schätzen; die „Brüderlichkeit" hatte durch tausendfältige Gewaltthat einen viel zu gehässigen Klang erhalten: die „Gleichheit" allein hatte noch Gewicht und Napoleon recht, wenn er wiederholt versicherte, was zu sehen die Bourbons zu blind gewesen waren, daß die Franzosen sich aus der politischen Freiheit viel weniger machten als aus der Gleichheit. Es war freilich nur die Gleichheit Aller unter Einem, aber es war doch auch nur Einer. Dieser selbst hatte sie schätzen gelernt, dort, wo sie dem kleinen Leutnant ohne Zukunft die Bahn zu hohen Zielen eröffnete, dort, wo sie dem Manne von unbedeutender Herkunft die Hand einer Frau aus hochadeliger Familie in die seinige legte, dort, wo kein anderer Titel als der

des Verdienstes ihm zur gebietenden Macht über ein großes und angesehenes Volk verhalf. — Das zweite revolutionäre Prinzip, welches das Konsulat konservierte, war das der Eroberung. Man hat vielfach das Streben nach der Universalherrschaft als eine Sache lediglich des napoleonischen Ehrgeizes hingestellt. Sowohl solche Schriftsteller, welche darin die ruhmwürdige Größe Bonapartes erkennen wollten, als andere, die darin seine verwerfliche Unersättlichkeit verurteilten, hielten dafür, daß dieser Drang nach Weltherrschaft ihm eigentümlich war und nur auf seine Rechnung allein zu setzen sei. Diese Anschauung trifft aber wohl kaum das Richtige. Denn schon seit dem Jahre 1792 waren die revolutionären Gewalthaber in Frankreich auf die Bahn nach der Weltherrschaft geraten. Allerdings sollte dies zunächst nur die Weltherrschaft der revolutionären Ideen, der Menschenrechte, die man die „allgemeinen“ nannte, sein. Als man dabei dem materiellen Widerstande der alten Staaten begegnete, bewältigte man ihn mit Heeren von Hunderttausenden von Enthusiasten für diese Grundsätze und drang weit in fremdes Gebiet vor, zur Freiheit aufrufend und zur Opposition wider die angestammte Gewalt. Wie Mohammed mit dem Schwerte seinen Glauben in die Welt trug, wie die Religiösen des sechzehnten Jahrhunderts für ihr Bekenntnis die Waffen erhoben, so stürmten die Gläubigen der neuen politischen Satzungen in die Nachbarländer, um zu bekehren indem sie eroberten. Als dann freilich die Frage auftauchte, ob das im Kriege Eroberte auch im Frieden zu behalten wäre, da wurde dieselbe nicht mehr durch ideale Erwägungen, sondern durch das materielle Bedürfnis entschieden: man konnte der finanziellen Not im eigenen Lande nur noch dann Herr zu werden hoffen, wenn man die Steuerkraft der Nachbarn heranzog, sei es, daß man sie einfach annektierte, sei es, daß man einen Kranz abhängiger Republiken an Frankreichs Grenzen schuf, auf die man einen Teil der Staatslast überwälzte. Wir haben gesehen, wie dieses Moment der Selbsterhaltung die revolutionäre Regierung im Jahre 1795

dazu bestimmte, Belgien einzuverleiben.*) Als damals jemand einen Preis ausschrieb für die beste Beantwortung der Frage, ob es Frankreich nützlich oder schädlich sei, sich bis an den Rhein auszudehnen, wurde der Betreffende von Regierungswegen im Moniteur als des Hochverrats verdächtig erklärt. So war die völkerbefreiende Theorie der Revolution zur völkererobernden Praxis geworden. Nun eroberte man nicht mehr, um zu befreien: man befreite nur noch, um zu erobern. „Wenn der Wohlfahrtsausschuß Frieden anbietet", schreibt Mallet du Pan im Oktober 1795, „so heißt das stets Unterwerfung. Sein unveränderliches Ziel ist, alle Staaten, die vor ihm die Waffen niederlegen, zu zwingen, seine „Alliierten" zu werden, d. h. seine Zinspflichtigen. Jene Fürsten zweiten Ranges, die durch Verträge oder Kapitulationen diesem Schicksale zu entgehen hoffen, verkennen aufs höchste den Charakter dieser Revolution." Es ist dasselbe System, welches wir Napoleon bis ins Jahr 1812 verfolgen sehen werden. — Der größte Widersacher der Ausdehnung Frankreichs war, wie zur Zeit Ludwig XIV., so auch jetzt wieder England. Beharrte jenes auf seiner Politik, zu der es durch den idealen Zweck der Revolution gedrängt und bei der es durch die materielle Notwendigkeit festgehalten worden war, so mußte auch Großbritannien bei seinem System des Widerstandes verbleiben, im Ozean die Franzosen durch seine Schiffe, auf dem Kontinent durch seine Alliierten zu bekämpfen. Darum war in Frankreich, nach Berichten aus jener Zeit, schon im Sommer 1796 nicht nur die Absicht, auf den britischen Inseln mit einem Heere zu landen, sondern auch die zweite, England zu vernichten, indem man seinen Waren die europäischen Häfen verschloß, deutlich hervorgetreten. Die Kontinentalsperre der napoleonischen Zeit war gleichfalls hier schon vorgebildet. — Aber auch Bonapartes orientalische Pläne hatten die Pariser Mächtigen schon vorgedacht. Zur selben Zeit, als man die Landung in England

*) Siehe oben, Seite 76.

plante, weit eher als Jener sich an Alexander erinnerte, beschäftigte man sich im Direktorium auch mit der Quelle des britischen Reichtums, mit Ostindien, und in einem Berichte Mallet du Pans vom 3. Juli 1796 heißt es: „Die Aktivität des Direktoriums kennt keine Grenzen mehr. Es wiegelt Persien auf, bearbeitet Konstantinopel und bevölkert Indien mit seinen Emissären.“ — Und ebenso finden wir die Politik gegen Deutschland schon in den neunziger Jahren Punkt für Punkt festgestellt, wie sie Napoleon später befolgt hat. Der Idee einer Säkularisation der deutschen Kirchenfürstentümer begegnen wir bereits bei den Girondisten, und in einem Elaborate Siey̌ès' im Jahre 1795 ist ein Plan der Entschädigung und Vergrößerung der weltlichen Reichsstände auf Kosten der geistlichen geoffenbart, wie er, nur mit wenig Änderungen, im Jahre 1803 wirklich durchgeführt wurde. Auch der Gedanke eines Bundes rheinischer Fürsten unter französischem Schutze, der 1806 praktisch werden sollte, begegnet uns in der Diplomatie des Direktoriums von 1798, und ebenso die Absicht, Preußen und Österreich so weit als möglich nach Osten zurückzudrängen, mit dem Zwecke, die Mündungen der Weser und Elbe unter Frankreichs Einfluß zu bringen und sie dem englischen zu entziehen. Sieyès nennt in einem seiner Berichte an das Direktorium aus Berlin vom Juli 1798 die deutsche Nordseeküste geradezu „den für Frankreich wichtigsten Teil des Erdballs, wenn man bedenkt, daß dann das Direktorium dem englischen Handel alle Märkte und alle Häfen des Kontinents verschließen könnte von Gibraltar bis Holstein, oder selbst bis zum Nordkap.“

Man sieht, schon die Revolution hatte ihrem Einfluß und ihrer Geltung die letzten Grenzen des Kontinents als Ziel gesetzt. Das war freilich ohne System und Methode — so wie sich auch in der innern Gesetzgebung ein Dekret regellos zum andern fügte — und es bedurfte eines Kopfes von überlegener Klarheit und praktischer Einsicht, um beides hineinzubringen. Hier erst beginnt der selbstthätige Anteil Bonapartes an der Politik der Revolution.

Bis dahin ist er nur ihr Schüler und Anwalt gewesen, soweit sein persönliches Interesse — und ein anderes kannte er nicht — sich mit ihr deckte. Sie hatte keine Grenzen; sein Ehrgeiz ebenso wenig. Um diesem zu genügen, wird er, wenn er in Frankreich das Heft in die Hand bekommt, den Dingen einfach ihren Lauf lassen und vor ihm sich der Prospekt auf eine Weltherrschaft öffnen, wie sie noch kaum eine Macht der Erde begründet hat. Er ist wie ein Schwimmer, dessen Ziel an der Mündung des Flusses liegt: er braucht sich nur in den Strom zu werfen, um es zu erreichen. Schon damals, als er mit Robespierre dem Jüngern den Offensivplan gegen Italien überlegte, hat er sein Reis in den aufgewühlten Grund der revolutionären Angriffspolitik gepflanzt, und es war darin zum stattlichen Baume gediehen. Er konnte diesen Boden nicht mehr verlassen ohne sich selbst mit den Wurzeln seiner Macht loszureißen.

Es giebt in der Geschichte Herrscher, deren Leben eine rührende Tragik einschließt. Aber es giebt auch tragische Völker, die an den Folgen einer einzigen großen Sünde jahrhundertelang kranken und siechen und deren Qual darum nicht geringer ist, weil sie sich auf Millionen verbreitet. Das Beispiel eines solchen Volkes liefert Frankreich. Es kann nichts Ergreifenderes geben, als diese Nation, so voll von Enthusiasmus für echt humane Güter, nach wenig Jahren schon bei dem grellen Widerspiel aller Humanität ankommen zu sehen, nach Frieden lechzend und zu dezennienlangem opfervollem Kriege verurteilt. Gleich als Robespierre's schreckliches Regiment zusammengebrochen war, hatte die Bevölkerung den Ruf nach Ruhe von außen her erhoben; sie hat ihn wiederholt, als das Direktorium den Konvent ablöste, als später Sieyès in die Regierung Aufnahme fand, heftete sich dieselbe Hoffnung an seinen Namen; und als jetzt Bonaparte ans Ruder trat, wandten auf ihn die Vielgetäuschten nochmals ihren Blick. Sollte es wieder vergebens sein?

Es ist behauptet worden, Napoleon hätte unter gewissen

einschränkenden Bedingungen sogleich im Jahre 1800 den Frieden schließen können. Wohl kaum. Denn seitdem das Direktorium sich gewöhnt hatte, einen Teil der Staatslasten auf die „befreiten" Nachbarn umzulegen und die Kontributionen im Feindeslande gleichsam als stehende Posten im Budget aufzuführen, war es dem mühseligen und langwierigen Geschäfte der Ordnung des Staatshaushaltes träge aus dem Wege gegangen. Jetzt hatte Napoleon mit festem Willen auch hierin bessere Ordnung geschafft. Aber mehr als die ersten Schritte dazu konnten in den wenigen Monaten seiner Herrschaft nicht geschehen sein. Noch hielt das Kapital zurück, noch war der Zinsfuß ein sehr hoher, noch waren die Steuereingänge nicht viel besser als in den letzten Jahren, und man mußte zu mancher gewaltsamen Maßregel die Zuflucht nehmen, um Geld zu beschaffen. Man war also, wenn der Staat überhaupt existieren wollte, vorläufig noch immer auf die Zuschüsse der Aliierten, auf die Brandschatzung in Feindesland verwiesen. Ein Friede aber hätte jetzt nichts anderes bedeutet, als das reiche Holland, die Schweiz, die eroberten deutschen Gebiete jenseits des Rheines, die Riviera, Malta, Ägypten und vor allem die Hoffnung auf die Kontributionen aufgeben und sich in die eingeengten Grenzen eines Landes zurückziehen, dessen Hilfsquellen zum guten Teile verschüttet oder noch unaufgeschlossen lagen, wo die entlassenen Heere nur das darbende Proletariat vermehrt hätten, und wo sich wahrscheinlich an dem Abstande zwischen der Not der Geringen und dem aus der Verlegenheit des Staates gesogenen Überfluß gewissenloser Emporkömmlinge der soziale Krieg erzeugt haben würde. Dazu kam, daß nicht alle Franzosen, die nach Frieden riefen, darunter den Frieden um jeden Preis verstanden, sondern einen Frieden, den nicht die Mißerfolge des letzten Jahres, wohl aber neue glänzende Siege diktierten, die der Name Bonaparte allein schon verbürgte. Es kam hinzu, daß namentlich die Armee nach Krieg und Sieg verlangte, um ihr Ansehen wieder zu gewinnen. Und endlich, und das war das Wesentlichste, der Erste

Konsul selbst bedurfte des Krieges zur Erhaltung und Befestigung seiner kühn eroberten Machtstellung, nach der alten Methode, welche die Parteien im Innern zum Gehorsam bringt, indem sie die Kräfte des Staates nach außen verwendet; er bedurfte des Krieges, um seiner Person neuen Glanz und Ruhm zu verschaffen und das Geflüster über das Mißgeschick von Akka und die ganze nutzlose Expedition in den Orient zum Schweigen zu bringen; er bedurfte seiner, um seinem maßlosen Ehrgeize genug zu thun, der nach der Herrschaft über Europa strebte, wie er nach der über Frankreich gestrebt hatte.

Es war darum auch nur zum Schein, wenn er am 25. Dezember 1799 an den König von England und an Kaiser Franz Briefe abgehen ließ, die, ohne jeden sachlichen Gedanken, bloß seine Friedensliebe ausdrückten und deshalb gar keine Berücksichtigung finden konnten. England hielt Malta und Ägypten blockiert, und der Fall dieser beiden französischen Positionen war nur eine Frage weniger Wochen, beide Erwerbungen aber für das britische Interesse viel zu wichtig als daß Pitt davon abgehen konnte. Er lehnte ab. Österreich hatte sich allerdings mit dem Zar entzweit. Nach den Siegen in Italien strebte Thugut nicht allein die alten lombardischen Gebiete, sondern auch die drei päpstlichen Legationen und Piemont zu erhalten, eine Absicht, die dem russischen Nachbar verdächtig wurde und welcher Suworow eigenmächtigen Widerstand entgegensetzte. Thugut erreichte, daß der verdiente General in die Schweiz kommandiert und der dort stationierende Erzherzog Karl, gegen dessen bessere Überzeugung, nach Süddeutschland befohlen wurde. Während dieser Dislokationsmärsche gelang es Massena einen Sieg über ein russisches Korps bei Zürich zu erfechten und mit ihm die ganze Schweiz wiederzugewinnen. Suworow zog nach Hause. In Ober-Italien war nun Österreich — bis auf die französischen Reste um Genua — alleiniger Herr der Situation und hoffte es zu bleiben. Daher antwortete, als der Brief Napoleons nach Wien gelangte, auch Thugut nicht zustimmend. Er

verlangte vorerst Sicherheit darüber, „ob der erste Konsul bis auf die wahren Ursachen des Krieges zurückgehen, ob er ihre Quelle für die Zukunft verstopfen und jenes Moment beseitigen wolle, womit eine falsche, für Frankreich selbst verderbliche Politik die Existenz der anderen Mächte bedroht hatte, ob ein Unterschied bestehe zwischen den Eröffnungen der neuen Regierung und denen der früheren, und ob der General Bonaparte die Geister in Frankreich zur Anerkennung der allgemeinen Grundsätze des Völkerrechts bestimmen würde, welches allein die Nationen verbinde und sie wechselseitig ihren Frieden und ihre Unabhängigkeit achten lehre.“ Am 28. Februar antwortete Talleyrand darauf mit dem Vorschlage, auf der Basis des Vertrages von Campo Formio, dieses Denkmals der französischen Offensivpolitik, zu verhandeln, und Thugut wußte woran er war.

Wie wenig ernst es Napoleon mit seinen Friedensworten gewesen, zeigt der Umstand, daß er am selben Tage, von welchem jene Briefe datiert sind, die Soldaten Frankreichs mit den Worten ansprach: „Ihr habt Holland, den Rhein, Italien erobert und unter den Mauern des erschreckten Wien den Frieden diktiert. Jetzt gilt es nicht mehr eure Grenzen zu verteidigen, es gilt sich der feindlichen Staaten zu bemächtigen“. Und an die italienische Armee an der Riviera, die er neuestens dem Oberbefehle Massena's überantwortet hatte, erging eine Proklamation, welche die darbenden Krieger, ebenso wie die des Jahres 1796, auf die nächsten Siege vertröstete.*) Kurz, der Krieg war von

*) In diesem zweiten Manifest tritt so recht das unvergleichliche Geschick zu Tage, mit welchem Bonaparte den gemeinen Mann zu behandeln verstand. Eine Halbbrigade war mutlos geworden. „Sind sie denn alle tot — fragte er — die Tapfern von Castiglione, Rivoli und Neumarkt? Sie wären lieber zu Grunde gegangen, als ihren Fahnen untreu geworden, und hätten ihre jüngeren Kameraden mitgerissen zu Ehre und Pflicht. Soldaten! Eure Rationen seien euch nicht regelmäßig ausgeteilt worden, sagt ihr? Was hättet Ihr wohl gethan, wenn Ihr euch, wie Nummer

allem Anfange bei Bonaparte beschlossene Sache, und alles, was er mit jenen beiden Schreiben an die Souveräne erreichen wollte, war, den Franzosen einen Beweis zu verschaffen, daß er es sei, der den Frieden wolle, und daß die Gegner es seien, die zum Kriege drängen.

Aber um gegen den äußern Feind vorgehen zu können, mußte man vorerst den innern besiegt haben. Noch war die Vendee im Aufstand. Da machte der glücklich vollendete Feldzug in Holland eine stattliche Armee von 30 000 Mann frei, die Napoleon noch verstärkte, um einem Manifeste Nachdruck zu geben, welches die Insurgenten zur Niederlegung der Waffen bei völliger Amnestie aufforderte, die Widerwilligen aber mit Vernichtung bedrohte. Der Erfolg war vollständig. Von allen Banden der Vendee wagten nur drei Widerstand und wurden zur Kapitulation gezwungen. Im Februar 1800 war die Provinz pazifiziert, und die Westarmee bekam eine neue Bestimmung.

Was die übrigen französischen Streitkräfte betraf, so waren die 120 000 Mann unter Moreau in der Schweiz an Zahl den österreichischen in Schwaben gleich, die unter dem tapfern aber sonst wenig fähigen Kray standen — Erzherzog Karl hatte sich, krank und gekränkt durch Thuguts eigenwillige Ordres, vom Oberbefehl zurückgezogen. In Italien dagegen hatte Massena nur 30 000 Mann den 80 000 Österreichern unter dem alten, kränklichen, ehrenhaften aber bedächtigen Melas entgegenzusetzen. Um das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, forderte der erste Konsul im Januar 1800 in aller Heimlichkeit den Kriegsminister Berthier auf, ein Reserveheer von 50—60 000 Mann zusammenzubringen, dessen Grundstock die obenerwähnte Westarmee abgeben sollte. Dann entwarf er einen genialen Plan für den folgenden Feldzug:

4 und 22 von der leichten Infanterie und 18 und 32 von der Linie, inmitten der Wüste befunden hättet, ohne Brot, ohne Wasser, nichts zu essen als Pferdefleisch und Maultierbraten? „Der Sieg wird uns Brot geben", sagten jene, und Ihr, Ihr verlaßt Eure Fahnen! u. s. w."

Moreau sollte so bald als möglich bei Schaffhausen über den Rhein gehen, die Österreicher zurückdrängen, Massena sich Schritt für Schritt fechtend auf Genua zurückziehen, unterdessen wollte er selbst mit der Reserve über die Schweizer Alpen nach der Lombardei eindringen, dort dem österreichischen Heere, welches er zu überraschen hoffte, die Verbindungen mit der Heimat verlegen und dann den entscheidenden Schlag führen, oder es zur Kapitulation zwingen.*)

Von all diesen Absichten und Vorkehrungen ahnte man in Wien nicht das Geringste. Man hatte hier seinen eigenen Plan: Melas sollte die Riviera von den Franzosen so schnell als möglich säubern und dann ein abgetrenntes Korps von Süden her in die Schweiz dirigieren, während Kray im Norden die Stellung Moreau's angriff. Der betreffende Befehl wurde am 24. Februar an Melas erteilt, und die Aktion hätte anfangs März beginnen können, als sich Napoleon mit Moreau noch gar nicht über den Feldzug im Detail geeinigt hatte. Es wäre dann möglich gewesen, Massena schon Ende März in Genua einzuschließen, ehe noch seine Verstärkungen ankamen, ihn längstens anfangs Mai zur Übergabe zu zwingen und dann mit starken Kräften nach Norden zu rücken, wo man möglicherweise Napoleons Reservearmee noch auf dem Marsche begegnet wäre. So aber begann nach langem Zaudern Melas erst anfangs April den Kampf, gelangte erst am 21. dazu, Massena nach Genua hineinzujagen, und versäumte dann die beste Zeit mit der Verfolgung eines französischen Entsatzkorps. Thatsächlich stand er Mitte Mai

*) Bevor Napoleon diese Absicht faßte, hatte er die andere, in Italien die Dinge sich selbst zu überlassen, die Reservearmee mit der Moreauschen zu vereinigen, mit dieser Übermacht den linken Flügel Kray's zu umarmen ihn von seiner Verbindung abzudrängen und gerade auf Wien loszugehen — ein Manöver, welches später, 1805, glänzend gelungen ist. Wenn er von diesem Entwurf abging, so hatte das seinen Grund darin, daß Moreau mit seinem hochgradigen militärischen Ehrgeiz nicht als Unterfeldherr dienen wollte und Bonaparte noch Ursache hatte, ihn zu schonen.

mit 30 000 Mann jenseits der französischen Grenze am Var, während sein Untergeneral Ott noch immer Genua mit 24 000 Mann belagerte und im Norden in den Auslaufthälern der Alpen 17 000 Mann in mehrere Detachements verzettelt standen. Günstiger konnte Napoleon die Umstände nicht antreffen. Und das war nötig für das kühngewagte Unternehmen.

Die Ausrüstung des neuen französischen Heeres hatte sich über Gebühr verzögert, da es bei der schlechten Wirtschaft der letzten Jahre am Notwendigsten fehlte. Moreau kam lange nicht zum Angriff. Die Zeit drängte, da Massena den Feind nur wenige Wochen festhalten konnte. So wagte denn, ohne Moreau's Offensive erst abzuwarten, Bonaparte den Marsch über Lausanne und den großen St. Bernhard an die Dora Baltea mit nicht mehr als 32 000 Mann. Jener sollte sobald als möglich ein Korps über den Gotthard zur Unterstützung schicken. Am 14. Mai stiegen die ersten Kolonnen den durch Hannibals Winterzug berühmten Alpenpaß hinan, die Kanonen in Trögen oder Etuis von ausgehöhlten Baumstämmen nach sich ziehend, unter Schwierigkeiten, die ein solches Manöver mit sich bringt, aber sonst begünstigt vom Wetter und ohne ernsten Unfall. Am 22. Mai war die letzte Abteilung über der Höhe. Die Schutzvorkehrungen der Österreicher, die hier am wenigsten den Einbruch einer ganzen Armee vermutet hatten, waren geringfügig. Nur das uneinnehmbare Fort Bard machte Schwierigkeiten. „Da", erzählt einer der Grenadiere, „nahm der Konsul gar manche Prise und hatte viel zu thun mit seinem ganzen großen Genie". Aber auch darüber kam man hinweg. Das Fort wurde von Infanterie und Reiterei umgangen, indes die Kanonen mit Stroh umwickelt, auf der mit Mist belegten Straße nächtlicher Weile darunter weggeschmuggelt wurden. Ende Mai ist eine kleine feindliche Schar aus dem Wege geworfen, Ivrea genommen und Napoleon im vollen Anmarsche auf Mailand, wo er am 2. Juni einzieht. Der Wurf war geglückt. Melas hatte zu spät von dem Einbruch der Franzosen Kenntnis erhalten und suchte nun in

Turin an Kräften zu sammeln, was möglich war, um durch den Rückzug über Alessandria, Piacenza, Mantua seine Verbindung mit der Heimat zu erhalten. Aber auch das sollte nicht mehr glücken. Melas gelangte nur bis nach Alessandria, in dessen Nähe die Entscheidung fiel.

Moreau hatte noch in der ersten Hälfte des Mai die Österreicher bei Stockach, Engen und Möskirch besiegt und bis Ulm zurückgedrängt, und war nun in der Lage, Napoleon das verlangte Hilfskorps zuzusenden. Dasselbe traf in den ersten Junitagen bei der Reservearmee ein und brachte sie auf die Höhe von zehn Divisionen (ca. 60000 Mann.) Mit fünf derselben rückte Napoleon — immer in der Absicht, dem Feinde den Rückweg abzugewinnen — zwischen Piacenza und Pavia über den Po und erreichte nach einem siegreichen Gefechte mit Ott, der endlich Genua bewältigt hatte, bei Montèbello am 12. Juni das Städtchen Tortona. Diese Truppen standen unter den Korpsführern Lannes, Victor und dem soeben aus Ägypten angelangten Desaix. Drei andere Divisionen hatte der Konsul an den Ticino und nach Piemont dirigiert, um ein Ausweichen Melas' nach Norden zu hindern; zwei weitere ließ er die Adda und das linke Pouser beobachten. Daß er auf dem Wege von Piacenza nach Tortona und darüber hinaus keinen ernsten Widerstand fand, machte ihn unsicher, wohin Melas, den er in Alessandria wußte, streben mochte. Denn daß dieser die mutige Absicht haben könnte, ihm die Stirne zu weisen und geradewegs durchzubrechen, traute er ihm nicht zu — mit den Geistern hatte sein Hochmut auch die Seelen seiner Gegner gering schätzen gelernt.

Die Flüsse Scrivia und Bormida laufen parallel nach Norden dem Po zu; an jener liegt Tortona, an dieser, einige Meilen westlich davon, die Festung Alessandria. Beide Städte verbindet die große Straße, die von Turin über Asti nach Piacenza und weiter nach Osten führt; zwischen beiden liegt, näher an Alessandria, das Dorf Marengo. Von Tortona nach Süden, von Alessandria nach Südosten, bei Novi sich verknüpfend, führt der

Weg nach Genua. Bis Marengo waren die beiden Korps von Lannes und Victor vorgedrungen, als schließlich Bonaparte die Ansicht faßte, der Feind könne sich nur gegen Novi gewendet haben, um ihm auszuweichen und eine feste Stellung bei Genua und die Hilfsmittel der englischen Flotte zu gewinnen. Darüber Klarheit zu erhalten, schickte er am 13. Juni Desaix mit einer Division in der Richtung auf Novi. Er selbst blieb mit einer anderen Division und den Konsulargarden in der Nähe von Tortona stehen.*) So war die Armee in drei Teile gespalten. Wenn jetzt Melas mit seinen konzentrierten 30000 Mann den Kampf begann, konnte derselbe übel genug für die Franzosen endigen.

In der That, am Morgen des 14. Juni brach der österreichische Feldherr über die Bormida und drang in der Richtung auf Tortona vor. Bei Marengo traf er auf Lannes und Victor, warf sie aus dem Dorfe hinaus und brachte sie mit seiner Übermacht nach sechsstündigem Ringen zum Weichen. Jetzt wurde Napoleon gewahr, daß es sich hier um die entscheidende Aktion handle und welchen Fehler er begangen habe. Er kam eiligst mit der Reservedivision und den Garden auf das Schlachtfeld und brachte in den ersten Nachmittagsstunden das Gefecht zum Stehen. Aber nicht lange wogte der Kampf, so begann der Rückzug der Franzosen auf's neue und drohte regellos zu werden. Am Rande der Heerstraße saß Bonaparte und peitschte in nervöser Erregung mit der Reitgerte den Staub, durch den seine geschlagene Armee an ihm vorüberzog. Vergebens rief er die Soldaten an, stehen zu bleiben und auszuharren, da die Reserven kämen. Aber es war ein leeres Versprechen. An 7000 Mann waren schon gefallen oder verwundet und Desaix, die letzte Hoffnung des Tages, noch immer nicht erschienen. Kein Zweifel, die Österreicher hatten die Schlacht gewonnen. Des Sieges froh, mit geschulterten Gewehren, marschierten sie hinter den Franzosen drein auf dem Wege, den ihnen ihre Tapfer-

*) Die Garden zählten damals 1200 Mann, von denen jeder vier Feldzüge hinter sich haben mußte.

keit gebahnt. Melas selbst, leicht verwundet, hatte bereits den Befehl abgegeben und war nach Alessandria zurückgeritten. Da plötzlich kommt die frische Division Desaix' an; sie wirft sich mit Ungestüm auf die Marschkolonnen der bestürzten Gegner; Napoleon selbst macht noch einen letzten Versuch, dem Rückzug Einhalt zu gebieten; er gelingt; die Dragoner Kellermanns wenden sich in einer fürchterlichen Attaque gegen den nachrückenden Feind; dieser schwankt, weicht, und aus Verfolgern werden flüchtige Verfolgte. Die Schlacht, die um fünf Uhr verloren war, ist zwei Stunden später gewonnen. Verloren hatte sie Bonaparte, und kein echtes Urteil wird je anders lauten können; gewonnen ward sie durch den tapferen Desaix. Der hatte, als er Kanonendonner hörte, seinen Marsch unterbrochen und war, neuer Befehle gewärtig, stehen geblieben. So fand ihn Napoleons Bote, und so kam er noch zur rechten Zeit. Doch schon zu Beginn seines rettenden Eingreifens streckte ihn eine feindliche Kugel nieder; der Lorbeer des Tages wand sich um eine kalte Stirn. Napoleon hat es lange nicht verwinden können, daß er hier überrascht und die Schlacht ohne sein Zuthun gewonnen worden war. Wiederholt, und noch im Jahre 1805, ließ er offizielle Berichte über den Tag von Marengo zusammenstellen, bis endlich die echten Verdienste Desaix' und Kellermanns weit gegen die erlogenen des Chefgenerals zurücktraten. Und er fand Glauben damit, bis die übereinstimmenden Erzählungen von Augenzeugen die Fälschung erkennen lehrten.

Aber wenn auch der Sieg bei Marengo am 14. Juni 1800 nicht sein Werk gewesen war, so war es doch der ganze Feldzug, der den Gegner in so ernste Lage brachte, und die Folgen der Affaire kamen mit Recht ihm zu gute. Die Österreicher hatten über 9000 Mann verloren; an eine Wiederholung des Vorstoßes durften sie nicht denken. Melas bat um Waffenstillstand und freien Abzug, und am 15. Juni wurde eine Konvention unterzeichnet, in welcher er beides unter der Bedingung gewährt erhielt, daß er sich mit seinen Truppen hinter den Mincio zurückziehe und

alles Land westlich davon Napoleon überliefere. Die Frucht der Siege des Jahres 1799 war an einem Tage verloren gegangen. Die cisalpinische und die ligurische Republik erstanden wieder, und nur Toscana und Ancona behielten vorläufig noch österreichische Besatzung.

Napoleon hatte nach der Schlacht Massena den Oberbefehl übertragen und war nach Mailand gegangen, um den Kriegserfolg vor allem in klingende Münze zu wechseln. Die cisalpinische Republik wurde mit einer monatlichen Steuer von 2 Millionen, Piemont mit einer solchen von 1½ Millionen Franken bedacht, Domänen und Kirchengüter wurden eingezogen und versilbert, die Ernährung des Heeres verstand sich von selbst. Zugleich erging an Moreau, der unterdes noch weiter in Deutschland vorgedrungen war und München besetzt hatte, Befehl, auch seinerseits zu brandschatzen, und Süddeutschland mußte gleichfalls die feindliche Armee erhalten und überdies 40 Millionen bezahlen. War damit zunächst der finanzielle Zweck des Feldzuges erreicht, so ergab sich für Napoleon noch ein zweiter, persönlicher Erfolg. Seine Stellung in Frankreich war jetzt dauernd befestigt. Daß sie es vorher nicht gewesen war, erfahren wir aus gleichzeitigen Briefen und Aufzeichnungen. Die Frage, was geschehen sollte, wenn Napoleon in Italien das Leben oder vielleicht auch nur den Sieg verlor, hatte bei Talleyrand eine Gesellschaft zusammengeführt, die sie insgeheim diskutierte. Siehès, Carnot, Lafayette, Fouché u. a nahmen Teil. Man schwankte noch zwischen Carnot und Lafayette als künftigen Ersten Konsul, als die Nachricht vom Siege bei Marengo eintraf und die Beratung störte. Bonaparte kannte sie, und diese Kenntnis hat wohl nicht wenig dazu beigetragen, daß er schon im Juni den Kriegsschauplatz verließ und anfangs Juli wieder in Paris war, mit der festen Absicht, die Hauptstadt nicht sobald wieder zu verlassen, sondern vielmehr den Erfolg von Marengo zu einem raschen Frieden auszunützen.

Er hatte denselben in einem neuen Schreiben aus Mailand dem Kaiser Franz nahegelegt und darin wieder von den Bedingungen

von Campo Formio gesprochen. Aber noch war man in Wien nicht so weit, auf solcher Grundlage verhandeln zu müssen. Überdies hatte man sich kurz vorher der britischen Regierung für eine namhafte Geldunterstützung verpflichtet, bis zum Februar des nächsten Jahres keinen Separatfrieden mit Frankreich schließen zu wollen. Aber vielleicht ging Bonaparte von seinen Bedingungen ab und machte Vorschläge, für die sich auch England gewinnen ließ? In diesem Sinne wurde die kaiserliche Antwort an den Ersten Konsul abgefaßt, welche der österreichische General Graf Joseph St. Julien, der eben aus Italien angekommen war und den Brief Napoleons mitgebracht hatte, demselben übergeben sollte. Dieser fand den Konsul nicht mehr in Mailand und folgte ihm nach Paris. Hier aber machte Napoleon den Sendboten zum Gegenstande einer besondern Intrigue. Talleyrand mußte dem Grafen einreden, daß er zu Friedensunterhandlungen ausreichende Vollmacht habe und daß, wenn er sie nicht benütze, der Krieg sofort wieder ausbrechen würde. Und wirklich, ehe eine Woche verging, waren Präliminarien unterzeichnet, die, dem Briefe des Kaisers ganz entgegen, die Bedingungen von Campo Formio zur Grundlage nahmen, von den Engländern nicht nur garnichts wissen wollten, sondern denselben vielmehr alle österreichischen Küsten verschlossen.

Hatte Napoleon wirklich geglaubt, so leichten Kaufes zum Ziele zu gelangen? Er sollte es erst später, wenn auch nur um so sicherer, erreichen. In Wien lehnte man die Ratifikation der Präliminarien ab und rüstete zur Fortsetzung des Krieges nach Kräften. Neue Truppen wurden ausgehoben. Kray, der sich nicht bewährt hatte, wurde durch den blutjungen Erzherzog Johann ersetzt, der in seinen Memoiren erzählt, er habe erst kurz zuvor ein Pferd bepacken lernen, und der blindlings den Anordnungen seines Generalstäblers Lauer zu folgen und dessen haarsträubende Fehler mit seinem unschuldigen Namen zu decken hatte. In Italien wich Melas dem viel unfähigeren Bellegarde. Durch diese Veränderungen hatte sich der Zustand der Armee so wenig

gebessert, daß Kaiser Franz Ende September eine Verlängerung des im Juli mit Moreau geschlossenen Waffenstillstandes nachsuchen und mit der Räumung von drei der wichtigsten Festungen (Philippsburg, Ulm und Ingolstadt) und dem Rückzug hinter den Inn bezahlen mußte. Denn nur unter diesen Bedingungen durfte Moreau darauf eingehen. Napoleon war über die Weigerung der Österreicher, seinen Präliminarfrieden anzunehmen, aufs höchste entrüstet gewesen und hatte sich nur mit Mühe durch Talleyrand beschwichtigen lassen. Auch nur das lebhafte persönliche Interesse, welches er jetzt an einem baldigen Beschluß der Feindseligkeiten hatte, ließ ihn zustimmen, daß ein österreichischer Diplomat nach Frankreich kam, um hier die neuen Grundlagen der Pazifikation zu beraten. Es war Cobenzl, der Unterhändler von Passariano. Damals, im Jahre 1797, hatte er geschickt genug für Österreich gehandelt. Jetzt, in Paris, verdarb er die Sache gründlich. Dem jähen Umschwung, wie ihn der Wechsel des Kriegsglückes herbeigeführt, vermochte sein sonst so gelenkiges Talent doch nicht zu folgen; er blieb bei Forderungen stehen, welche dem thatsächlichen Verhältnis der Kräfte nicht mehr entsprachen, und ging erst dann von ihnen ab, als Napoleon schon wieder zur Fortführung des Krieges entschlossen war. Vor allem trat hier wieder der große Gegensatz zwischen revolutionärer und konservativer Taktik zu Tage: Cobenzl, gebunden durch den Vertrag mit Großbritannien, forderte die Beiziehung eines britischen Diplomaten zur Verhandlung; Bonaparte dagegen drang auf eine Separatabkunft, um England von seinen Alliierten zu trennen, ihm den Kontinent zu verschließen und sich dann mit ihm allein zu messen. Cobenzl war dazu nicht ganz abgeneigt, aber nur wenn Frankreich einen hohen Preis und insbesondere in Italien zahlte. Die Eroberungspolitik des alten Österreich und die des neuen Frankreich trafen aufeinander und schlossen sich aus. Eine Lösung schien nur bei völliger Überwindung des einen Teils möglich. Napoleon, der über den Stand der österreichischen Streitkräfte genau informiert war,

entschied sich, sie herbeizuführen, und kündigte Ende November 1800 den Waffenstillstand. Wenn auch Cobenzl jetzt noch die Unterhandlungen mit Joseph Bonaparte in Lünéville an der französischen Grenze fortsetzte, die Entscheidung fiel nicht hier, sondern anderwärts.

Als die Feindseligkeiten wieder begannen, standen die Franzosen an der Isar. Die Österreicher hingegen hielten hinter dem breiten Inn in vorteilhafter Position. Wer diese geschickt zu benutzen wußte, konnte immerhin den Gegner länger beschäftigen als dem Machthaber an der Seine lieb war. Eben rüstete sich Moreau zu dem schwierigen Werke, einen Übergang zu suchen, als am 1. Dezember auf dem Wege nach dem Inn plötzlich sein linker Flügel angegriffen und zurückgedrängt wurde. Es schien unglaublich, daß der Gegner seine starke Stellung aufgegeben haben sollte; und doch war es so. Sofort ergriff Moreau den unerwartet ihm gebotenen Vorteil, zog bei Hohenlinden das Zentrum an den linken Flügel heran und erwartete nun seinerseits den Feind in starker Position. Die Österreicher kommen; sie werden von Moreau in der Front empfangen, indes zwei französische Divisionen sie umgehen und ihnen in den Rücken fallen; überrascht fliehen sie; kaum vermag der Erzherzog sich zu retten. Die Schlacht bei Hohenlinden (3. Dezember 1800) ist für Frankreich gewonnen, die Straße nach Wien frei. Am 25. Dezember schließt Moreau in Steyer einen Waffenstillstand ab, der den Frieden einleitet. Am 26. rückt im Süden der französische General Brune, der Massena im Oberbefehl abgelöst hatte, über den Mincio und wenige Tage später über die Etsch. Österreich samt seiner ausgreifenden Politik ist überwältigt.

In Lünéville hatten sich die Fortschritte der französischen Waffen rasch fühlbar gemacht. Cobenzl war endlich auf den Separatfrieden eingegangen, er wollte ihn sogar für das Deutsche Reich mit unterzeichnen, er wollte sich auch zu einer Teilung Italiens mit Frankreich verstehen, die Joseph Bonaparte vorgeschlagen hatte: aber die Ereignisse im Felde über-

holten alle diese Verabredungen. Wie dort das Heer, so wurde hier die Diplomatie Österreichs unaufhaltsam zurückgedrängt: im November hatte Cobenzl noch am Oglio als Grenze des österreichischen Gebietes in Italien gehalten, im Dezember war er bereits an den Mincio zurückgewichen, im Januar konnte er nur noch die Etsch behaupten. Als dann endlich am 9. Februar 1801 der definitive Friede unterzeichnet wurde, enthielt er für Österreich Bedingungen, die nicht nur dessen Eroberungspläne zunichte machten sondern auch seiner Großmachtstellung Eintrag thaten, während der Vertrag für Frankreich die Stabilierung des revolutionären Ausdehnungssystems bedeutete. Der Traktat von Campo Formio wurde darin bestätigt und überdies verschärft. Denn in Italien verlor nun auch der mit dem Wiener Hofe verwandte Großherzog von Toskana sein Land und sollte, so wie der Herzog von Modena durch den Breisgau, durch deutsches Gebiet entschädigt werden. Damit war Österreich sein letzter Stützpunkt in Mittelitalien entzogen und die Halbinsel vollständig dem Einfluß der Franzosen überantwortet. Aber auch in Deutschland trat dieser jetzt hervor. Wie in Rastatt festgestellt worden war, sollte nunmehr der Rhein in seinem ganzen Laufe die Grenze Frankreichs bilden und jeder weltliche Fürst, der auf dem linken Ufer des Stromes Land verloren hatte, auf dem rechten durch geistliches Gebiet Entschädigung finden. Damit war der alte Plan der Säkularisation wieder auf's Tapet gebracht und von Österreich, dessen Machtstellung in Deutschland gerade auf den geistlichen Fürsten beruht hatte, notgedrungen sanktioniert worden. Napoleon aber hatte durch den Vertrag das Recht erworben, über dessen Ausführung zu wachen, so daß die französische Einmischung in Deutschland vom Reichsoberhaupte selbst zugestanden worden war. An Schadloshaltung der Donaumacht durch bayrisches Gebiet bis zum Inn, welche der Vertrag von Campo Formio noch vorgesehen hatte, wurde jetzt nicht mehr gedacht. So war Österreich in Italien besiegt, in Deutschland bedroht, und von Eroberungen im Sinne Joseph II.

nicht mehr die Rede. Der Vertreter seines ausgreifenden Systems, Minister Thugut, fiel; Napoleon hatte es gefordert. Der deutsche Reichstag bestätigte am 6. März den Reichsfrieden.

Dieser Friede war aber nicht lediglich ein Erfolg der Waffen. Er war zugleich das Werk einer geschickten diplomatischen Aktion. Denn während die Heere noch im Felde standen, hatte Napoleon den Riß in der Koalition mit Glück zu erweitern, Rußland nicht nur völlig von Österreich zu trennen, sondern geradezu für sich zu stimmen gewußt. Noch vor der letzten Kampagne hatte er dem Zar die Freilassung der in den letzten Schlachten bei Zürich und in Holland zu Gefangenen gemachten Russen, etwa 7000 Mann, die er neu bekleiden und ausrüsten ließ, und überdies die Rückgabe der Insel Malta angeboten. Paul, der in dem starken General den Bezwinger der verhaßten Revolution zu sehen glaubte, war entzückt und jetzt ebenso sehr für Napoleon eingenommen als kurz vorher gegen das Direktorium *). Der Konsul hatte den Erfolg dieses Schrittes wohl berechnet. Malta konnte nicht mehr verpflegt und deshalb gegen die blockierenden Engländer wohl nur noch kurze Zeit gehalten werden. Kam es zur Übergabe, dann hatte er mit seinem Angebot den Erisapfel zwischen die zwei Verbündeten geworfen. Und so war es auch. Als am 5. September 1800 die französische Besatzung von Lavalette kapitulierte, und die Engländer, ohne Rücksicht auf die Rechte des Großmeisters, Besitz von der Insel nahmen, trennte sich der Zar von seinen Alliierten und bemächtigte sich aller britischen Schiffe in den russischen Häfen. Ja, er schloß mit Schweden, Dänemark und Preußen einen „Bund bewaffneter Neutralität", gegen die Willkürlichkeiten Englands zur See. Napoleons Politik ist

*) Ob Napoleon wirklich — wie jüngst (Lalanne, Les derniers jours du Consulat, p. 4 f.) zu Tage kam — an Paul I. einen Brief geschrieben, in welchem er die Wiederherstellung der Bourbons versprochen und sich nur ein italienisches Fürstentum vorbehalten hat, bedarf erst noch weiterer Bestätigung.

immer dort am wirksamsten gewesen, wo ihm ein Staatswesen in der Person eines unbedingten Selbstherrschers verkörpert entgegentrat: er hat später mit Alexander I. das gleiche und gleich wirksame Spiel getrieben wie jetzt mit dessen Vater.

Zu gleicher Zeit suchte er Preußen für Frankreich und seine ausgedehnte Politik zu interessieren und es als Bundesgenossen zu erwerben. Darauf ging zwar König Friedrich Wilhelm III., der seit 1797 regierte, nicht ein, er blieb neutral, aber er verständigte sich doch mit Napoleon, indem er dessen Annäherung an Rußland vermittelte, der Gewinnung der Rheinlinie zustimmte und dafür von Frankreich die Zusage erhielt, daß Österreich im Frieden keinen Zuwachs in Deutschland, d. i. keinen Zoll bayrischen Gebietes erhalten sollte. So war es die Eifersucht gegen Österreichs Ausdehnung in Italien, was Rußland, die Eifersucht gegen österreichische Erwerbungen in Deutschland, was Preußen auf die Seite Napoleons trieb. Ihre Zustimmung zu den Erfolgen der revolutionären Eroberungspolitik verstärkte die Gewalt des Ersten Konsuls und ließ ihn Österreich zu größeren Opfern zwingen als ohne jene Unterstützung in seiner Absicht gelegen hätte. Das französische Übergewicht auf dem Kontinent war durch die maßgebenden Mächte selbst bestätigt worden.

Napoleon nutzte seine Erfolge, indem er alsbald den Kreis des französischen Machtgebiets umschrieb. Zunächst in Italien. Hier waren die cisalpinische und die ligurische Republik auf's neue anerkannt und garantiert worden. Die erstere hatte durch Modena und die Legationen einen erheblichen Zuwachs erhalten; in beiden standen französische Staatsmänner an der Spitze der Verwaltung; beide waren nur noch Dependenzen Frankreichs, und der Wille des Ersten Konsuls herrschte hier wie dort. Über das Schicksal des dazwischen liegenden Piemont und seines Königs war bis auf das in Frankreich einverleibte Savoyen noch nichts entschieden, aber niemand war in diesem Punkte in Zweifel. Die Erwerbung Toskana's benutzte Napoleon, um sich Spanien zu verpflichten und dessen Politik unter Frankreichs Direktion

zu nehmen. Er hatte es nach der Schlacht bei Marengo dahin gebracht, daß ein franzosenfeindliches Ministerium in Madrid fiel und der herrschsüchtige Geliebte der Königin, der Frankreich freundliche „Friedensfürst“ Godoy, die Geschäfte übernahm. Dieser Zweck war erreicht worden durch den Vertrag von Ildefonso am 1. Oktober 1800, welcher der mit dem bourbonischen Prinzen von Parma vermählten Tochter der Königin Toskana als „Königreich Etrurien“ in Aussicht stellte. Nach dem Lünéviller Frieden wurde die Sache perfekt, und Spanien erklärte sich seinerseits am 21. März 1801 bereit, nicht nur Parma und das dazu gehörige Elba dafür an Frankreich zu überlassen und Louisiana abzutreten, sondern auch — und darauf kam es Napoleon zumeist an — das mit England verbündete Portugal zum Abfall von seinem Alliierten und zur Fernhaltung aller englischen Schiffe von seinen Küsten zu zwingen. Ein spanisches, durch ein französisches Hilfskorps verstärktes Heer dringt über die portugiesische Grenze, und am 6. Juni 1801 ist König Johann VI. zum Frieden von Badajoz gezwungen, der seine Küsten den Engländern verschließt und den Franzosen 25 Millionen Franken einbringt.

Blieben in Italien noch Rom und Neapel übrig. Das Direktorium hatte seinerzeit in beiden Staaten Republiken errichtet. Sollte es wieder dazu kommen? Napoleon folgte zwar dem Zuge der Entwickelung, die Frankreich genommen hatte, aber doch unter Wahrung seiner Individualität und ihrer Entschließungen. Er war viel zu praktisch, um lediglich nach Grundsätzen der „Ideologen“, über die er offen spottete, zu handeln. Und daß ihm als autokratischen Herrscher an der Erhaltung der republikanischen Staatsform nicht viel gelegen sein konnte, ist klar genug. Er erreichte seinen Zweck auch ohne dies. Für Neapel war im letzten Kriege Rußland ganz besonders eingetreten, und der Erste Konsul mußte, mit Rücksicht auf den neugewonnenen Freund, das Königshaus der beiden Sizilien schonen. Am 18. März 1801 schloß er mit Ferdinand IV. den Frieden zu

Florenz ab. Darin sagte der König die Räumung des im Kriege besetzten Kirchenstaates durch die neapolitanischen Truppen zu und verpflichtete sich — und hier treffen wir wieder auf die zwei wesentlichen Punkte der ausgreifenden Politik des Konsulats — die englischen Schiffe von seinen Häfen auszuschließen und ein französisches Armeekorps in und um Tarent auf eigene Kosten zu verpflegen.

Auch der von den Neapolitanern verlassene Kirchenstaat kam nicht wieder unter französische Administratoren. Hier unterschied sich Napoleon am wesentlichsten von seinen Vorgängern in der Staatsgewalt. Er war nicht religiös und von allem positiven Glauben weit entfernt. Unter seinen Jugendschriften findet sich eine (wahrscheinlich nach Voltaires Muster) abgefaßte „Parallele zwischen Apollonius von Tyana und Jesus Christus“, die er zu Gunsten des griechischen Weisen entschied.*) Aber die politische Bedeutung des Papsttums hat er darum doch nicht unterschätzt. Wir wissen, daß er im Jahre 1797 den Kirchenstaat gegen die Absicht des Direktoriums bestehen ließ. Der Grund lag darin, daß schon im Jahre zuvor die weitaus größte Mehrzahl der französischen Bevölkerung sich wieder offen zum katholischen Kirchenglauben bekannt hatte. „Man ist in Frankreich wieder römisch-katholisch geworden“, hatte ihm im Dezember 1796 General Clarke mitgeteilt, „und vielleicht stehen wir auf dem Punkte, des Papstes selbst zu bedürfen, um die Revolution durch die Priester und das Landvolk, welches sie wieder beherrschen, zu schützen. Ihn jetzt stürzen, hieße das nicht, von unserer Regierung auf immer eine Menge von Franzosen trennen, die man sich doch erhalten könnte?“ Napoleon war so sehr überzeugt

*) Als ihn später, im Jahre 1802, Lucian an die Abhandlung erinnerte, gebot er ihm, nicht davon zu sprechen, sie könnte, wenn sie bekannt würde, sein ganzes Friedenswerk mit der römischen Kirche zerstören. Unter den von Napoleon selbst verbrannten Schriftwerken aus seiner Jugendzeit befand sie sich nicht. Fréron hatte sie entlehnt und nicht wieder zurückgegeben.

von der Richtigkeit dieser Bemerkungen, daß er schon damals nach dem Frieden vom Februar 1797 den Papst dafür zu gewinnen suchte, daß er die Geistlichen zum Gehorsam gegen die Staatsgesetze ermahne. Der 18. Fructidor störte diese Pläne. Jetzt, im Jahre 1800 lag das Motiv seiner Haltung Rom gegenüber gleichfalls in den inneren Zuständen Frankreichs, wo allenthalben in Paris und in der Provinz die Kirchen der Priester, die den Eid auf die Staatsgesetze geweigert hatten, voll besucht waren, während die der staatskirchlichen Geistlichkeit leer blieben. Napoleon würdigte diese Erscheinung nach Gebühr. Ein guter Teil des allgemeinen Hasses gegen die Direktoren hatte in deren Abneigung gegen das Religionsbedürfnis des Volkes gewurzelt. Ihn sollte dieser Haß nicht treffen. Er beschloß, mit dem Papste sich darüber zu vertragen. Bald nach dem Tage von Marengo ließ er Pius VII., der am 13. März 1800 in Venedig gewählt worden war, die Fortexistenz des Kirchenstaates — allerdings ohne die Legationen — ankündigen, wenn der heilige Vater zu einem annehmbaren Frieden zwischen Staat und Kirche in Frankreich die Hand bieten wollte. Pius ging gerne darauf ein, sandte seinen Staatssekretär Cardinal Consalvi nach Paris, und dort kam am 15. Juli 1801 ein Konkordat zustande, worin die Kirchengesetze von 1790 (neue Diözesaneinteilung, Wahl der Bischöfe und Priester durch die Gemeinden, Aufhebung des Cölibats) abgeschafft, der Papst als Oberhaupt der Kirche anerkannt, andererseits dem Verlust der Kirchengüter zugestimmt und angenommen wurde, daß die geistlichen Würdenträger gleich staatlichen Beamten von der Regierung Besoldung erhalten sollten. Wenn Napoleon Pius VII. den Kirchenstaat zurückgab, so schien ihm dies kein Opfer, sondern vielmehr die Wahrung eines ganz besonderen Vorteils. Denn bei seiner Allgewalt in Italien geriet der Papst als weltlicher Fürst notwendig in Abhängigkeit von ihm und er erreichte damit, was Kaunitz, Joseph II. und Thugut mit ihren Ausdehnungsplänen auf der appenninischen Halbinsel vergeblich angestrebt hatten. Auf St. Helena sprach

er einmal über seine Haltung Rom gegenüber in dieser Zeit die merkwürdigen Worte: „Der Katholizismus erhielt mir den Papst, und bei meinem Einfluß und meiner Gewalt in Italien gab ich die Hoffnung nicht auf, diesen Papst früher oder später nach meinem Willen zu lenken. Und welcher Einfluß dann erst! Welche Handhabe gegen das übrige Europa!"

So hatte Napoleon nach dem Lünéviller Frieden seine dominierende Stellung im Westen Europas begründet. Aus Holland, Portugal und Italien flossen die Zuschüsse zu den französischen Finanzauslagen; allenthalben wurden französische Truppen, bis weit nach Deutschland hinein, auf Kosten der abhängigen Nachbarn ernährt; von Holland bis nach Sizilien war die Küste dem gewaltigen Feinde jenseits des Kanals und seiner Industriepolitik verschlossen. Ja, es gab einen Moment, wo die Überwältigung auch dieses Gegners in nicht zu großer Ferne zu stehen schien. Die verbündeten Dänen, Schweden und Russen rüsteten gegen England, und Zar Paul, in seinen phantastischen Ideengängen, projektierte sogar einen Landmarsch über Khiwa und Herat nach Indien, um dort den gemeinsamen Feind auf den Tod zu treffen. Es war ein Augenblick, in welchem die Pläne der Weltherrschaft deutlicher als je vor Napoleons Seele traten. Denn noch standen die Franzosen in Ägypten, noch konnten sie einen Schlag gegen die Pendschabländer unterstützen und ausbeuten.

Aber es war doch nur ein Augenblick.

In der Nacht vom 23. auf den 24. März fiel der Zar, dessen despotischer Dünkel zu unerträglicher Grausamkeit gegen seine nächste Umgebung ausgeartet war, einer Palastrevolution zum Opfer, und sein Sohn gelangte als Alexander I. auf den Thron der Russen. Es wird erzählt, Napoleon sei bei dieser Nachricht in heller Verzweiflung gewesen. Mit den grandiosen Projekten war es nun fürs erste vorbei, denn alsbald vernahm man in Paris, daß Alexander die weggenommenen Schiffe der Engländer freigegeben und auf

die Großmeisterwürde des Johanniterordens, d. h. auf den Anspruch auf Malta, verzichtet habe. So war mit einem Male ein Ziel, welches die Freundschaft eines allerdings halb Gestörten so nahe hatte erscheinen lassen, wieder in's Weite gerückt, und Napoleon mußte darauf bedacht sein, sich einstweilen mit einer bescheideneren Summe von Vorteilen zu begnügen.

Da traf es sich, daß noch vor dem unvorhergesehenen Ende des Zars Pitt aus Gründen der innern Politik am 14. März 1801 von der Leitung der britischen Regierung zurückgetreten war und an seiner Stelle der friedliebende Addington das Ministerpräsidium übernommen hatte. Dieser bot jetzt die Hand zum Vergleich. Sollte Napoleon ablehnen? Mit jedem Tage wurde in Frankreich der Ruf nach Frieden lauter und konnte nicht mehr überhört werden. Das englische Erbieten wurde den Franzosen bekannt, und der Erste Konsul war nicht mehr, wie im Vorjahre, im Stande, seine Kriegspolitik mit dem Widerwillen Großbritanniens gegen jede Abkunft zu motivieren. Er ging auf Englands Vorschlag ein, wenn auch nur in der Absicht, die kampfesmüde Stimmung des Gegners nach Kräften auszunützen. Die Engländer hatten in dem langen Seekriege wertvolle Eroberungen gemacht, die Antillen mit Ausnahme von Guadeloupe, die Niederlassungen zu Pondichery und Chandernagor in Indien den Franzosen, Ceylon und das Kap der guten Hoffnung den Holländern, Trinidad den Spaniern abgenommen, im Mittelländischen Meere hielten sie Malta und Minorca in Händen, und Ägypten gelangte voraussichtlich bald in ihre Gewalt. Napoleon hielt sich, gestützt auf die Freundschaft der „Neutralen", für stark genug, ihnen all das abzuhandeln. Da kam aber die entscheidende Nachricht aus Petersburg, der Zar sei tot, und bald darauf eine zweite aus Ägypten, General Menou, der an Stelle des inzwischen ermordeten Kleber die Franzosen kommandierte, sei bei Alexandrien geschlagen und in die Stadt geworfen worden. Nun zeigten wieder die Engländer ihrerseits weniger Neigung,

unter Opfern zum Frieden zu gelangen. Die Unterhandlungen wurden unterbrochen, und beide Teile trachteten durch kriegerische und diplomatische Erfolge einander überlegen zu werden. England betrieb seine Versöhnung mit dem neuen Zar und sandte ein Truppenkorps nach Ägypten, welches dort vereint mit den Türken die Franzosen zur Kapitulation zwingen sollte. Napoleon hinwieder trieb Spanien zur Eroberung Portugals an, um damit ein Kompensationsobjekt in die Hand zu bekommen, welches er den Engländern für den möglichst günstigen Frieden zu überlassen gedachte, wie er 1797 Venedig an Österreich überliefert hatte. Überdies war auch er bemüht, Alexander I. durch seinen bewährten Adjutanten Duroc in das französische Interesse zu ziehen. England reüssierte: in Ägypten wurde Kairo im Juni übergeben, und die Kapitulation Alexandriens war damit gewiß geworden; Frankreich scheiterte: denn die Spanier schlossen den erwähnten Separatfrieden mit Portugal ab, der dessen Selbständigkeit garantierte. Nun war es Napoleon, der die Wiederaufnahme der Unterhandlungen vorschlug. Nach Zugeständnissen von beiden Seiten wurden am 1. Oktober 1801 in London Präliminarien unterzeichnet, denen zufolge die Engländer von ihren Eroberungen nur das spanische Trinidad und das holländische Ceylon behalten, die Inseln und Häfen im Mittelmeer räumen und Malta an den Johanniterorden zurückstellen wollten, die Franzosen sich dagegen verpflichteten, Ägypten an die Türkei zurückzugeben, die Integrität Portugals zu garantieren und ihre Truppen aus dem Königreiche Neapel herauszuziehen.

Vielleicht wären die Bedingungen günstiger für England ausgefallen, wenn man mit der Unterzeichnung des Vertrages noch gewartet hätte. Denn kurz nachher traf die Kunde in Europa ein, Menou habe Alexandrien den vereinigten Engländern und Türken überliefern müssen. Mit dieser Kapitulation war Ägypten für Frankreich verloren und ein stolzer Traum Napoleons zu Ende. Dieser kam nicht wieder auf eine

Idee zurück, mit welcher er ein unbestreitbares Fiasco gemacht hatte. Er war nun endgiltig mit seinen Plänen auf das Festland von Europa zurückgeworfen. Aber war es nicht schon unendlich viel, England, den Staat, der seit einem Jahrhundert jeden Übergriff der französischen Macht auf dem Kontinent als eine offene Verletzung seiner Interessen mit aller Kraft bekämpft hatte, jetzt, wo Napoleon den Ehrgeiz Ludwig XIV. weit überholte, zur Zustimmung bewogen zu haben?

Am 11. Oktober 1801 wurde auch zwischen Frankreich und Rußland ein geheimer Vertrag unterzeichnet, der nicht weniger wichtig war und dessen Bestimmungen die nächste Zukunft Europas einschlossen: beide Mächte wollten die Entschädigungen der deutschen Fürsten in Gemeinschaft verteilen und ebenso die italienische Frage gemeinsam lösen, soweit sie nicht durch die Friedensschlüsse mit Rom, Österreich und Neapel bereits erledigt war. Zur selbigen Zeit wurde — am 9. Oktober 1801 — mit der Türkei ein Abkommen getroffen, welches alle früheren Verträge dieser Macht mit Frankreich wieder in Kraft setzte. Endlich war kurz vorher auch mit Bayern ein für den Kurfürsten vielverheißender Vertrag gemacht und damit die letzte kriegführende Macht beruhigt worden.

So scholl es Friede! von allen Seiten. Die Völker jubelten über das Ende des unerträglich gewordenen Kampfes. Napoleon hatte sich zu dem Ruhme des Kriegshelden noch den des Friedensstifters erworben und genoß in Frankreich wie außerhalb ein Ansehen ohnegleichen — in Frankreich, wo man die Hoffnung, die man bei seiner Rückkehr auf ihn gesetzt, erfüllt sah, und im Auslande, wo die Regierungen der alten Staaten in ihm den Bezwinger der Revolution begrüßten und die feste Erwartung hegten, er werde, mit dem Erreichten zufrieden, durch seine Macht die Ruhe Europas verbürgen. „Das ist kein gewöhnlicher Friedensschluß“ — äußerte der englische Premierminister Addington — „das ist eine wahrhaftige Versöhnung der beiden ersten Nationen der Welt.“ Und der britische Staatsmann Fox,

der in Paris Napoleon sah, kehrte voll Enthusiasmus für den großen Mann heim. Aber es fehlte doch auch schon damals nicht an schärfer blickenden Politikern, die nicht die gleiche vertrauensvolle Zuversicht hegten. Als am 27. März 1802 im Frieden zu Amiens die Präliminarien des französisch-englischen Traktats vom Oktober des Vorjahres definitiv unterzeichnet wurden, da riefen die Männer der Opposition im Londoner Parlamente mitten in den Jubel der Befriedigung hinein die warnenden Worte: „Wir haben Frankreich den Besitz Italiens und zugleich die Herrschaft über den Kontinent bestätigt“. Ja, Napoleon selbst verdeckte nur wenig seine ehrsüchtigen Absichten. Ein paar Wochen nach der Schlacht bei Marengo sagte er in Paris dem preußischen Gesandten: „Ich wünsche den Frieden, um die gegenwärtige Regierung in Frankreich fester zu gründen und die Welt aus dem Chaos zu erwecken.“ Das Wort war mehr als eine inhaltlose Deklamation. Was es eigentlich besagen wollte, erfahren wir aus einer offiziösen Broschüre „Vom Zustande Frankreichs am Ende des Jahres VIII“, die 1801 erschien und Hauterive, einen der trefflichsten Beamten des Ministeriums des Äußern, die rechte Hand Talleyrands, zum Verfasser hatte. Sie verfocht die folgenden Grundsätze: Als die Revolution ausbrach, sei das politische System von Europa lange schon erschüttert und nicht mehr wert gewesen, aufrecht erhalten zu bleiben, der Krieg Frankreichs mit den übrigen Staaten nur eine Folge dieser Zerrüttung. Sieger in diesem Streite, habe es Frankreich unternommen, und zum Teile schon ausgeführt, ein neues Bundessystem an die Stelle jenes erstorbenen Systems des Gleichgewichtes der Mächte zu setzen. Durch seine militärischen und finanziellen Kräfte wie durch die Grundsätze seiner Regierung sei gerade Frankreich zum Bürgen für Ruhe und Wohlfahrt, zum Führer dieses neuen Staatenbundes von Europa bestimmt, und es liege im Interesse jeder der übrigen Mächte, sich vertrauensvoll seiner Leitung zu überlassen.

Da war das Programm der Politik des neuen Frankreich unumwunden ausgesprochen. Es war im Grunde nur dasselbe der früheren revolutionären Regierung. Aber wenn der Konvent an eine Föderation von Republiken in Europa unter französischer Führung gedacht hatte, so war es Napoleon jetzt um die Befreiung der Völker viel weniger zu thun als um die Unterwerfung ihrer Fürsten unter die Hegemonie des von ihm regierten Staates. Es war durchaus zutreffend, was der geniale Publizist Gentz in seiner Beurteilung der Hauteriveschen Schrift den Staatsmännern des alten Systems schon 1801 zur Beherzigung empfahl: „Es ist nicht genug, zu sagen, daß Frankreich durch seine Eroberungen auf allen Seiten seine Grenzen erweitert, die alte Unverletzlichkeit seines Gebietes mit neuen Bollwerken verstärkt und seinen Einfluß auf alle benachbarten Staaten in furchtbaren Proportionen vergrößert hat. Die Wahrheit ist, daß Frankreich in seiner jetzigen Lage eigentlich gar keine Grenzen mehr kennt, daß alles, was Frankreich umgiebt, entweder schon jetzt, wenngleich nicht dem Namen nach, doch in jeder wesentlichen Rücksicht, sein Gebiet und sein Eigentum ist, oder bei der ersten schicklichen Veranlassung, bei der ersten Willensäußerung seiner Machthaber, in sein Gebiet verwandelt werden kann." Kein Zweifel, der Friede, der jetzt sich über Europa breitete, war keine Versöhnung der Völker, wie ihn die Selbsttäuschung kurzsichtiger Minister nannte, er war nur eine Etappe auf dem Wege nach der Universalherrschaft, auf dem Napoleon, gedrängt und selbstwillig zugleich, unaufhaltsam vorwärts strebte.

Wenn es aber bei ihm beschlossen war, die revolutionäre Politik nach außen festzuhalten, so entsteht hier die Frage, welche für den Geschichtsschreiber dieser Zeiten vielleicht die wichtigste ist: inwieferne konnte und mußte diese Politik auf die staatlichen und sozialen Verhältnisse der übrigen Länder und Völker Europas Einfluß nehmen, die in ihrer inneren Struktur so verschieden waren von dem neuen Frankreich? Was die Revolutionsheere der neunziger Jahre in die Fremde

getragen hatten, war wenig sonst gewesen als Aufruhr und Unordnung, denn auch daheim gab es nur diese beiden. Werden auch Napoleons Armeen nichts anderes zu verbreiten haben? Das hing davon ab, ob es ihm wirklich gelang, im Innern dauerhafte Ordnung zu schaffen, aus dem Chaos der revolutionären Gesetzgebung die guten Früchte zu rechtlichem Genusse auszulesen und damit die zweite große Hoffnung zu erfüllen, die Frankreich bei seiner Wiederkehr auf ihn gesetzt. Er hat sich dieser Aufgabe unterzogen, und er hat sie erfüllt — nicht, um die Franzosen glücklich zu machen, dazu hat er sie nie genug geliebt, sondern um dem Gebäude seiner weltumfassenden Herrschaft ein sicheres Fundament zu geben. Deshalb, und nur deshalb sollte Frankreich in sich stark, kräftig und reich werden, denn nur dann war es imstande, seiner Ruhmsucht die Opfer zu bringen, welche dieselbe heischte. Daß sich diese Opfer zum Zwecke eines welthistorischen Experimentes schließlich auf eine Million von Menschenleben beziffern und doch nicht zum Ziele führen würden, das hat allerdings zu Beginn der revolutionären Monarchie Napoleons weder er noch Frankreich geahnt. Freilich hatten auch seine Vorgänger in der Gewalt, Konvent und Direktorium, eine fast ebenso große Anzahl Franzosen in den Tod geschickt und dafür nicht einmal den Preis innerer Ordnung und Wohlfahrt bezahlt. Den wenigstens hat er voll entrichtet.

Neuntes Kapitel.

Das neue Frankreich und sein Monarch.

Napoleon hat das große Werk der Neugestaltung Frankreichs mit der Unterstützung einer größern Anzahl talentvoller und geübter Helfer durchgeführt, die teils im Staatsrate die neuen Maßregeln überlegten und zu Verordnungen und Gesetzen formulierten, teils als Minister und Generaldirektoren

diese Gesetze, nachdem dieselben die Kammern passiert hatten, pünktlich vollzogen. Der Staatsrat, der sich bis auf den heutigen Tag in Frankreich erhalten hat, lieferte dem ersten Konsul das richtige Bild der Situation, in der sich das Innere des Landes befand; er gab ihm die reiche Erfahrung an die Hand, welche sich begabte Männer nicht nur in den zehn bewegten Jahren der Revolution, sondern auch schon vorher, in den Ämtern des Königtums, erworben hatten; er machte ihm das praktische Verständnis derjenigen dienstbar, deren Anlagen für den innern Staatsdienst in der freien Luft der Revolution zu ebenso kräftiger Entwickelung gediehen waren wie das Feldherrngenie der Hoche und Bonaparte. Diese ersten Staatsräte sind es — die Boulay de la Meurthe, Roederer, Chaptal, Berlier, Duchatel, Defermon, Dufresne, Fourcroy, Cretet, Barbé-Marbois, Regnaud de Saint Jean d'Angély u. a. — auf welche die endliche Regelung der französischen Finanzen, die Reform der innern Verwaltung, die Abfassung systematischer Gesetzbücher, die Herstellung fester Einrichtungen in Kultus und Unterricht, kurz alle die nützlichen Werkstücke zurückzuführen sind, aus denen unter den Augen des kundigsten Meisters der wohnliche Bau des modernen Frankreich erstand. Nach ihrer politischen Vergangenheit waren sie durchaus ungleich. Es gab unter ihnen Royalisten (Dufresne), Girondisten (Defermon), radikale Konventsmitglieder (Fourcroy, Berlier), Gemäßigte der Direktorialzeit (Regnaud, Roederer), Verbannte des 18. Fruktidor (Portalis, Barbé-Marbois). So hatte sie Napoleon mit Absicht aus verschiedenen Lagern gewählt, damit sein Reformwerk ja nicht als Parteisache erscheine. Sie waren in Kommissionen der Finanzen, der Justiz, des Kriegs, der Marine, des Innern eingeteilt und berieten unter dem Vorsitze des Ersten Konsuls, der mit seinem starken Geiste bis ins Einzelne der Geschäfte eindrang und doch sich nicht darin verlor, sondern in jedem Augenblick in der Lage war, vom Standpunkte des Herrschers die Summe zu ziehen.

Die zweite Aufgabe der öffentlichen Verwaltung, die Aus-

führung der vom Staatsrate formulierten Gesetze und Konsularverordnungen, lag den Ministern ob, deren Maßnahmen ebenso unter der Aufsicht und Kontrolle Bonapartes standen, wie die Erwägungen und Beschlüsse des Conseil d'Etat. Wir kennen bereits die Männer, denen er die bei seinem Regierungsantritte vorhandenen sieben Portefeuilles anvertraute — sie sind oben genannt — auch hier, wie im Staatsrat, mit derselben Berücksichtigung verschiedener Parteien. Einmal sagte er zu seinem Bruder Joseph: „Welcher Revolutionär hätte nicht Vertrauen zu einer Ordnung der Dinge, wo Fouché Polizeiminister ist? und welcher Edelmann würde nicht hoffen, leben zu können unter dem ehemaligen Bischof von Autun? Der eine hält zu meiner Rechten, der andere zu meiner Linken. Ich öffne eine breite Gasse, in der Alle Platz finden." Einzelnen Ministerien wurden sogenannte „Generaldirektionen" zugeordnet, eine Einrichtung, die gleichfalls im heutigen Verwaltungsorganismus Frankreichs noch erscheint, und zwar: für Brücken und Straßen, für öffentlichen Unterricht, für Kultus, für Kredit und Zahlungswesen (Trésor), Zölle, Domänen, Staatsschuldentilgung u. a. von denen einige bald selbständige Ministerien wurden.

Den Amtsverkehr zwischen dem Ersten Konsul und den Ministerien vermittelte das Staatssekretariat, an dessen Spitze seit 1799 und fast bis ans Ende der napoleonischen Regierung der treue und geschickte Maret stand, der, wie kein zweiter, die rasch hingeworfenen Gedanken Napoleons im Augenblick zu redigieren und seinen hastigen Diktaten prompt zu folgen verstand. Er war ein wirklicher Kabinettsminister, den aber die allseitige Überlegenheit des Regenten auf dem Niveau eines Sekretärs zu halten wußte. Aus dem Staatssekretariat gingen die unzähligen Zuschriften an alle möglichen Behörden und Personen hervor, welche heute die vielen Quartanten der Korrespondenz Napoleons füllen, Zeugen einer unermüdlichen Arbeitskraft bei Herr und Dienern.

Die von den Ministerien zur Ausführung übernommenen

Gesetze und Verordnungen wurden von diesen durch neugegründete Unterbehörden in die Departements geleitet. Am 17. Februar 1800 erschien das Gesetz, welches bis auf den heutigen Tag die Grundlage des französischen Verwaltungsapparates bildet. Nach demselben steht an der Spitze der Administration jedes Departements ein Präfekt, jedes Arrondissements ein Unter-Präfekt, jeder Gemeinde ein Maire — alle drei Kategorieen vom Chef der Regierung ernannt und dem Minister des Innern unterstellt. Während der Revolution hatte die Verwaltung der Provinz in den Händen gewählter Kollegien gelegen, was nicht nur zu Parteilichkeit und mannigfacher Unzukömmlichkeit, sondern gar bald zu ausgesprochenem Ungehorsam gegenüber der Zentralgewalt geführt hatte, so daß die Direktorialverfassung von 1795 die autonomen Gemeindemunizipalitäten ganz aufhob. Jetzt stellte Napoleon die Kommunal-Behörden wieder her, jedoch ohne die Wählbarkeit ihrer Funktionäre. Der Maire ist der vom Staate besoldete und bestellte Gemeindevorsteher, dem ein vom Präfekten aus den Listen ernannter Gemeinderat mit blos beratender Stimme zur Seite steht. In gleicher Weise hat der Unter-Präfekt einen Distriktsrat, der Präfekt die Generalräte neben sich, welche vom ersten Konsul ernannt werden, um die direkten Steuern des Departements zu verteilen, dessen Ausgaben zu votieren und die Bedürfnisse und Interessen desselben der Regierung namhaft zu machen. Es war ein streng zentralistisches System, eine Hierarchie — wie Napoleon selbst sagte — von lauter „Premier-Konsuln im Kleinen", eine Büreaukratie, ähnlich derjenigen, welche unter Richelieu und Ludwig XIV. eingeführt worden war, nur mit dem entscheidenden Unterschiede, daß ihr Mechanismus jetzt weder durch die Vorrechte und Zollschranken der Provinzen, noch durch die Ausnahmestellung privilegierter Stände und Korporationen gehemmt und behindert wurde und daß sie nicht ein Volk regierte, welches die Freiheit mit einer theoretischen Sehnsucht begehrte, sondern eines, welches derselben recht praktisch überdrüssig geworden war.

Anfangs März 1800 wurden die ersten Präfekten ernannt, und ebenso wie Minister und Staatsräte mit absichtlicher Unparteilichkeit: der royalistische Graf Larochefoucauld erscheint neben dem Erzjakobiner Debry und dem Girondisten Doulcet de Pontécoulant. An Arbeit mangelte es keinem von ihnen. Noch im Jahre 1800 gehen keine Steuern ein, und man kennt kaum die Pflichtsumme des Departements. Den niedersten Beamten schuldet der Staat den Gehalt eines halben Jahres; einige von ihnen sterben Hungers. Auf dem flachen Lande herrscht eine Unsicherheit ohne gleichen. Die Landstraßen, in Verfall, sind der Tummelplatz zahlreicher Räuberbanden, die bis in die Nähe von Paris vordringen und deren Unthaten die Rapporte der Beamten füllen. In einem einzigen Departement (Vaucluse) werden im Jahre 1801 nicht weniger als 90 Raubmorde gezählt. Aus Furcht halten es viele Gemeinden mit den Briganten und gewähren ihnen Zuflucht. Und um nichts besser als auf dem Lande ist es in den Städten. „Keine Polizei" — schreibt ein Staatsrat über Toulon — „keine Straßenlaternen, jede Nacht erbrochene Läden, kein Pflaster, keine Reinlichkeit, kein Brot in den Spitälern." Nur mit Mühe kann die neue Regierung ihrer wichtigsten Pflicht, Person und Eigentum der Staatsbürger zu schützen, genügen. Ausnahmegerichte, die man im Februar 1801 errichtete, und die bessere Ordnung der schon vom Direktorium reformierten Gendarmerie, deren Pflichteifer Napoleon dadurch hob, daß er einen verdienten General mit ihrem Kommando betraute, säubern endlich das Land von dem verbrecherischen Gesindel. Schon 1802 hört man nur noch selten von Mord oder Straßenraub. Für die Sicherheit in den Städten sorgte ein Gesetz vom 17. Februar 1800, welches in den Kommunen mit über 5000 Einwohnern Polizeikommissariate, in denen mit über 100 000 Polizeidirektionen errichtete. Paris hatte durch eine Verordnung vom 1. Juli 1800 einen eigenen Polizeipräfekten erhalten, dessen Wirkungskreis die Staats-, Sicherheits- und Gemeindepolizei zugleich umfaßte.

War auf solche Art für Leben und Gut der Bevölkerung Sorge getragen, so galt es daneben ihre Wohlfahrt zu fördern, oder vielmehr zu begründen. Sie war fast ganz dahin. Die finanziellen Gewaltmaßregeln der revolutionären Regierungen, der Krieg, welcher den Export verhinderte, die Papiergeldwirtschaft ohne Boden hatten die Industrie und den Handel untergraben. Ein Fabrikant, der vorher in Paris 60 bis 80 Arbeiter beschäftigt hatte, begnügte sich jetzt mit deren 10. Die ehedem blühende Spitzenindustrie im Norden, die Leinenindustrie in der Bretagne, die berühmte Papierfabrikation im Departement Charente waren so gut wie vernichtet und die Lyoner Seidenerzeugung auf die Hälfte der Gewerke eingeschrumpft. In Marseille bezifferte sich der Umsatz in Monaten nicht so hoch wie zu Beginn der Revolution in Wochen. Die Häfen, namentlich am Ozean, waren versandet, ihre Schutzwerke verfallen, ihre Bevölkerung verkommen. Was noch Handel trieb, trieb ihn an der Börse, wo die riesige und stets wechselnde Differenz der wirklichen und eingebildeten Werte zum Spiel herausforderte, oder wagte sich in Spekulationen für die Armeen, welche die Unternehmer und die bestochenen Offiziere bereicherten, natürlich auf Kosten des armen Mannes, den die gewissenlose Staatspolitik in Not und Tod verführte. Hier konnte nur eine völlige Umwälzung in der Finanzverwaltung der Regierung Achtung, ihren Kassen Geld, ihrem Kredit Ansehen und damit die Mittel verschaffen, die Lage des soliden Teiles der Bevölkerung radikal zu bessern.

Es ist ein überaus interessantes historisches Thema, wie sich Frankreich, welches unter der Herrschaft des Konvents und des Direktoriums in einem Meere wertlosen Papiergeldes unterzugehen drohte, doch wieder zu geordneten Wirtschaftszuständen und einer geregelten Valuta emporgearbeitet hat. Die Revolution hatte gesucht, dem durch die königliche Regierung in zahllosen Schuldtiteln erschöpften Staatskredit dadurch aufzuhelfen, daß sie die Kirchengüter und die liegenden Besitzungen der ausgewanderten Aristokraten als Staatsgut erklärte und An-

weisungen darauf als Wertzeichen in Umlauf setzte. Aber die liegenden Güter verloren in der allgemeinen Unsicherheit ihren Preis und blieben meist unverkäuflich, der Krieg, den man im Taumel einer unerprobten Freiheit an ganz Europa erklärt hatte, verschlang Unsummen, und so wurden auch jene Staatsnoten (Assignaten), die man immer wieder vermehrte, wertlos. Im Jahre 1795 stieg der Louisdor von 24 Franken auf 1800, im Februar 1796 auf 8137 Franken in Scheinen, so daß ein Livre Gold mit fast 340 Livres Papier bezahlt wurde. Das Direktorium half sich mit Gewaltschritten. Die 24 Milliarden Assignaten, die sich in Umlauf befanden, wurden im März 1796 eingezogen, und die Besitzer erhielten nur für das Dreißigstel sogenannte Territorial-Mandate, die aber auch wieder nichts weiter waren als Anweisungen auf die Staatsgüter; denn der Zwangskurs, den man ihnen mit auf den Weg gab, hielt sie nicht ab, schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen auf ein Zwanzigstel, im nächsten Jahre auf ein Hundertstel ihres Nennwertes zu fallen. Als endlich die Regierung den Zwangskurs aufzuheben genötigt war, verschwanden sie aus dem Verkehr. Sie hatten nur einer Anzahl Spieler dazu gedient, dem Direktorium im Laufe eines Jahres den größten Teil der Nationalgüter abzukaufen, so daß der Staat die meisten Domänen verloren und kaum ein Hundertstel ihres Wertes, der einige Milliarden betrug, an Geld in Händen hatte. Schmutzige Wucherer und leichtfertige Spekulanten hatten auf diese Weise die Güter der Klöster und der alten Standesfamilien an sich gebracht, ein Besitzwechsel, so rasch und durchgreifend, wie er weder vorher, noch selbst in dem zu ähnlichen Erscheinungen neigenden 19. Jahrhundert wieder vorgekommen ist.

Hatte man ursprünglich die Absicht gehabt, mit den Werten der Staatsgüter die französischen Schulden zu zahlen, so war davon unter solchen Verhältnissen natürlich nicht mehr die Rede. Schon im Jahre 1793 mußte der Konvent beschließen, die Staatsschuld als unkündbare 5%-ige Rentenschuld in das „große

Buch der öffentlichen Schuld" einzutragen. Diese Zinsenrente war im Jahre 1797 auf über 250 Millionen Franken gestiegen, von denen freilich nur ein Viertel in barem Geld, der Rest in Bons auf die Nationalgüter, die sich durch die belgischen Klöster vermehrt hatten, gezahlt wurde. Gleichwohl war die Last noch viel zu drückend, und das Direktorium machte sich dadurch Luft, daß es nur ein Drittel der ganzen Staatsschuld im „großen Buch" behielt, die übrigen zwei Drittel aber den Gläubigern in Bons zurückzahlte. Da diese Bons, dem Kredit der Regierung entsprechend, noch im Jahre 1798 auf 1½% ihres Nennwertes fielen, so war die Abschreibung der Staatsschuld ein einfacher Bankrott gewesen, der den Gläubigern Frankreichs zwei Drittel ihrer Ansprüche raubte. Aber auch das dritte sogenannte „konsolidierte" Drittel wurde nicht in Metall, sondern wieder nur in Anweisungen ausbezahlt. Unter solchen Umständen mußte jegliches Vertrauen der soliden Geschäftswelt zum Staate schwinden. Die Bevölkerung antwortete mit Verweigerung der Steuerzahlung. Das Direktorium griff zu Zwangsanlehen. Im Jahre 1800 gab es Rückstände, die sich auf 1100 Millionen beliefen.

In diese Verhältnisse Ordnung zu bringen, erforderte einen eisernen Willen. Wir haben schon von den ersten Schritten des neuen Finanzministers Gaudin gehört: um ein Jahr lang überhaupt nur leben zu können, ging er noch den alten Weg teuerer Anlehen und Erpressungen bei den Nachbarn und machte einen Bankrott von 70 Millionen, indem er die Annahme der vom Direktorium den Lieferanten ausgefolgten Anweisungen an die Steuerkassen schlechtweg verbot. Aber während dieses einen Jahres wurde Abhilfe getroffen und die Wiederkehr solcher Zustände unmöglich gemacht. Am 24. November 1799 wurden „Direktionen der direkten Abgaben" in jedem Departement gegründet, wie sie heutzutage noch bestehen. Dann ward die Steuerverteilung, die bisher alljährlich geschwankt hatte, auf sichere Grundlagen gestellt. „Sicherheit

des Eigentums", sagte Napoleon, „giebt es nur in einem Lande, wo die Steuerquote nicht in jedem Jahre veränderlich ist". Er faßte die Katastralvermessung des Landes in's Auge. Im September 1801 wurden die Generaldirektionen der Zölle und des Grundbuchs gegründet, und die neugeordnete Administration der Waldungen hob das Erträgnis in einem Jahre auf nahezu das Doppelte des bisherigen. Und wie die Einnahmen und die Privatwirtschaft des Staates, die dem Finanzminister anvertraut waren, so wurden auch die Ausgaben und das Schuldenwesen durchaus reformiert und im September 1801 einem besondern „Schatzministerium" überantwortet, an dessen Spitze der Staatsrat Barbé-Marbois trat.*) Diesem Ministerium ward die Generaldirektion der Staatsschuldentilgungskasse (Caisse d'amortisation) unterstellt, die seit Juli 1801 der tüchtige Mollien verwaltete — ein Institut, welches zur Hebung des Staatskredits wohl mit das meiste beigetragen hat. An Staatsgütern hatte das Direktorium noch einen unverkauften Rest in Werte von 400 Millionen dem Konsulat hinterlassen. Anstatt sie, gleich seinen Vorgängern, zu verschleudern, suchte sie Napoleon besser zu verwerten. Er wies neunzig Millionen davon der Amortisationskasse zu, welche sie allmählich zu veräußern und den Erlös zum Rückkauf von Staatsrente zu verwenden hatte, um den Kurs derselben in der Höhe von 50 zu erhalten, zu der er nach dem Frieden von Lunéville emporgelangt war. Zu diesem Kurs konnte dann Napoleon neue Rente emittieren und so die aus früheren Jahren rückständigen Zinsen und schwebenden Schulden tilgen. Weitere 120 Millionen der Nationalgüter wurden mit ihrem Erträgnis der Unterrichtsverwaltung, 40 Millionen der Invalidenversorgung gewidmet und auf solche Weise das Budget entlastet. Der siegreiche Krieg ließ den größten Teil des Heeres in der

*) Diese Teilung der Finanzverwaltung unter zwei Ministerien hat sich bis 1815 erhalten. Napoleon hat sie zu rechtfertigen gesucht, indem er sagte, daß ihm ein einziger Minister nicht die Garantie biete, die er in der Kontrolle des einen durch den andern finde.

Fremde ernähren und erleichterte damit ebenfalls die Staatslast. Um die Industrie und den Handel zu unterstützen, ward am 18. Januar 1800 die Bank von Frankreich mit einem Kapital von 30 Millionen gegründet, an welchem der Staat mit 5 Millionen partizipierte, die er den Kautionen der Finanzbeamten entnahm. Dazu kamen Verordnungen über die Börse, die Wiederherstellung der durch die Revolution beseitigten Handelskammern, häufigere Landesausstellungen u. dgl. m. Nun konnte bei Vertrauen und gutem Willen der Bevölkerung das Gleichgewicht im Staatshaushalt und mit ihm der verlorene Kredit Frankreichs bald wieder hergestellt sein. Und da der Staat seine Schuldigkeit nach Kräften that, blieb auch das Volk nicht mehr dahinter. Die Steuern gingen pünktlich ein, und die finanziellen Unternehmungen der Regierung begegneten wieder der Beteiligung der soliden Geschäftswelt.

Aber dieser ganze Organismus wäre ohne dauerbaren Wert gewesen, wenn nicht zugleich die Rechte und Pflichten der Einzelnen untereinander endgiltig fixiert und männiglich bekannt geworden wären. Die Forderung eines Gesetzbuches, welches den durch die Revolution völlig veränderten Rechtszustand klar und sicher aussprach, war unabweislich. Bis zum Jahre 1789 hatte es in Frankreich kein einheitliches Recht gegeben: im Norden herrschte meist das seit dem 16. Jahrhunderte redigierte Gewohnheitsrecht (coutumes), im Süden mehr das römische Recht (droit écrit) vor, daneben gab es zahlreiche Lokalrechte. Noch vor der Revolution hatte der Kanzler Maupeou auf die Notwendigkeit einer Justizreform und einer Sammlung und Vereinfachung dieser vielfältigen Rechtssätze hingewiesen. Da kam aber der Umsturz und machte mit seinem obersten Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle" der Mannigfaltigkeit des französischen Rechtslebens von selbst ein Ende. Die Verfassung vom Jahre 1791 versprach dann ein neues allgemeines Zivilgesetzbuch; im Jahre 1793 wurde das Versprechen wiederholt und auf ein ebenso allgemeines Kriminalgesetzbuch

ausgedehnt; aber noch im Jahre 1799 war es weder zu dem einen, noch zu dem andern gekommen, und in der Nachtsitzung des 10. November, in welcher Napoleon die Staatsgewalt überkam, wurde den beiden Kommissionen neuerdings die Abfassung eines Gesetzbuches aufgetragen. Jetzt endlich setzte der starke Wille eines Einzelnen durch, was die Absicht Vieler nicht zu erreichen vermocht hatte. Am 12. August 1800 ernannte Napoleon ein Komité von drei hervorragenden Juristen: Tronchet, Bigot de Prémeneu und Portalis (vom Rate der Alten) mit Malleville als Sekretär, um den Zivilkodex zusammenzustellen. Diese verteilten die Arbeit in Partieen unter sich, nahmen einen Entwurf Cambacérès' zur Grundlage, den dieser seinerzeit dem Konvent vorgelegt hatte, und waren schon nach vier Monaten mit ihrer Arbeit zu Rande. Dann wurde im Staatsrat die Vorlage beraten, wo die Juristen Boulay de la Meurthe, Berlier, Abrial, die Konsuln Cambacérès und Lebrun (ehedem Sekretär des Kanzlers Maupeou) dieselbe revidierten und Napoleon selbst nicht selten das Wort nahm und die Entscheidung herbeiführte. Zeugen wissen von seinen scharfsinnigen Bemerkungen und klaren Ansichten zu reden, unter die sich freilich auch manchmal eine recht unjuristische Auffassung mischte. Wir hören, daß die Einschränkung der ehelichen Scheidungsgründe, die Verpflichtung der Eltern, ihre Kinder zu ernähren, u. a. von ihm ausging.

Noch im Jahre 1801 kam der Code in drei Abteilungen zustande. Manches darin war den alten „Coutumes", vieles dem römischen Rechte entnommen, so weit es sich mit dem revolutionären Gleichheitsprinzip vereinigen ließ. Dieses letztere aber dominierte das ganze monumentale Werk. Die Revolution hatte den Erbadel abgeschafft, der Code civil hat ihn nicht erneuert; sie hatte im Erbrecht die Gleichberechtigung unter Kindern verschiedenen Alters und Geschlechts zum Gesetz erhoben, und der Code civil hat dies anerkannt; sie hatte — allerdings nicht ohne Zögern — den Juden das volle Bürgerrecht erteilt, und der Code civil hat es rückhaltslos bestätigt; sie hatte die für alle Klassen und Kon-

fessionen gleichen Zivilstandsregister und die Zivilehe eingeführt, und der Code civil hat beides beibehalten; sie hatte die Ehe als auflösbar erklärt, und der Code civil hat dies ebenfalls gethan. Aber während Nationalversammlung und Konvent nur einzelne Teile des Privatrechtes bearbeitet hatten, war das Konsulat darüber hinaus zu einem alle bürgerlichen Verhältnisse umfassenden Rechtssysteme fortgeschritten. Das bleibt das unbestreitbare Verdienst des Ersten Konsuls von Frankreich, und darum führt das französische Zivilgesetzbuch mit Recht den Namen „Code Napoleon."

Und ebenso kam man auch auf den Gebieten des Kriminalrechtes, des Prozesses und des Handelsrechts zu abschließenden Kodifikationen,*) Werke, auf deren Inhalt hier nicht einmal andeutungsweise eingegangen werden kann, von deren Wert aber der weite Umkreis ihrer Geltung zeugt. Denn nicht Frankreich allein sollten diese Gesetzbücher dienen: überall, wohin die Macht Napoleons gelangte, trug sie das neue Recht mit sich, und als später eine Zeit kam, in welcher das französische Volk wieder auf seine alten Grenzen eingeschränkt wurde, blieben seine Gesetze als dauernde Zeichen seiner ehemaligen Größe zurück. Bis auf den heutigen Tag gilt der Code Napoleon in Rheinpreußen, Rheinbayern, Rheinhessen und mit geringer Abweichung im Großherzogtum Baden, in Holland, Belgien, Italien ꝛc. Bis auf unsere Tage hatte sich der französische Strafprozeß mit seinem öffentlichen und mündlichen Verfahren und seinen Geschworenen in den rheinischen Landen erhalten. Noch heute gilt der Code de commerce in Belgien und Italien, in Griechenland und den Donaufürstentümern, und hat fast überall, wo Handelsgesetze entstanden, als Muster gedient. Und mit den Gesetzbüchern

*) Die Beratungen über den Code pénal und den Code d'instruction criminelle begannen im März 1801 und waren im Jahre 1810 vollendet. Die Zivilprozeßordnung (Code de procédure civile) kam 1802 zum Entwurf, 1806 vor den gesetzgebenden Körper, und trat 1807 in Wirksamkeit. Das Handelsgesetzbuch (Code de commerce) wurde von 1801 bis 1807 beraten und war von 1808 ab giltig.

gingen auch die Grundsätze der Gleichheit in die Fremde, auf denen sie basierten, und es vollzog sich ein Prozeß von Kulturübertragung, welcher in kurzer Zeit, und trotz aller Reaktion dagegen, das Aussehen einer Welt verändern sollte. Wer möchte den Mann klein nennen, dessen kräftige Faust hier den Hebel regierte?

Von Recht und Wohlfahrt der gegenwärtigen Generation wandte Napoleon sich der Bildung und Erziehung des kommenden Geschlechtes zu. Wie auf allen Gebieten, so hatte auch auf demjenigen des öffentlichen Unterrichts die Revolution zwar Unbrauchbares zu beseitigen und gute Prinzipien aufzustellen, aber nur wenig Festes und Dauerbares zu schaffen gewußt. Ihr Axiom der Gleichheit war schon durch die Verfassung des Jahres 1791 auch auf die Schulbildung angewendet worden: „Es wird ein öffentlicher Unterricht organisiert werden, gleich zugänglich für jedermann, und unentgeltlich für die allen Menschen unentbehrlichen Disziplinen.“ Aber trotz trefflicher Elaborate Talleyrands und Condorcets kam es lange nicht zu einem umfassenden Gesetz. Erst im Oktober 1795 erschien eine neue Unterrichtsordnung mit Primärschulen für die Gemeinden, Zentralschulen für die Departements und Fachschulen nach zehn verschiedenen Berufsrichtungen. Aber noch im Jahre 1800 waren die Primärschulen sehr selten, fehlten Schüler und Lehrer, und der berichtende Staatsrat schlug geradezu vor, den Unterricht an denselben den Pfarrern zu übergeben. An den Zentralschulen, wo es weder Prüfungen noch Diplome gab, wurden — das lag im brüsken Charakter der Zeit — nur die mathematischen und technischen Vorträge zur Not besucht, die anderen fanden keine Zuhörer. Und ähnlich war es mit den Fachschulen. Die wichtigen Schöpfungen des Konvents aus dem Jahre 1794 konnten in der aufgeregten Zeit nicht Leben und Wirkung gewinnen. Die „Polytechnische Schule“ hatte nur wenig Schüler, die „Normalschule“, zur Vorbildung fürs Lehrfach, bestand kein Jahr lang, die „Medizinische Schule“ war nicht viel mehr als die alte Fakultät

und harrte noch ihrer Reorganisation, das „Gewerbemuseum“ (Conservatoire des arts et métiers), welches dem Anschauungsunterrichte für die Arbeiter dienen sollte — ein Gedanke des Philosophen Descartes im 17. Jahrhundert — befand sich bis auf die letzte Zeit des Direktoriums in verwahrlostem Zustande. So blieben auch hier Riß und Aufbau Sache des Konsulats.

Noch im Dezember 1799 wurde eine besondere Sektion für „Wissenschaften und Künste“ im Ministerium des Innern eingerichtet, welche sich zwei Jahre später zur „Generaldirektion des öffentlichen Unterrichtes“ ausgestaltete. Am 1. Mai 1802 erschien dann ein neues Schulgesetz: Primärschulen in jeder Landgemeinde unter Aufsicht des Unterpräfekten, deren Lehrer vom Maire ernannt wurden; Sekundärschulen in den Departementalstädten unter Aufsicht des Präfekten, die auch von Privaten nach dem Gutachten der Regierung gegründet und gehalten werden konnten; 32 Lyceen mit klassischem und realem Unterricht, wohin die besseren Schüler der Sekundärschulen aufstiegen und von wo ein Fünftel derselben nach Ablauf der Studienzeit in die Spezialhochschulen übertrat.*) Zur Überwachung des ganzen Unterrichtswesens wurden Inspektoren ernannt, und um die neue Ordnung rascher Leben gewinnen zu lassen, verlieh die Regierung an nicht weniger als 6400 Schüler Freiplätze, darunter an 2400 Söhne verdienter Beamten und Militärs. Der Erfolg blieb nicht aus. Schon nach zwei bis drei Jahren waren 4500 Elementarschulen in Thätigkeit, daneben über 750 Sekundärschulen mit 50000 Schülern, und 45 Lyceen. Mit diesen Gesetzen hatte Napoleon nicht so sehr die rückhaltlose Pflege des Wissens im Auge, als vielmehr die Absicht, sich leidlich unterrichtete und gut gehorsame Unterthanen zu erziehen, deren Bildung just nicht bis zur un-

*) Solcher Fachschulen kannte das Gesetz vom 1. Mai 1802 neun: 1. Jura, 2. Medizin, 3. Naturwissenschaften, 4. mechanische und chemische Technologie, 5. höhere Mathematik, 6. Geographie, Geschichte und politische Ökonomie, 7. Zeichnende Küste, 8. Astronomie, 9. Musik und Kompositionslehre.

befangenen Kritik seiner Regierungshandlungen emporzureichen brauchte. Als Fourcroy, der Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtes, ihm 1802 einen vielfältig gegliederten Schulplan überreichte, da wies er denselben als viel zu umfassend zurück und bemerkte: „Ein bischen Latein und Mathematik, mehr braucht man nicht.“ Doch hat er wieder andererseits der Gelehrsamkeit und ihren Vertretern seine Achtung nie versagt. Er liebte es vielmehr, wie mit den Größen der Kunst, so mit denen der Wissenschaft zu verkehren und hat nie aufgehört, durch Ehren und Würden diejenigen auszuzeichnen, die sich seine Achtung durch ihr Talent und ihre Kenntnisse erworben hatten. Schon im Jahre 1800 sind von den sechzig Senatoren siebzehn Mitglieder des Instituts, und als am 19. Mai 1802, um das Verdienst um den Staat sei's im Militär, sei's im Zivile, anzuerkennen, die „Ehrenlegion erstand, machte Napoleon den Naturforscher Lacépède zum Großkanzler des neuen Ordens.*)

Zu diesem Systeme der Zusammenfassung aller Staatskräfte paßte es schlecht, daß noch immer ein Teil der Franzosen durch das Gesetz von der Heimat fern gehalten wurde. Es waren dies teils jene Emigranten, welche schon am Beginne der Revolution freiwillig Frankreich verlassen, teils solche, die später vor den Schreckensmaßregeln und Drohungen der radikalen Gewalten die Flucht ergriffen hatten. Noch unter dem Direktorium war das Gesetz erneuert worden, welches ihre Heimkehr mit dem Tode bestrafte. Napoleon, um keinem Zweifel in die Stärke seines neuen Regi-

*) Nach dem Gesetze vom Jahre 1802 hatten die Mitglieder der Legion bei ihrem Eintritt unter anderm auf ihre Ehre zu schwören, daß sie jeden Versuch, das feudale Regiment mit seinen Attributen und Titeln wiederherzustellen, bekämpfen wollten. Die Abzeichen der Legionäre waren den treuen Republikanern ein Dorn im Auge, und Napoleon bekam Vorstellungen darüber zu hören. „Ich bezweifle — antwortete er — daß es jemals Republiken gab ohne derlei Distinktionen. Man nennt das ein „Kinderspielzeug“ (hochets), ja wohl, aber mit Kinderspielzeug lenkt man die Männer.“

ments Raum zu lassen, kam davon zurück. Die Sache war nur dadurch schwierig, daß die Güter der Emigranten unterdessen vom Staate konfisziert und verkauft worden waren und die neuen Besitzer aus der Rückkehr der früheren Eigentümer für ihr Gut Besorgnis schöpften. Dennoch wurde das Vorhaben, Schritt für Schritt vorwärts gehend, ausgeführt. Im März 1800 erschien zuerst ein Edikt, welches die Emigrantenliste schloß und die Regierung ermächtigte, jene Ausgewanderten von derselben zu streichen, die darum ansuchten und auf jeden Anspruch auf ihr früheres Eigentum verzichteten. Dann, nach dem Friedensschluß mit den auswärtigen Mächten, im April 1802, wurde eine allgemeine Amnestie gewährt, jedoch auch wieder mit dem Vorbehalte, daß die neuen Gutsbesitzer ungeschädigt bleiben sollten. Kaum war dieses Gesetz erlassen, so kehrten nicht weniger als vierzigtausend Familien nach Hause zurück. Damit und mit der Beilegung des heimischen Schismas durch das Konkordat war die Neuorganisation Frankreichs im wesentlichen beendet.

Nicht ohne namhaften Widerspruch war das Werk durchgeführt worden. Das immer deutlicher hervortretende Selbstherrschertum Napoleons fand in den Kammern und außerhalb derselben seine Gegner. Das waren zunächst die liberalen Konstitutionellen, welche, geführt von Benjamin Constant, dem intimen Freunde der Staël, im Tribunat wie in der Gesellschaft der absolutistischen Tendenz des Ersten Konsuls entgegentraten und diesen, da sie auch dessen nützliche und notwendige Schöpfungen, wie die finanziellen und judiziellen Gesetze angriffen, nur auf dem eingeschlagenen Wege noch weiter trieben. Daneben die unversöhnlichen Jakobiner und Terroristen, die in geheimen Zusammenkünften, wie Fouché durch seine Agenten erfuhr, auch vor der Idee, Bonaparte zu töten, nicht zurückscheuten. Endlich die starren Royalisten, die nach wie vor treu zu Ludwig XVIII. hielten und Napoleon als ein Hindernis auf ihrem Wege haßten. Diese Letzteren führten aus, was die Jakobiner nur geplant hatten. Als am Abend des 24. Dezember 1800 der Erste Konsul

zur Oper fuhr, wurde er in der kleinen Straße St. Nicaise von einer explodierenden Höllenmaschine (einem mit Pulver, Kugeln und Feuerwerkskörpern angefüllten Faß) bedroht, die mehreren Passanten das Leben raubte, ihn selbst aber unversehrt ließ. Man hielt anfangs die Unthat für das Werk der Radikalen, und Napoleon ließ, mit Zustimmung von Senat und Staatsrat, hundertdreißig derselben zu martervoller Deportation verurteilen. Erst später kam man den wirklichen Thätern auf die Spur, von denen aber die Mehrzahl bereits entkommen war und nur zwei hingerichtet werden konnten. Die Terroristen jedoch wurden gleichwohl deportiert, „denn“ — wie Fouché meinte — „es handle sich nicht bloß darum, das Vergangene zu strafen, sondern vor allem die gesellschaftliche Ordnung zu erhalten.“

Damit war Napoleon bei der Willkür angelangt. Willkür war es schon gewesen, als er im Januar 1800 von dreiundsiebzig politischen Zeitungen nicht weniger als sechzig unterdrückte und jede Neugründung eines Journals verbot.*) Und Willkür war es wieder, mit der er sich im Jahre 1802 der Opposition im Tribunat erwehrte. Als diese Versammlung den Code civil in einzelnen Teilen ablehnte, an denen er selbst mitgearbeitet, dachte er, da die Regierung nicht das Recht hatte, die Kammern

*) Dieses Dekret war ein übler Dank, den Napoleon jenen Zeitungen abstattete, die er erst noch vor vier Jahren, als er in den italienischen Krieg zog, aufgefordert hatte, „über ihn und nur über ihn zu schreiben“, und die in der That zu seinem Ruhme das ihrige beigetragen hatten. Es war aber nur der erste Schritt auf dem Wege, der ihn schon drei Jahre nachher zur faktischen Wiederherstellung der Zensur geführt hat. Eine Verordnung vom 27. September 1803 lautete: „Um die Freiheit der Presse zu sichern (!) wird hinfür keine Buchhandlung mehr irgend ein Werk verkaufen ohne dasselbe vorher einer Revisionskommission unterbreitet zu haben, die es zurückstellen wird, sofern kein Grund zur Zensur vorliegt.“ Und ähnliches war bezüglich der neu aufzuführenden Theaterstücke befohlen worden. Was den Ersten Konsul in seinem Vorgehen gegen die Journale ermutigte, war, daß das für den innern Frieden besorgte Publikum selbst die Maßregelung der meist streitsüchtigen und vielfach korrupten Presse nicht gerade ungerne sah.

aufzulösen, anfänglich geradezu an einen Gewaltstreich, ließ sich aber von Cambacérès zu einem konstitutionell scheinenden Umweg bereden. Der Artikel 38 der Verfassung des Jahres VIII bestimmte, daß von 1802 ab alljährlich ein Fünftel der Mitglieder des Tribunats und des Gesetzgebenden Körpers erneuert werde. Dieser Zeitpunkt war nun gekommen. Da die Verfassung aber nichts näheres bestimmte, wie die Erneuerung vor sich zu gehen habe, so ließ man nicht das Los über diejenigen entscheiden, welche auszutreten hatten, wie es in der Ordnung gewesen wäre, sondern gewann den Senat dafür, nicht nur das neue Fünftel zu ernennen, sondern auch die Ausscheidenden zu bestimmen. Der Senat, von der gefürchteten Ungnade Napoleons bedroht, gehorchte, und Tribunat und Gesetzgebender Körper waren von den mißliebigen Elementen, den Benjamin Constant, Chénier, Chazal, Daunou u. A. gereinigt. (Januar 1802.) In ihre Stellen traten durchaus gefügige Elemente ein, welche all den heftig bekämpften Gesetzentwürfen und anderen, die bisher noch gar nicht vorgelegt worden waren, wie die Verfügung über die Emigranten, das Konkordat, die Ehrenlegion, ohne Widerspruch zustimmten.

Napoleon aber erwartete von den neuen Kammern noch mehr. Seine Gewalt war ihm noch lange nicht ausgedehnt genug. Daß er der Konstitution gemäß nur auf zehn Jahre erwählt war, stimmte wenig zu seinen weitreichenden Plänen. Darum haßte er auch die Verfassung des Jahres 1799, wie er aus einem ähnlichen Grunde die des Jahres 1795 gehaßt hatte. Herrschen wollte er über Frankreich, herrschen wie die anderen Souveräne über ihre Staaten herrschten, nicht eingeschränkt und gedemütigt von einem winzigen Paragraph, der seinem stolzen Wahn ein Ziel setzte, das sich auf die Minute berechnen ließ. Je leidenschaftlicher er aber diese Absicht hegte, um so sorgfältiger verbarg er sie, bis es, Ende März 1802, zum Abschluß des Definitivfriedens mit England gekommen war und er, gestützt auf seine nun noch gesteigerte Popularität, etwas davon durchblicken lassen

konnte. Aber die Mehrheit des Senats verstand ihn schlecht, wenn sie beschloß, dem Chef der Regierung als Zeichen der Anerkennung seiner großen Verdienste um den Staat, das Premier-Konsulat um weitere zehn Jahre zu verlängern. Napoleon war entrüstet. Er wollte heftig werden und ablehnen, als Cambacérès — nach anderen Lucian — auch hier einen Ausweg fand: den Appell an die Nation. Er antwortete daher den Senatoren, er dürfe ihr Anerbieten nicht annehmen, ehe er das Volk befragt habe, welches ihn seinerzeit mit der höchsten Gewalt ausgestattet. Nur war die Frage die er an das Volk richtete, von dem Votum des Senats gewaltig unterschieden, denn sie lautete: „Soll Napoleon Bonaparte Konsul auf Lebenszeit sein und das Recht haben, seinen Nachfolger zu bestimmen?“ Und wieder stimmte seine Rechnung. Vierthalb Millionen Ja — einigen Tausend Nein gegenüber — tönten als Antwort zurück. Nun wußte auch der Senat, woran er war. Er beeilte sich, dem Auserwählten des Volkes den Dank der Nation zu überbringen und in einem Senatskonsult vom 4. August 1802 den Gewaltkreis des Ersten Konsuls weit auszudehnen. Von jetzt ab hatte dieser ausschließlich das Recht, Verbrecher zu begnadigen, die Verträge mit den fremden Mächten zu ratifizieren und Senatoren zu ernennen. Und was namentlich die letzte Befugnis besagen wollte, das wird klar, wenn man vernimmt, zu welcher Bedeutung der Senat selbst emporstieg: er konnte in eigenen Beschlüssen (Senatskonsulten) die Konstitution interpretieren, sie verbessern oder ganz suspendieren, die beiden Kammern auflösen, Richtersprüche kassieren, wenn sie die Sicherheit des Staates gefährdeten — und alles das auf den Wink desjenigen, der jetzt uneingeschränkt Frankreich regierte. Die Monarchie war perfekt. „Von nun ab“, sagte Napoleon, „steh ich auf der gleichen Höhe mit den anderen Souveränen, denn im Grunde sind sie es ja auch nur auf Lebenszeit. Es ist nicht gut, daß die Autorität eines Mannes, der die Politik von ganz Europa lenkt, schwankend sei oder es auch nur scheine.“ Wenn er sich nach weiteren zwei

Jahren die Kaiserkrone von Frankreich aufs Haupt setzen wird, ist sie nur das äußere Zeichen einer Macht über die er schon jetzt verfügte.

Was den entscheidenden Schritt Bonapartes zur Alleinherrschaft begünstigt hat, das war sein heimlicher Bundesgenosse vom 18. Brumaire: die parteilose öffentliche Meinung. All ihre Sympathieen gehörten dem Manne, der die Anarchie getötet, Ordnung und Wohlstand gestiftet und mit aller Welt Frieden gemacht hatte. Und ganz besonders das letzte Moment gab den Ausschlag. Aber wie wenig kannten die Franzosen denjenigen, dessen schrankenloser Gewalt sie das Schicksal ihres Landes anheimstellten! Er war kein Mann des Friedens. Gewiß, er hat mit eisernem Fleiße und einer Energie ohne Gleichen Frankreich wieder tüchtig und stark gemacht; aber nicht für die Ruhe, sondern für den Kampf um den Preis einer Herrschaft weit über seine Grenzen hinaus.

Litterarische Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel. Von den älteren Werken über die Jugend Napoleons sind durch das von ihnen benutzte Quellenmaterial besonders drei bemerkenswert: Coston, Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte (1840); Libri, Souvenir de la jeunesse de Napoléon (1842); Nasica, Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon I. jusqu'à l'age de 23 ans (1851). Alle drei nicht ohne Voreingenommenheit für ihren Helden. Vom entgegengesetzten Standpunkte: Lanfrey, Histoire de Napoléon I. (auch in deutscher Übersetzung), für die Jugendzeit nicht gründlich genug. Ein erster Versuch, über Bekanntes hinauszukommen: Böhtlingk, Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen bis zum 13. Vendémiaire, Jena 1877, (eine neue, leider unveränderte Ausgabe, Leipzig (1883); ein zweiter: Jung, Bonaparte et son temps (1769—1799) d'après les documents inédits (Par. 1880—81), welcher durch authentische Mitteilungen aus dem Pariser Kriegsarchive Ordnung in die chronologische Verwirrung bei Coston und seinen Benutzern brachte. Über die Abstammung der Bonaparte: Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte IV. Die in der Erzählung erwähnten Mitschüler Napoleons sind Bourrienne, der in seinen Mémoiren (1. Bd.) von jener Zeit berichtet, und ein zweiter, der unter der Chiffre „C. H.“ im Jahre 1797 Some account of the early years of Buonaparte at the military school of Brienne veröffentlichte. Über den Knaben berichten auch die Memoiren Lucians (herausgegeben von Jung, Paris 1882, 1. Band). Napoleons eigene Äußerungen über seine Jugendjahre u. a. bei Mme. de Rémusat, Mémoires I. 267 ff., in den Aufzeichnungen von Las Cases und Montholon auf St. Helena und bei Antommarchi, Les derniers moments de Napoléon.

Was insbesondere den Geburtstag Napoleons betrifft, so ist noch bei dessen Lebzeiten die Meinung aufgetaucht, er habe sich um ein Jahr jünger gemacht. (Vergl. d. Artikel „Bonaparte“ in Michauds Biographie univer-

selle.) Jüngst hat Böhtlingk dieselbe wiederholt, ohne zureichende Gründe. Erst Jung brachte wichtige Einwendungen gegen den 15. August 1769 vor. Er produzierte nämlich einen Auszug aus den Standes-Registern von Corte, nach welchen ein „Nabulione Buonaparte“ am 8. Januar 1768 getauft worden ist. Dasselbe Dokument erscheint dann fast unverändert, nur mit dem wenig italienisch klingenden Namen „Joseph“ vor Nabulione als Taufschein des Bruders im Archive von Ajaccio. Endlich macht Jung den Trauungsschein Napoleons geltend, worin der 5. Februar 1768 als Geburtstag des Bräutigams angeführt wird. Mit diesen Belegen an der Hand sucht er wahrscheinlich zu machen, daß Napoleon der älteste, 1768 geborene Sohn Carlos sei, und daß der Vater seinen Taufschein mit dem Josephs vertauscht habe, um für Jenen das zur Aufnahme in die Schule von Brienne erforderliche Alter — nicht mehr als zehn Jahre — nachweisen zu können. Dagegen läßt sich jedoch manches einwenden: 1) liegt im Pariser Archive des Kriegsministeriums ein am 21. Juli 1771 verfaßter Taufextrakt, nach welchem an diesem Tage ein „am 15. August 1769“ geborener Sohn Carlo Buonapartes „Napoleone“ getauft wurde. 2) hat Carlo im Juli 1776 für seine beiden ältesten Söhne um Freiplätze in königlichen Militärschulen gebeten. Er mußte damals das Alter der Knaben genau angeben und Auszüge der Taufscheine beilegen; und in der That findet sich im Kriegsarchiv ein am 23. Juni 1776 beglaubigter Taufextrakt für den „am 15. August 1769“ geborenen Napoleone. Die Erledigung seines Gesuches dehnte sich Jahre lang hinaus; die Kriegsbehörde zog Erkundigungen ein, verlangte den Adelsnachweis u. dgl. Darüber kam das Jahr 1779 heran, in welchem, den Statuten gemäß, nur noch einer der Knaben, d. i. der 1769 geborene, Aufnahme finden konnte. Wo und wie sollte nun der Vater, während sein Gesuch mit den Beilagen bei der Behörde lag, Gelegenheit gefunden haben, den Taufschein Napoleons für den Josephs einzuschieben, d. h. die beiden Dokumente zu fälschen? Vorher aber, im Jahre 1776, war für einen solchen Tausch gar kein zwingender Grund vorhanden. Man entschied dann endlich in Paris nach den vorliegenden Taufextrakten, wählte den einzig berechtigten jüngeren Knaben aus und behielt dessen Geburtsdokument zurück. Dieser war eben Napoleon, und darum befindet sich dessen Taufextrakt heute noch bei den Akten. Vergl. über die Anciennetät Josephs auch die von Jung herausgegebenen Mémoiren Lucian Bonapartes im 2. Bande. Jung selbst hat übrigens seine Ansicht nicht ohne Reserve ausgesprochen.

Zum zweiten Kapitel. Über die korsischen Unternehmungen Napoleons hauptsächlich Jung in seinem Buche über Napoleon und in seinem anderen Werke: Lucien Bonaparte et ses mémoires 1775—1840. Paris 1882. Bd. 1 u. 2. Danach ist Böhtlingks geistvolle Darstellung im Einzelnen zu be-

richtigen. Der 1. Band von Lucians Memoiren bietet interessantes Detail über Paoli und die entscheidenden Vorgänge auf Korsika, über Napoleons Stellung in seiner Familie, seine wiederholt geäußerte Idee in Indien englische Dienste zu nehmen u. dgl. Überdies vergl. man die für das erste Kapitel genannten älteren Werke, insbes. Coston.

Zum dritten Kapitel. Die unter den Auspizien Napoleon III. herausgegebene Correspondance de Napoléon I. tritt hier als Quelle ein. Sie beginnt mit Briefen aus dem Spätherbste des Jahres 1793, vor der Eroberung von Toulon. Man weiß, daß die Korrespondenz Napoleons vor ihrer Veröffentlichung einer eingehenden Sichtung unterzogen wurde, und seitdem, 1856, will das Gerücht von vernichteten Papieren des ersten Kaisers nicht mehr zum Schweigen kommen. Die Lücken der Sammlung lassen sich übrigens zum Teil aus den Memoiren Josephs Bonapartes (herausgegeb. von Du Casse), Bourriennes und nach den Mitteilungen Costons und Jungs ergänzen. Als Quellen gehören überdies hierher: die der Schwester Robespierres zugeschriebenen Denkwürdigkeiten, diejenigen Marmonts, Doulcet Pontécoulants und die Memoiren der Herzogin von Abrantés (Gemahlin Junots). Für die Abwandlung der französischen Parteipolitik: Sybels Geschichte der Revolutionszeit, Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, H. Taine, Les origines de la France contemporaine, 4. Bd. Die jüngst von André Michel veröffentlichte Correspondance de Mallet du Pan avec la Cour de Vienne, 1794—1798, (2 Bde.) weiß aus den Vendémiairetagen über Bonaparte nicht mehr zu sagen, als daß er ein „Corse terroriste" war. Es scheint danach sein Name doch erst durch den italienischen Feldzug in weitere Kreise gedrungen zu sein.

Zum vierten Kapitel. Über die gesellschaftlichen Verhältnisse und Cirkel: Goncourt, Histoire de la société française sous le Directoire, und vor allem die grundlegenden und von den Franzosen lange Zeit nicht genug geschätzten Werke „Tableaux de la révolution Française" und „Pariser Zustände während der Revolutionszeit" des deutschen Gelehrten Adolph Schmidt, auf dessen Mitteilungen sich heute diejenigen französischen Schriften aufbauen, welche, wie Taine u. a. die Revolutions-Legende erschüttern. Über Josephine: Napoléon I. et Joséphine; Lettres authentiques. 2 Bde. Paris 1833; ferner die Mémoires sur Joséphine et ses contemporains des Fräulein Ducrest. Der erste im Text mitgeteilte Brief Josephinens an eine Freundin ist in diesen Denkwürdigkeiten enthalten und seine Echtheit kaum anzufechten. Nicht ebenso die des zweiten. Man vgl. übrigens: Aubenas, Histoire de l'impératrice Joséphine, 2 Bde. Par. 1858—59 (apologetisch), danach und nach später veröffentlichten Quellen: J. de Saint-Amand, La jeunesse de l'impératrice Joséphine. (Par. 1884); mehr redselige Belletristik als exakte Geschichtschreibung. Auch der Artikel „Joséphine" in Michauds Biographie

universello verdient Erwähnung. Die 1820 u. 1827 erschienenen Memoiren Josephinens sind unecht. Die Briefe, in denen sich Napoleon über Josephinens Untreue beklagt, fehlen in der Correspondance. Der im Text zitierte an Joseph ist nur teilweise von Coston und in den Mémoires du Roi Joseph, vollständig erst von Pertz in den Abhandlungen der Berliner Akademie, 1861, S. 221, und in der Revue historique X. 98 veröffentlicht worden.

Zum fünften Kapitel. Für die Geschichte der Feldzüge von 1796—97 ist die Korrespondenz Napoleons Hauptquelle. (Vergl. Descoubès, La correspondance militaire de Napoléon I. im Journal des sciences militaires. Janvier 1878.) Dazu die Memoiren der Generale, besonders Marmonts u. Massena's. Neben den älteren fachmännischen Darstellungen von Jomini, Rüstow, Lossau jüngst: Yorck von Wartenburg, Napoleon als Feldherr, I. Band, Berlin 1885. Hierzu die kleine Schrift von Malachowski, Über die Entwicklung der leitenden Gedanken zur ersten Kampagne Bonaparte's. Vortrag, Berlin 1884. Eine umfassende, auf gründlicher Durchforschung des Materiales im pariser Kriegsarchiv beruhende Darstellung der Kriegsereignisse dieser Jahre steht noch aus. — Für die Vorgänge in der Hauptstadt im Zusammenhang mit denen im Felde vergl. man die Memoiren Carnot's, die übrigens sehr wenig verläßlichen Larévellière-Lépaux', (Auszüge aus den letzteren in der Revue historique X), die Denkwürdigkeiten sowie die Korrespondenz Mallet du Pans, die Memoiren Bourrienne's u. Matthieu Dumas; dazu die Journale „Moniteur“ u. „Redacteur“ (letzteres das Organ des Direktoriums). Von wissenschaftlichen Darstellungen grundlegend: Sybel, Gesch. d. Revolutionszeit IV (der neuen Ausgabe von 1882), dazu mit neuen Aufschlüssen: Jung, Bonaparte &c. III.; mit neuen Gesichtspunkten: Böhtlingk, Napoleon Bonaparte, II., und Taine, Les origines de la France contemporaine, IV. Über die auswärtige Politik insbesondere die Aufsätze A. Sorel's in der „Revue historique“, vornehmlich im 17. und 18. Bande und im Novemberhefte 1885.

Zum sechsten Kapitel. Über Napoleons Haltung im Winter 1797 auf 1798 bis zur Abreise nach Toulon sind wir leider nur ungenügend unterrichtet. Die Memoiren Barras' sind noch nicht veröffentlicht. Das Erscheinen derjenigen Talleyrands ist erst für 1888 in Aussicht gestellt. Die bereits bekannt gewordenen Larévellière-Lépaux' haben sich als unzuverlässig erwiesen. Doch sind wir darum nicht ganz ohne Quellen: die Erinnerungen Mathieu Dumas', Miot de Melito's, Bourrienne's, die vor kurzem von P. Baillen veröffentlichten Berichte des preußischen Gesandten Sandoz-Rollin aus Paris, die erwähnte Korrespondenz Mallet du Pan's nach Wien enthalten viel Unterrichtendes. Die Lücken, welche diese Quellen offen ließen, haben Hüffer (der Rastatter Kongreß, 2 Bde.), Jung

(Bonaparte et son temps, vol. 3) und Böhtlingk (Napoleon Bonaparte &c. 2. Bd.) mittelst archivalischer Studien auszufüllen gesucht. Namentlich der letztere ist dabei sehr scharfsinnig zu Werke, nur in manchen Punkten weit über das wissenschaftlich Zulässige hinaus gegangen. Dahin rechne ich vor allem die Behauptung, Bonaparte habe sich nicht damit begnügt, die ausgreifende, das Prinzip des europäischen Gleichgewichtes erschütternde Politik des Direktoriums für sich auszunutzen indem er seine ehrgeizigen Pläne darauf baute, sondern sei selbst der Veranstalter dieser Politik und damit der wahre Urheber des Krieges von 1799 gewesen. Auch Böhtlingk's Ansicht, Napoleon habe mit Bernadotte im Einverständnis die Wiener Affaire herbeigeführt, entbehrt ebenso der giltigen Beweise, wie seine „Hypothese", Jener habe auch beim Rastatter Gesandtenmord seine alles verwirrende Hand im Spiele gehabt. Vergl. Wegele, „Zur Kritik der neuesten Litteratur über den Rastatter Gesandtenmord" in der Histor. Zeitschr, 1881, und Böhtlingk, "Napoleon Bonaparte und der Rastatter Gesandtenmord, Leipzig 1883. Wenn wir nicht irren, hat sich Böhtlingk von Napoleons Worten und Ideen verführen lassen, seinen Thaten einen viel größeren Rahmen zu geben, als dieselben in jener Zeit auszufüllen vermochten. Man braucht seine Thatkraft nicht zu unterschätzen, und dennoch soweit gehende Vermutungen nicht zu wagen. Für die ägyptische Expedition sind vor allem die „Correspondance de Napoleon I." im 4. u. 5. Bde., die „Correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoleon Bonaparte" und die „Lettres from the Army of Bonaparte in Egypt", Lond. 1798—1799 wichtig. Dazu die Memoiren von Bourrienne, Marmont, Duroc, Lavalette, Beauharnais (Napoleon's Stiefsohn, der den Feldzug mitmachte), Frau v. Rémusat und die von Gopčević in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine", 1880, Bd. 35 und 36 verwerteten Aufzeichnungen eines französischen Stabsoffiziers. Dazu die von Nicolas veröffentlichten Briefe Nelsons. Von geschichtlichen Darstellungen neben den angeführten Werken von Sybel, Hüffer, Jung, Böhtlingk, insbesondere: Boulay de la Meurthe, Le directoire et l'expédition d' Egypte 1885, wodurch Meneval, Sur le retour du Général Bonaparte d'Egypte („Spectateur militaire" 1840, 15. Mai) außer Kurs gesetzt ist. Dazu Wilson, History of the british expedition to Egypte, Lond. 1803, Ernouf, La vie de Kleber, 1867. Eine Schrift von Jomard, Souvenirs sur Gaspard Monge et ses rapports avec Napoléon, Paris, 1853 (angeführt bei Masson, Le Département des Affaires étrangères pendant la révolution, S. 428), war mir weder in Wien noch auf den Bibliotheken von Dresden und Berlin erhältlich. Auch Desgenettes, histoire médicale de l'armée d'Orient (2. édit. 1830) blieb mir unzugänglich. Darin wird erzählt, daß Napoleon im Hospital zu Jaffa wirklich 25 bis 30 Pestkranken Opium habe reichen lassen,

und daß einige von diesen, die das Gift wieder von sich gaben, dem Tode entronnen seien.

Zum siebenten Kapitel. Über die französische Politik von 1799: Sybel, Geschichte der Revolutionszeit V. 2., Boulay de la Meurthe, Le directoire et l'expédition d'Egypte, Lanfrey, Histoire de Napoléon I. 2. Band; die Depeschen Sandoz-Rollins bei P. Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807, I., die Briefe des schwedischen Gesandten Brinkmann bei Léouzon-Leduc, Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein et du Baron Brinkmann (Paris, 1881). Über die inneren Zustände Frankreichs: Taine, Les origines de la france contemporaine IV. Felix Rocquain, L'état de la france au 18 brumaire (Paris, 1874). Thiers, Histoire du Consulat et de l'empire, I. Bd. Über den Staatsstreich: Die Memoiren Lucians in der neuen Ausgabe von J. Jung (Lucien Bonaparte et ses mémoires I.' Paris, 1882), diejenigen Gohiers, Murat's, Joseph Bonaparte's, Bourrienne's, der Rémusat, das Memorial von St. Helena, der „Moniteur" des Jahres VIII, Duvergier de Hauranne, Histoire du Gouvernement parlementaire. V., und die jüngst von Ludovic Lalanne herausgegebenen, dem gelehrten Fauriel zugeschriebenen Aufzeichnungen: „Les derniers jours du Consulat", Paris, 1886, I. Abteilung: „Esquisse historique des pronostics de la déstruction de la République à dater du 18 brumaire".

Zum achten Kapitel. Über den Krieg von 1800: Die Correspondance de Napoléon I. 6. Bd, die Memoiren der Generale Kellermann, Victor, Marmont und Massena, die Aufzeichnungen eines Soldaten in „Les cahiers du capitaine Coignet", Paris 1883. Historische Darstellungen bei Sybel im V. Bande, bei Jomini, Histoire des guerres de la Révolution, und bei York, Geschichte der Kriege Napoleon I. 1. Bd. Über die Schlacht bei Marengo: die Darstellung in der „Österr. militär. Zeitschrift von 1823" und den Aufsatz „Zum 80. Jahrestage der Schlacht bei M." in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine" 36. Bd. Über die nächsten Folgen der Entscheidungsschlacht vergl. meinen Aufsatz: „Die Mission des Grafen St. Julien im Jahre 1800", in „Historische Studien und Skizzen" S. 179—209 (1885). Zur Affaire von Hohenlinden: Tessier, La bataille de H. et les premiers rapports de Bonaparte avec le Général Moreau in „Revue historique" IX. nach den Memoiren des beteiligten Generals Decaen. Zur diplomatischen Geschichte ist Hauptquellenwerk: Du Casse, Histoire des négociations diplomatiques relatives aux traités de Mortfontaine, de Lunéville et d'Amiens, Paris 1855, 3 Bde. Dazu die Darstellungen bei Lefebvre, Histoire des cabinets de l'Europe, I., Sybel V., Lanfrey III, Thiers II u. III. Für Einzelnes: Bernhardi, Geschichte Rußlands im 19. Jahrhundert II. Band (dazu Lalanne, Les derniers jours du

Consulat, S. 4 u. 5); Baumgarten, Geschichte Spaniens I. und Bernhardi, Napoleon I. Politik in Spanien, in „Histor. Zeitschrift", 40 Bd. Noorden, Der Rücktritt des Ministeriums Pitt 1801, in „Histor. Zeitschrift" 9. Bd. Aus der reichen Litteratur über das Konkordat: Ranke's Aufsatz über Consalvi im 40. Bde. der sämtlichen Werke, Boulay de la Meurthe, La négociation du concordat im „Correspondant" von 1881, 1882 und Lucian im 2. Bde. seiner Memoiren (Edit. Jung).

Zum neunten Kapitel. Über die Staatsreform im Ganzen: Felix Rocquain, L'état de la france au 18. Brumaire; Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. Bd. 1—3. (Dazu Barni, Napoléon et son historien M. Thiers, auch in deutscher Übersetzung. Leipzig 1870); Lanfrey, Histoire de Napoléon I. 2. Bd.; A. E. Blanc, Napoléon I. ses institutions civiles et administratives, Paris 1880, (einseitig und panegyrisch, im Thatsächlichen übersichtlich). Über die Verwaltungsorganisation: Locré, Procés-verbaux du Conseil d'État I. Aucoc, Le conseil d'État avant et depuis 1789. Zur Vergleichung mit den heutigen Verhältnissen: Aucoc, Conférences sur l'administration et le droit administratif. Paris 1869. Alph. Bertrand, L'organisation française. Paris 1882. Über die Finanzreform: die Memoiren von Gaudin, Herzog von Gaëta, desselben Notice historique sur les finances de la france 1800—1814, Mollien, Mémoires d'un ministre du trésor public, Bosse, Übersicht der französischen Staatswirtschaft, 1806—1807. Über die Justizreform: Schäffner, Geschichte der Rechtsverfassung in Frankreich, Sévin, Etude sur les origines révolutionnaires des codes Napoléon, nouv. édit. Paris 1879. Troplong, De l'esprit démocratique dans le code civil. (Auszüge daraus bei Sévin.) Über die Unterrichtsreform: Hahn, Das Unterrichtswesen in Frankreich mit einer Geschichte der Pariser Universität, I. Bd., Breslau 1848, P. Dupuy, L'école normale in Revue internationale de l'enseignement supérieur, 1883. Über die Bewältigung der parlamentarischen Opposition: Thibaudeau, Mémoires sur le Consulat, Frau von Staël, Considérations sur la révolution française, 3 Bde. Lalanne, Les derniers jours du Consulat. Vgl. auch Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis z. Sturze d. französischen Kaiserreichs. 6. Bd. u. Laboulaye, Benjamin Constant., Über die Zensur: Welschinger, La censure sous le premier empire. 1882. Über die Verschwörungen: Fescourt, Histoire de la double conspiration de 1800 und die Memoiren des Generals Rapp. Die 1828 erschienenen Denkwürdigkeiten Fouché's sind unecht.

Berichtigungen.

Seite	1	Zeile	8	von	oben	statt:	„unvergänglichem"	lies:	„unvergänglichen";
„	20	„	10	„	„	„	„Standesfreiheit"	„	„Steuerfreiheit";
„	27	„	14	„	unten	„	„halten"	„	„hielt";
„	32	„	6	„	„	„	„hat"	„	„hatte";
„	77	„	17	„	„	„	„gäbe"	„	„gebe";
„	79	„	5	„	„	„	„des"	„	„seines";
„	83	„	9	„	oben	„	„ließ"	„	„ließen";
„	98	„	3	„	„	„	„weist"	„	„wies";
„	157	„	4	„	unten	„	„verständigt"	„	„verständigte";
„	166	„	17	„	oben	„	„Dieser"	„	„der Letztere".

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.